Mt. coll. 221 C
Bougainville

<36609392980015

<36609392980015

Bayer. Staatsbibliothek

Ein Boot von der Insel Taiti.

Mt. crll. 221 c

Bougainville

Reise um die Welt

welche

mit der Fregatte la Boudeuse

in den Jahren 1766, 1767, 1768 und 1769.

gemacht worden.

Aus dem Französischen.

Leipzig,

bey Caspar Fritsch, 1772.

Kk 149/132, 227 418

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorbericht.

Es wird den Lesern vielleicht nicht unangenehm seyn, sie vor Lesung dieser Reisebeschreibung selbst mit allen denen, welche bisher eine Reise um die Welt gethan, bekannt zu machen, und ihnen die verschiedenen Entdeckungen, die bis auf den heutigen Tag im Südmeere gemacht worden, anzuzeigen.

Im Jahre 1519. entdeckte der Portugiese Ferdinand Magellan, Befehlshaber von fünf Spanischen Schiffen, die nach ihm genannte Meerenge, wodurch er in das Südmeer kam, ferner zwo kleine wüste Inseln auf der Süderbreite von der Linie, darauf die so genannten Diebesinseln und die Philippinischen Inseln. Er gieng um das Vorgebirge der guten Hoffnung, und brachte sein Schiff von fünfen nur allein wieder nach Sevilla, dem Orte der Abreise, zurück, wo es ans Land gebracht, und als ein Denkmal der verwegensten Handlung, die je ein Mensch unternommen, aufbewahrt ward. Dadurch wurde also die runde Gestalt der Erde, und die Möglichkeit, sie zu umseegeln, zum erstenmale aus der Erfahrung bewiesen.

Der Engländer Drack war der zweyte, der die Welt umschiffte. Er gieng den 15ten September 1577. mit fünf Schiffen von Plymouth unter Seegel, und kam den 3ten November 1580. mit einem einzigen wieder zurück. Die Königinn Elisabeth speisete am Borde seines Schiffes, der Pelikan genannt; es ward sorgfältig in Deptford aufbewahrt, und eine Innschrift am großen Maste zum Andenken errichtet. Seine Entdeckungen sind nicht gewiß bestimmt. Auf den Charten wird eine Küste im Südmeere unter dem Polarcirkel, einige Inseln und Neu-Albion auf der Nordseite der Linie dafür ausgegeben.

Der Ritter Thomas Candish lief den 21sten Julii 1586. mit drey Schiffen von Plymouth aus, und kam den 9ten September 1588. mit zweyen wieder an. Diese dritte Reise brachte keine neuen Entdeckungen zuwege.

Oliver de Nord, ein Holländer, trat die vierte Reise den 2ten Julii 1598. mit vier Schiffen von Rotterdam an, gieng durch die Magellanische Straße längst der westlichen Küste von Amerika, hinauf, von da nach den Diebesinseln, den Philippinischen und Molukkischen Inseln, um das Kap der guten Hoffnung hinum, und brachte den 26sten August 1601. nur ein einziges Schiff wieder, ohne einige Entdeckungen im Südmeere gemacht zu haben.

Der fünfte, welcher die Reise um die Welt unternahm, war der Holländer Georg Spielberg, welcher den 8ten August 1614. mit sechs Schiffen von Seeland abseegelte, aber bereits zweye verlor, ehe er die Magellanische Meerenge erreichte. Er passirte solche, beseegelte die Küsten von Peru und Mexico, jedoch ohne etwas zu entdecken, gieng nach den Molukkischen Inseln, und kam um Afrika mit zwey Schiffen den 1sten Julii 1617. wieder zu Hause.

Um dieselbe Zeit verewigten Jakob le Maire und Schouten ihren Namen. Sie liefen den 14ten Junius 1615. mit den Schiffen, die Eintracht und das Horn, aus dem Texel aus, entdeckten die Straße le Maire, und waren die ersten, welche den Weg um das Vorgebirge Horn in die Südsee fanden. Sie entdeckten die Hundesinsel unter dem funfzehnten Grade funfzehn Minuten südlicher Breite, und ohngefähr hundert und zwey und vierzig Graden westlicher Länge von Paris, die Insel ohne Grund unter funfzehn Graden Breite ohngefähr funfzehn Meilen mehr westwärts, die Wasserinsel auf vierzehn Grade sechs und vierzig Minuten ohngefähr achtzehn Meilen westwärts, und noch zehn Meilen davon die Fliegeninsel; die Cocus- und Verrätherinseln unter sechzehn Graden zehn Minuten südlicher Breite; fünf und zwanzig Meilen weiter westwärts die Insel der Hoffnung, und

endlich die Insel Horn unter vierzehn Graden sechs und funfzig Minuten Breite, und ohngefähr hundert und neun und zwanzig Graden westlicher Länge von Paris. Sie seegelten darauf längst der östlichen Küste von Neuguinea, und passirten zwischen dessen westlicher Spitze und Gilolo durch. Bey der Ankunft zu Batavia am 16ten October 1616. nahm Georg Spilberg sie gefangen, und schickte sie auf Schiffen der Ostindischen Kompagnie nach Europa. Le Maire starb unterweges, Schouten sahe aber sein Vaterland wieder. Die Eintracht und das Horn kamen nach einer Reise von zwey Jahren und zehn Tagen zurück.

Jakob Hermite, ein Holländer, gieng im Jahre 1623. mit eilf Schiffen unter Seegel, in der Absicht Peru zu erobern, seegelte um das Kap Horn, und übte an den Küsten von Chili und Peru viele Feindseligkeiten aus. Von da begab er sich, ohne weitere Entdeckungen zu machen, nach Batavia. Er starb bey der Meerenge des Sundes, und sein Schiff war beynahe das einzige, welches den 9ten Julii 1626. von der Flotte zurückkam.

Im Jahre 1683. that der Engländer Cowley die achte Reise um die Welt. Er seegelte von Virginien ab, gieng um das Kap Horn, kreuzte an den Spanischen Küsten, seegelte von da nach den Larronischen Inseln, und um das Vorgebirge der guten Hoffnung nach England, wo er im Octo-

ber 1686. anlangte. Er hat im Südmeere keine Entdeckungen gemacht, behauptet aber unter dem sieben und vierzigsten Grade südlicher Breite und ohngefähr vierzig Meilen von den Patagons die Insel Pepis gefunden zu haben. Ich habe solche dreymal und die Engländer zweymal vergeblich gesucht.

Wood Roger, ein Engländer, seegelte den 2ten August 1708. aus Bristol um das Kap Horn, und übte an der ganzen Spanischen Küste von Westindien bis an Californien viele Feindseligkeiten aus. Von da gieng er nach Batavia, und kam um das Vorgebirge der guten Hoffnung den 1sten October 1711. wieder in den Dünen an.

Zehn Jahre darauf lief Rogwin, ein Holländer, mit drey Schiffen aus dem Texel aus, und gieng bey dem Kap Horn in die Südsee. Er suchte das Land Davids, ohne es zu finden, entdeckte aber südwärts von dem Wendezirkel die Osterinsel, deren Breite nicht gewiß ist; ferner unter der funfzehnten und sechzehnten südlichen Parallele die Schiffbruchsinseln, wo er ein Schiff verlor, und beynahe in eben der Breite die Insel Aurora, die Vesper, das Labyrinth, welches eigentlich aus sechs Inseln besteht, und die Recreationsinsel, wo er vor Anker lag. Er entdeckte überdieses unter der zwölften südlichen Parallele die drey Baumannsinseln, und endlich unter der

eilften Parallele die Inseln Thienhoven und Grö-ningen. Er gieng darauf längst den Küsten von Neuguinea und Papus nach Batavia, wo seine Schiffe confiscirt wurden. Rogwin gieng für seine Person mit Kompagnieschiffen nach Holland zu-rück, und langte im Jahre 1723. im Texel an, nachdem er sechshundert und achtzig Tage abwe-send gewesen.

Die Lust, Reisen um die Welt zu thun, schien sich ganz verloren zu haben, bis der Admiral An-son die eilfte Reise im Jahre 1741. antrat. Seine vortreffliche Nachricht davon ist in jedermanns Händen, er hat aber keine neuen Entdeckungen gemacht.

Seit der Zeit ist ihm in zwanzig Jahren keiner gefolgt; allein seit einigen Jahren scheint der Ent-deckungsgeist wieder erwacht zu seyn. Der Com-modore Byron lief den 20sten Junii 1764. von England aus, gieng durch die Magellanische Straße nach Batavia, und kam den 9ten May 1766, nach einer Abwesenheit von sechshundert und acht und achtzig Tagen, wieder zurück. Er entdeck-te einige neue Inseln im Südmeere.

Zween Monate nach seiner Zurückkunft unter-nahm der Englische Kapitän Wallace die drey-zehnte Reise mit den Schiffen der Delphin und Swallow. Im Ausseegeln aus der Magellani-schen Straße ward er von dem Swallow unter

dem

dem Kapitän Carteret getrennt. Ohngefähr unter der achtzehnten Parallele entdeckte er im August 1767. eine Insel, seegelte gegen die Linie hinauf, passirte bey dem Lande der Papus vorbey nach Batavia, und kam um das Vorgebirge der guten Hoffnung im May 1768. nach England zurück.

Sein Reisegefährte, Carteret, mußte viel Noth in der Südsee ausstehen, und langte endlich, nachdem er fast sein ganzes Schiffsvolk verloren, im März 1768. zu Macassar, und den 15ten October zu Batavia an. Man wird in meiner Reise finden, daß ich ihn in der See den 18ten Februar 1769. ohngefähr unter dem eilften Grade nördlicher Breite angetroffen. Er kam erst im Junius nach England zurück.

Aus dem Bisherigen erhellet, daß von den dreyzehn Reisen um die Welt keine durch Franzosen gethan worden, und daß man bey sechsen unter diesen nur die Absicht gehabt, neue Entdeckungen zu machen, nämlich bey der von Magellan, Dracke, le Maire, Rogwin, Byron und Wallace. Die andern hatten bloß die Absicht, sich durch Spanische Güter zu bereichern, und nahmen die gewöhnlichen Wege, ohne die Kenntniß der Erdkugel zu vermehren.

Im Jahre 1714. gieng ein Franzose, Namens la Barbinais le Gentil, mit einem Privatschiffe unter Seegel, um an den Küsten von Chili und

Peru einen Contrebandehandel zu treiben. Von da begab er sich nach China, und kam, nachdem er sich daselbst in verschiedenen Häfen ein Jahr aufgehalten, auf einem anderen Schiffe, als mit dem er abgereiset war, wieder nach Frankreich zurück. Er hatte zwar auf diese Weise eine Reise um die Welt gemacht, man kann sie aber doch für keine Unternehmung der Französischen Nation ausgeben *).

Wir wollen nun noch von denen reden, die theils aus Europa, theils aus Ostindien, theils von den westlichen Küsten des mittäglichen Amerika abgereiset sind, um Entdeckungen im Südmeere zu machen, jedoch ohne die Welt zu umschiffen.

Es scheint, daß zuerst ein Franzose, Paulmier de Gonneville, im Jahre 1503 und 1504. dergleichen Reise unternommen. Man kann die Küste, wo er gelandet, nicht eigentlich bestimmen. Er brachte einen Einwohner mit, den die Regierung nicht wieder zurück schickte: und glaubte ihm gleichsam dadurch eine Schadloßhaltung zu thun, daß er ihm seine Erbinn zur Ehe gab.

Alphonsus de Salazar, ein Spanier, entdeckte im Jahre 1525. die Insel St. Bartholomäus unter

*) Don Pernetty redet in seiner Abhandlung von Amerika von einer durch Kapitän Shelwosk im Jahre 1719. gethanen Reise um die Welt, von der ich aber nirgends Nachrichten gefunden.

ter dem vierzehenten Grade nördlicher Breite, und ohngefähr hundert und acht und funfzig Grade östlicher Länge von Paris.

Alvar de Saavedra lief im Jahre 1526. aus einem Mexicanischen Hafen aus, und entdeckte zwischen der neunten und eilften nördlichen Parallele, ohngefähr in eben der Länge als die Insel St. Bartholomäus eine Menge Inseln, welche er die Königsinseln nannte, von da gieng er nach den Philippinischen und Molukkischen Inseln, und auf der Rückreise nach Mexico entdeckte er zuerst Neuguinea und das Land Papus, desgleichen auch zwölf Grad gegen Norden, ohngefähr vierzig Meilen ostwärts von den Königsinseln, eine Reihe niedriger Inseln, die er die Barbusinseln nannte.

Diego Hurtado und Fernand Gryalva seegelten ebenfalls von Mexico im Jahre 1533. zur Untersuchung des Südmeeres ab, entdeckten aber nichts als eine Insel unter dem zwanzigsten Grade dreyßig Minuten nördlicher Breite ohngefähr hundert, Grade westwärts von der Länge von Paris. Sie nannten solche die Insel St. Thomas.

Johann Gaetan lief von der Küste von Mexico im Jahre 1542. nordwärts, und fand zwischen der zwanzigsten und neunzehnten Parallele unter verschiedenen Längen einige Inseln, als Roca, Partida, die Koralleninseln, die Garteninsel, die Insel Arezisa. Zuletzt landete er an der Küste

von

von Neuguinea, oder vielmehr nach seiner Nachricht von Neuengland. Aber Dampier hatte damals die Durchfahrt noch nicht entdeckt, welche diesen Namen führt.

Berühmter als alle vorhergehenden ist die Reise des Alvar de Mendoza, und Mindana, welche im Jahre 1567. von Peru abgiengen, und die Inseln entdeckte, welche er ihres Reichthums halben die Salomonsinseln nannte. Wenn die Nachrichten von dem Reichthume derselben auch gleich keine Mährchen sind, so weis man ihre Lage doch nicht, und hat sie seit der Zeit vergeblich gesucht. Es scheint, daß sie gegen Süden zwischen der achten und zwölften Parallele gesucht werden müssen. Eben so wenig kann man die Stelle der Insel Isabella, und das Land Guadalcanal, deren diese Reisenden erwähnen, angeben.

Im Jahre 1595. gieng Mindana, der Gefährte des Mendoza auf den vorigen Reisen, von Peru mit vier Schiffen unter Seegel, um die Salomonsinseln zu suchen. Ferdinand de Quiros, der sich seit der Zeit durch seine eigenen Entdeckungen bekannt gemacht hatte, begleitete ihn. Mindana entdeckte zwischen der neunten und eilften südlichen Parallele ohngefähr hundert und acht Grad westwärts von Paris, die Insel St. Peter, Magdalena, Dominica, und Christina, welche er nach der Donna Isabella de Mendoza, die ihn auf die-

ser Reise begleitete, die Marquisinnen von Mendoza nannte. Ohngefähr vier und zwanzig Grade gegen Westen entdeckte er die Inseln St. Bernhard, hundert Meilen weiter gegen Westen, die so genannte einsame Insel, und endlich die Insel vom heiligen Kreuz, welche ohngefähr hundert und vierzig Grade östlicher Länge von Paris entfernt ist. Die Flotte richtete darauf ihren Lauf nach den Diebesinseln, und endlich auch nach den Philippinischen. Inzwischen hatte sich der General Mindana mit seinem Schiffe verloren, ohne daß man jemals erfahren, wo er hingekommen.

Quiros, der Gefährte des unglücklichen Mindana, brachte die Donna Isabella wieder nach Peru zurück, gieng aber den 21sten December 1605. abermals mit zwey Schiffen unter Seegel, und richtete seine Fahrt ohngefähr nach Westsüdwest. Zuerst fand er eine kleine Insel unter dem fünf und zwanzigsten Grade südlicher Breite, und hundert und vier und zwanzig Grade westlicher Länge von Paris, und zwischen dem achtzehenten und neunzehenten Grade Breite, sieben bis acht ganz flache Inseln, welche von ihm den Namen bekommen; und endlich unter dem dreyzehnten Grade Breite und hundert und sieben und funfzig Graden Länge, die von ihm so genannte Insel der schönen Nation. Er suchte darauf die Insel vom heil. Kreuz wieder, jedoch ohne sie zu finden,

entdeckte aber, an deren Stelle unter dem dreyzehenten Grade Breite und hundert und sechs und zwanzigsten Grade Länge, die Insel Taumaco, und ohngefähr funfzig Meilen westwärts unter dem funfzehnten Grade Breite eine große Küste, welche er das südliche Land vom heil. Geist nannte, und die von den Geographen auf den Charten verschieden gesetzt wird. Von hier gieng er nicht weiter westwärts, sondern richtete seinen Lauf wieder gegen Mexico, wo er zu Ende des Jahres 1606. anlangte, nachdem er die Insel vom heil. Kreuz abermals vergeblich gesucht hatte.

Abel Tasman seegelte den 14ten August 1642. aus Batavia, und fand unter dem zwey und vierzigsten Grade südlicher Breite, und hundert und fünf und funfzigsten Grade östlicher Länge von Paris ein Land, welches er van Diemen nannte. Von hier lief er weiter gegen Westen, und entdeckte unter zwey und vierzig Graden zehn Minuten Breite, und hundert und sechzig Graden östlicher Länge Neu Zeeland. Er folgte der Küste bis zum vier und dreyßigsten Grade Breite, und wandte sich darauf gegen Nordost, wo er unter zwey und zwanzig Graden fünf und dreyßig Minuten Breite, und hundert und vier und siebenzig Graden östlicher Länge die Inseln Pylstraat, Amsterdam und Rotterdam entdeckte. Hier machte er seinen Entdeckungen ein Ende, und gieng zwischen Neuguinea und Gilolo nach Batavia zurück.

Man hat den Namen von Neuholland einem großen Striche Landes und zum Theil auch Inseln gegeben, welcher vom sechsten bis zum vier und dreyßigsten Grade südlicher Breite zwischen dem hundert und fünften und hundert und vierzigsten Grade östlicher Länge von Paris liegt. Er verdient diesen Namen mit Recht, weil die Holländischen Schiffer die verschiedene Lage desselben vorzüglich untersucht haben. Die erste Küste zwischen dem vier und zwanzigsten und fünf und zwanzigsten Grade südlicher Breite bekam von dem ersten Entdecker im Jahre 1616. den Namen Eendracht. Im Jahre 1618. fand Zeacheu ein ander Stück dieser Küste, und nannte sie Arnheem und Diemen. Diese liegt unter der funfzehenten Parallele, und muß nicht mit dem Lande Diemen verwechselt werden, welches Tasman in der Folge so nannte. Im Jahre 1619. gab Johann Edels seinen Namen einem südlichen Stücke von Neuholland; ein anderes Stück zwischen der dreyßigsten und drey und dreyßigsten Parallele bekam den Namen Leuwin. Peter Nuitz gab im Jahre 1627. seinen Namen einem Theile der Küste, welcher westwärts an den von Leuwins anzustoßen scheint. Wilhelm de Witt nannte die westliche Küste nahe unter dem Wendezirkel des Steinbockes nach seinem Namen, da sie doch eigentlich nach dem Holländischen Kapitän Viancu heißen sollte, dem die Ehre dieser Entdeckung im

Jahre 1628. sein Schiff und alle seine Reichthümer kostete.

In eben diesem 1628. Jahre entdeckte ein Holländer, Peter Carpenter, zwischen der zehnten und zwanzigsten Parallele den großen nach seinem Namen genannten Meerbusen. Seit der Zeit haben die Schiffe dieser Nation die ganze Küste von Neuholland oft untersucht.

Im Jahre 1687. seegelte der Engländer Dampier von Timor zum erstenmale nach den Küsten von Neuholland, und landete zwischen dem Lande Arnheem und Diemen, machte aber keine neuen Entdeckungen. Im Jahre 1699. gieng er von England zum andernmale dahin, und zwar ausdrücklich in der Absicht, die ganze Küste zu untersuchen, weil die Holländer von ihren Entdeckungen nichts bekannt machten. Er lief die ganze westliche Küste von der acht und zwanzigsten bis funfzehnten Parallele durch, sahe das Land der Eintracht und von de Witt, und muthmaßte, daß vielleicht eine Durchfahrt südwärts bey Carpentarien seyn konnte. Er kehrte darauf nach Timor zurück, gieng von da nach den Inseln Papus und längst der Küste von Guinea, entdeckte die nach ihm genannte Durchfahrt, nannte die große Insel, wodurch diese Durchfahrt entsteht, Neubrittannien, und kehrte darauf längst der Küste von Neuguinea nach Timor zurück. Dieß ist derselbe Dampier, welcher in den Jahren

1683. bis 1691. bald ein Seeräuber, bald ein Kaufmann war, und auf verschiedenen Schiffen die Welt umreisete.

Dieß sind die verschiedenen Reisen um die Welt, und die bisher in dem unermeßlichen Südmeere gemachten Entdeckungen. Ich habe in den gegenwärtigen Nachrichten von meiner Reise um die Welt gesucht, das Angenehme und Unterhaltende mit dem Nützlichen zu verbinden. Sind gleich keine Eroberungen von Schiffen und Oertern, wie beym Lord Anson, darinn anzutreffen, weil sie zu Friedenszeiten angestellt worden, so findet man doch Nachrichten von einer ganz neuen Nation, die man bisher nicht gekannt. Ich hoffe auch einige Nachsicht wegen des vielleicht nicht genug gewählten Vortrages und der Schreibart zu erhalten. Wenn ich gleich meine Jugend den Wissenschaften gewiedmet habe, so bin ich doch bereits lange von den Musen getrennt. Die herum schweifende und wilde Lebensart, die ich seit zwölf Jahren in den Wäldern von Canada und dem großen Weltmeere geführt, hat dieses nicht zugelassen.

Uebrigens wird man finden, daß ich weder andere Bücher anführe, noch anderen widerspreche; ich suche keine neuen Hypothesen zu behaupten, oder die alten zu widerlegen. Die vielen Abwechselungen, die ich in den verschiedenen Weltgegen-

den gefunden, haben gemacht, daß ich mich nicht durch den Systemsgeist, der so sehr nach der Mode ist, hinreißen lassen, weil ich wahrgenommen, daß er sich zur wahren Philosophie nicht gut schickt. Hätte ich aber auch ein neues System bauen wollen, wie hätte ich mir, wenn es auch noch so wahrscheinlich vorgestellt wäre, schmeicheln können, Beyfall zu finden, da ich ein Reisender und Schiffer bin, das ist ein Lügner und schwachdenkender Mensch in den Augen einer gewissen Art von stolzen und bequemen Schriftstellern, die in ihrem Kabinette über die ganze Welt und ihre Bewohner philosophiren, und so zu sagen die ganze Natur nach ihren eigensinnigen Einfällen bilden wollen. Es ist in der That ein sonderbares Verfahren, wenn Leute, die selbst nichts gesehen und keine Erfahrung haben, gleichwohl die Bemerkungen derer, denen sie beynahe das Vermögen zu denken und zu sehen absprechen, nutzen, und ihre Grundsätze darauf bauen.

Innhalt.

Innhalt.

Erste Abtheilung.

Erstes Kapitel. Ursache der Reise. Das Schiff die Boudeuse geht von Nantes ab, muß aber wegen eines Sturmes in Brest einlaufen. Beschreibung der Salvages; Irrthum in der Fahrt; die Lage der Inseln wird genauer bestimmt. Passage der Linie. Anmerkungen über die Abweichung der Magnetnadel. Ursachen, warum man sich auf der Reise nach Brasilien in Schätzung des Weges irrt. Bemerkungen über die Ströme. Ankunft auf dem Flusse la Plata und zu Montevideo. Weg zu Lande von Buenos Airy nach Montevideo. S. 1

Zweytes Kapitel. Nachrichten von den Spanischen Pflanzorten am Flusse la Plata, von dessen Ursprunge man lange eine irrige Meynung gehabt. Wenn sich die Spanier hier zuerst niedergelassen. Lage von Buenos Aires; Bevölkerung der Stadt; Mangel eines Hafens. Brüderschaften und Processionen von Negern. Gegend um die Stadt, und was sie hervorbringt. Menge von Rindvieh. Mangel am Holze, Mittel solchen vorzubeugen. Bemerkungen über die Amerikaner dieser Gegend. Ein Haufen von Diebesgesindel, welches sich nordwärts von dem Flusse niedergelassen hat. Umfang der Statthalterschaft la Plata. Handlung dieser Provinz. Kolonie vom heiligen Sakrament. Nachrichten von der Stadt Montevideo, welches ein vortrefflicher Ort ist, um das Schiffsvolk von der Seereise ausruhen zu lassen. S. 10

Drittes Kapitel. Reise von Montevideo nach den Malouinischen Inseln. Sie werden nebst der Französischen Kolonie den Spaniern übergeben. Historische Nachrichten von diesen Inseln. Americus Ve-

spucius hat solche zuerst entdeckt. In der Folge werden sie von Englischen und Französischen Schiffen theils gesehen, theils besucht. Erste Kolonie auf der Insel; auf was Art sie angelegt wird. Ihr Wachsthum im ersten und zweyten Jahre. Die Engländer bauen sich auf einer anderen Seite an. S. 22

Viertes Kapitel. Natürliche Geschichte der Malouinischen Inseln. Ihre Lage. Hafen. Ebbe und Fluth. Winde. Wasser. Boden. Torf und dessen Eigenschaften. Pflanzen. Harzpflanze und Pflanze zum Biermachen. Früchte. Blumen. Seepflanzen. Muscheln. Thiere. Es giebt hier nur ein vierfüßiges Thier. Vögel und ihre große Anzahl. Amphibien, Fische, Schalthiere. S. 31

Fünftes Kapitel. Reise von den Malouinischen Inseln nach Rio Janeiro. Vereinigung mit dem Schiffe der Stern. Feindseligkeiten der Portugiesen gegen die Spanier. Die Franzosen leisten einem Spanischen Kriegsschiffe Hülfe. Schlechtes Betragen des Viceköniges gegen die Franzosen, wodurch sie genöthigt werden den Ort zu verlassen. Reichthum von Rio Janeiro. Verordnungen wegen Bearbeitung der Bergwerke. Diamantminen. Vorsicht wegen des Schleichhandels. Goldminen. Einkünfte des Königes von Portugal von Rio Janeiro. S. 53

Sechstes Kapitel. Abreise von Rio Janeiro. Sonnenfinsterniß. Ankunft auf dem Flusse la Plata und zu Montevideo. Neue Nachrichten, welche der Verfasser erfährt. Die Etoile wird sehr beschädigt, und muß zu Encenada de Baragan ausgebessert werden. Nachricht von diesem Hafen. S. 65

Siebentes Kapitel. Nachrichten von den Missionen in Paragay und der Verjagung der Jesuiten. Ursprung dieser Missionen. Bedingungen zwischen dem Spanischen Hofe und den Jesuiten. Fortgang des Missionsgeschäfftes. Empörung der Indianer gegen die Spanier. Ursachen davon. Sie ergreifen die Waffen, und werden geschlagen. Die Indianer sind des Jesuiterregimentes überdrüßig. Aeußerlicher Anschein desselben und wahre innerliche Beschaffenheit. Verjagung der Jesuiten aus der Pro-

vinz

vinz la Plata. Maßregeln, welche der Spanische Hof deswegen ergreift, und wie der Generalstatthalter solche ausführt. Das Geheimniß wird durch einen Zufall entdeckt. Wie sich der Statthalter dabey verhält. Die Jesuiten werden in allen Spanischen Städten in Verhaft genommen. Die Caciken und Corregidors aus den Missionen kommen zu Buenos Aires an, und werden dem Statthalter öffentlich vorgestellt. Umfang der Missionen. Ankunft des Statthalters in den Missionen. S. 72

Achtes Kapitel. Zustand des Schiffsvolkes bey der Abreise von Montevideo. Genaue Bestimmung der Lage dieses Ortes. Die Schiffe gehen unter Seegel. Reise bis an die Magellanische Meerenge. Eine auf den Charten nicht bemerkte Untiefe oder Bank. Das Vorgebirge der Jungfern und dessen Lage. Von den Instrumenten zur Beobachtung der Meereslänge. Schwierigkeiten, um in die Meerenge zu kommen. Das Kap Orange. Die Possessionsbay. Prospekt. Sie bekommen einige Patagons aus dem Lande del Fuego zu Gesichte. Die Schiffe legen sich in der Boucaultsbay vor Anker. Unterredung mit den Patagons. Beschreibung dieses Volkes. Beschaffenheit des Bodens in diesem Lande. Anmerkung über die Ebbe und Fluth. Ankerplatz bey der Insel St. Elisabeth. Beschreibung derselben. S. 91

Neuntes Kapitel. Schwierigkeiten der Fahrt längst der Insel St. Elisabeth. Sturm. Ankerplatz in der Bay Duclos; Beschreibung derselben, eines sonderbaren Kaps und des Kaps Forward. Ankerplätze in der Französischen Bay und Bougainvillesbay. Hier nehmen die Schiffe Holz und frisches Wasser ein. Astronomische und meteorologische Beobachtungen. Untersuchung verschiedener Häfen in der Feuerinsel. Sie treffen Wilde an. Bay und Hafen Beaubassin. Bay de la Cormorandiere und der Kascade. Beschreibung des Landes. Nutzen der letzten drey Häfen. Abreise aus der Bay Bougainville. Ankerplatz in der Bay Fortescu. Spuren von der Durchfahrt der Engländer. Astronomische Bemer-

Bemerkungen. Beschreibung der Wilden oder Pecherais in dieser Gegend. Sturm, wobey die Fregatte in Gefahr geräth. Von dem Kanale der heiligen Barbara. Nutzen von der Untersuchung dieses Kanals. Heftiger Windstoß. Ausfahrt aus der Bay Fortescu. Beschreibung der Meerenge vom Kap Galaut, bis zur Ausfahrt aus derselben. Die Schiffe nehmen einen Ort bey der Magellanischen Straße an, um ihre künftige Reise darnach zu schätzen. Allgemeine Anmerkungen über diese Reise und Folgerungen daraus. S. 111

Zweyte Abtheilung.

Erstes Kapitel. Reise von der Magellanischen Meerenge bis an die Insel Taiti. Anmerkungen über die Lage der Küste von Chili. Einrichtung des Weges, den die Boudeuse und Etoile nehmen. Sie suchen das Land Davids vergebens. Ungewisse Breite der Osterinsel. Vergleichung der astronomischen Beobachtungen mit der Schätzung des Weges. Sie bekommen die ersten Inseln zu Gesichte, wovon eine zwar klein, aber gleichwohl bewohnt ist. Reihe dieser Inseln; Beschreibung der größten. Erste Abtheilung dieser Inseln, welche den Namen des gefährlichen Archipels erhält. Fehler der Charten in Ansehung dieser Gegend des Südmeeres. Meteorologische Beobachtungen. Vortheil des Limonadenpulvers und des süß gemachten Seewassers. Zweyte Abtheilung der Inseln, oder der so genannte Archipel von Bourbon. Die Insel Taiti. Bemühungen um bey derselben zu landen. Erster Handel mit den Einwohnern. Beschreibung der Küste, wie sie sich in der Entfernung in der See präsentirt. Fernerer Handel mit den Einwohnern. S. 143

Zweytes Kapitel. Aufenthalt auf der Insel Taiti. Der Verfasser besucht den Regenten dieser Gegend. Beschreibung seines Hauses, und wie er die Franzosen aufnimmt. Das Schiffsvolk soll ein Lager auf dem Lande aufschlagen, die Einwohner widersetzen sich anfangs, erlauben es aber hernach gegen gewisse Bedin-

Bedingungen. Lager für die Kranken und für die Arbeiter. Nöthige Vorsicht; Betragen der Insulaner. Hülfe, welche sie uns leisten. Maaßregeln gegen ihre Diebereyen. Sonderbare Gewohnheit des Landes. Schönheit desselben. Die Franzosen machen dem Regenten ein Geschenk an Geflügel und Saamenkörnern aus Europa. Besuch eines anderen Regenten aus einer benachbarten Gegend. Mord eines Insulaners. Die Schiffe verlieren ihre Anker, gerathen darüber in große Gefahr, retten sich aber daraus. Ermordung dreyer anderer Insulaner. Vorsicht in Ansehung der deswegen zu besorgenden Folgen. Aussöhnung mit den Insulanern. Eine Innschrift wird eingegraben. Die Etoile und Boudeuse machen sich seegelfertig. Abreise von Taiti zu großen Leidwesen der Insulaner. Einer von ihnen geht, auf sein und seiner Nation Verlangen, mit zu Schiffe. S. 158

Drittes Kapitel. Beschreibung von Taiti und dessen geographische Lage. Prospekt von der See. Produkte des Landes. Es hat vermuthlich keine Bergwerke, aber schöne Perlen. Thiere. Wetterbeobachtungen. Gutes Clima. Frische und gesunde Einwohner. Ihre Nahrung. Es giebt zwo Gattungen Menschen auf der Insel. Verschiedene Gebräuche von ihnen; ihre Kleidung; sie durchstechen sich die Haut. Innere Polizey. Sie führen mit den benachbarten Inseln Krieg. Ein merkwürdiger Gebrauch. Gewohnheit bey den Begräbnissen. Sie haben mehr Weiber. Charakter der Insulaner. Verschiedene von ihren Werken. Bauart ihrer Schiffe. Ihre Zeuge. Nachricht von dem Insulaner, der nach Frankreich gebracht worden; Ursache warum. Sein Aufenthalt und Abreise von Paris. Auf was Art man ihn zurückschicken will. Fernere Nachrichten von den Sitten der Einwohner. Ungleichheit der Stände. Gewohnheit zu trauren. Hülfe in Krankheiten. Anmerkungen über die Sprache. S. 173

Viertes Kapitel. Abreise von Taiti. Wir bekommen Oumaitia zu Gesichte. Astronomische Beobachtungen.

gen. Zwote Abtheilung der Inseln. Tausch mit den Insulanern. Beschreibung derselben und ihrer Pyrogen. Reihe von Inseln. Lage der dritten Abtheilung derselben. Meteorologische Beobachtungen. Kritische Entdeckungen neuer Inseln. Landung bey denselben. Mißtrauen der Insulaner. Sie greifen die Franzosen an. Beschreibung derselben und ihrer Waffen. Fortsetzung der Reise zwischen den Inseln. Prospekt des Landes. Versuche einen Ankerplatz ausfindig zu machen. Muthmaßungen von diesen Ländern. Unterschied zwischen der Schätzung des Weges und den Observationen. S. 200

Fünftes Kapitel. Fortsetzung der Reise von den großen Cykladen. Die Schiffe treffen eine große Brandung der Wellen und Spuren vom Lande an. Sie sind genöthigt die Fahrt zu ändern. Geographische Anmerkungen. Entdeckung neuer Länder. Kritischer Zustand der Schiffe. Sie gerathen in große Gefahr, kommen endlich dem Meerbusen vorbey, und treffen neue Inseln an. Beschreibung ihrer Bewohner. Vergebene Versuche einen Ankerplatz zu finden. Die Wilden greifen die Böte an. Beschreibung ihrer Pyrogen und der Einwohner. Noch mehr neu entdecktes Land mit Einwohnern. Die Schiffe ankern an der Küste von Neubrittannien. Beschreibung der umliegenden Gegend. Spuren von dem Aufenthalte der Engländer. Was das Land hervorbringt. Die Schiffe gerathen in den äußersten Mangel. Beschreibung zwoer Inseln. Erschreckliches Wetter und Erdbeben. Vergebene Bemühung Lebensmittel zu finden. Abfahrt aus dem Hafen Praslin. S. 220

Sechstes Kapitel. Aeußerster Mangel der Schiffe. Beschreibung der Einwohner von Neuengland. Sie greifen die Etoile an. Die Insel der Anachoreten; der Archipel das Schachbret genannt. Gefahr in demselben. Neuguinea. Passirung der Linie. Vergebliche Versuche zum Landen. Gefährliche Schifffahrt, und Beschreibung des Kanals, wodurch die Schiffe ins Meer von Ostindien kommen. Unter-

suchung wegen des Kaps Mabo. Einfahrt in den Archipel der Molukkischen Inseln. Prospekt von Ceram. Anmerkungen über die Mousſons oder Strichwinde. Erbärmlicher Zustand des Schiffsvolkes. Die Schiffe ankern endlich auf der Insel Buro in dem Hafen Cajeli. Der Holländische Resident geräth darüber in große Verlegenheit, nimmt die Franzosen aber doch sehr gut auf. Policey der Ostindischen Kompagnie. Nachrichten von der Insel Buro, den Eingebornen, und dem, was sie hervorbringt. Betragen des Aoturu auf dieser Insel. Gute Beschaffenheit der Lebensmittel, welche man daselbst antrifft. Anmerkungen über die Strichwinde und Ströme. Die Schiffe verlassen Buro. Astronomische Beobachtung. S. 245

Siebentes Kapitel. Schwierigkeiten der Fahrt zwischen den Molukkischen Inseln. Die Meerenge von Button. Prospekt des Landes. Die Schiffe legen sich verschiedenemal vor Anker. Handel mit den Indianern. Ausfahrt aus der Straße. Anmerkungen über diese Fahrt. Die Insulaner statten einen zahlreichen Besuch am Bord ab. Zustand der Holländer in Button. Der Kanal von Saleyer, und dessen Beschreibung sowohl, als des an demselben liegenden Theiles der Insel Celebes. Allgemeine Anmerkungen über die Fahrt zwischen den Molukkischen Inseln. Unrichtigkeit der Charten von diesen Gegenden. Anblick der Insel Java. Sie begegnen Holländischen Schiffen. Fahrt längst der Insel Java bis Batavia, wo die Schiffe einlaufen. S. 274

Achtes Kapitel. Ceremonie bey der Ankunft in Batavia. Besuch bey dem Generalstatthalter der Ostindischen Kompagnie. Ihre Domainen auf der Insel Java. Wie viele Herren diese Insel hat. Handlung von Batavia. Besondere Nachrichten von den Molukkischen Inseln. Regierung von Amboina, von Banda, von Ternate, von Macassar. Politik der Holländer in Ansehung der Gewürze von den Molukkischen Inseln. Krankheiten, welche sich

das Französische Schiffsvolk in Batavia zuzieht. S. 293

Neuntes Kapitel. Anmerkungen über den Weg, welchen man nehmen muß, um Batavia zu verlassen. Fahrt durch den Kanal Sonde. Reise bis nach Isle de France und Landung auf derselben. Insel Rodrigo. Die Fregatte geräth in Gefahr. Ihre Beschäfftigung auf der Isle de France. Abreise von derselben und der Weg bis nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Die Schiffe ankern daselbst. Nachricht von dem Kapwein. Zustand der Holländer auf diesem Kap. Abreise. Sie sehen die Insel St. Helena, und ankern bey der Ascensionsinsel. Sie reisen wieder ab, und passiren die Linie. Sie treffen den Swallow an. Ankunft zu St. Malo. S. 318

Staatsbibliothek
MUNCHEN

Reise um die Welt.

Erste Abtheilung.

Abreise aus Frankreich bis nach Westindien und durch die Magellanische Meerenge.

Erstes Kapitel.

Das Schiff la Boudeuse seegelt von Nantes nach Brest. Weg von Brest nach Montevideo. Die Französischen Schiffe vereinigen sich mit den Spanischen Fregatten, um diesen die Malouinischen Inseln zu übergeben.

Die Franzosen hatten im Februar des 1764 Jahres auf den Malouinischen Inseln eine Kolonie angelegt. Die Spanier sahen sie aber als ein Stück an, das zum südlichen Amerika gehörete, und machten also Anspruch darauf. Der König von Frankreich hielte ihr Recht für gegründet, weswegen ich Befehl empfieng, ihnen diese Kolonie wieder einzuräumen, und alsdenn durch die Südsee nach Ostindien zu seegeln. Man gab mir zu dem Ende das Kommando über die Fregatte la Boudeuse von 26 Kanonen, und bey den Malouinischen Inseln sollte das Fleutschiff l'Etoile, zu mir stoßen, und mich beständig begleiten, um die zu einer so langen Reise nöthigen Lebensmittel mitzuführen. Verschiedene Hindernisse verursachten, daß ich mich mit gedachtem Schiffe nicht sogleich vereinigen konnte, welches meine Reise beynahe 8 Monathe verlängerte.

Zu Anfange des Novembers 1766 reiste ich nach Nantes, wo die Boudeuse neu gebauet war, und nachdem die ganze Ausrüstung besorgt worden, giengen wir den 15. nach dem Fluß la Plata unter Seegel, wo die beyden Spanischen Fregatten la Esmeralda und la Liebre zugleich eintreffen sollten, um die Malouinischen Inseln im Namen des Königs von Spanien zu übernehmen. Den 17. entstund ein heftiger Sturm, welcher unsre Masten, und insonderheit die Stange des großen Mastes dergestalt beschädigte, daß wir uns genöthigt sahen, den 21. im Hafen zu Brest einzulaufen.

Ich hatte bey diesem Sturme bemerkt, daß unsre Masten zu hoch waren, und daß die vierzig Tonnen Ballast, und zwölf zwölfpfündige Kanonen, welche unten im Schiffe zu nahe auf beyden Seiten des Kiels lagen, den Masten, wenn das Schiff von den Wellen hin und hergeworfen ward, leicht gefährlich werden konnten, weil die Schwere im ganzen Gebäude des Schiffs nicht hinlänglich vertheilt war. Die Masten wurden deswegen niedriger gemacht, und die zwölfpfündigen Kanonen gegen achtpfündige vertauscht, wodurch das Schiff sowohl im Raume als auf dem Verdeck um 20 Tonnen leichter ward. Dem ungeachtet war ich überzeugt, daß meine Fregatte sich nicht für die Meere beym Kap Horn schickte.

Ich hatte bey dem Sturme bemerkt, daß das Wasser oben leicht in das Schiff eindrang, folglich konnte ich mit Grunde befürchten, daß bey künftigen Stürmen, das Wasser in die untern Behältnisse des Schiffs dringen, einen Theil des Zwiebacks verderben, und dadurch bey einer so weiten und gefährlichen Reise einen unersetzlichen Verlust anrichten würde. Ich hielte deswegen um Erlaubniß an, die Boudeuse von den Ma-

louinischen Inseln nach Frankreich zurück zu schicken, und die Reise mit dem Fleutschiff l'Etoile allein fortzusetzen, im Fall ich wegen der langen Winternächte nicht durch die Magellanische Meerenge könnte. Meine Bitte ward mir zugestanden, und nachdem unser Schiff wieder in guten Stand gesetzt war, legten wir uns den 4. Dec. ausserhalb dem Hafen auf die Rhede.

Den 5. giengen wir unter Seegel, nachdem wir die Anker kappen müssen, weil wir das Schiff wegen der Fluth nicht wenden konnten, und bey einem starken Ostwinde befürchten mußten, an die Küste geworfen zu werden. Ich hatte eilf Stabofficiers, drey Freywillige, und zweyhundert und drey Personen am übrigen Schiffvolk, Soldaten, Schiffsjungen und Bedienten am Bord. Der Prinz von Nassau Siegen hatte vom Könige die Erlaubniß erhalten, die Reise mit zu machen. Um 4 Uhr Nachmittags hatten wir die Insel Ouessant gegen Nordnordost, und diese Insel nahm ich zum Puncte an, um meine Reise darnach zu schätzen.

In den ersten Tagen hatten wir meistens beständige frische Winde aus Westnordwest und Westsüdwest. Den 17. sahen wir die Insel des Salvages, den 18. die Insel Palma, und den 19. die Insel Fer. Die Insel Salvages ist klein, und nur ohngefähr eine halbe deutsche Meile von Osten gegen Westen breit. Sie ist in der Mitte niedrig, und hat an beyden Ecken einen ziemlich hohen Felsen. Auf der Westseite der Insel liegt eine Reihe von Klippen, eine Meile lang, die zum Theil aus der See hervorragen. Auf der Ostseite giebt es auch welche, aber sie entfernen sich nicht weit von der Insel.

Der Anblick dieser Insel belehrte mich, daß wir uns in der Schätzung unsres Weges sehr geirrt hatten, ich

wollte solches aber nicht eher, als bey den Kanarischen Inseln untersuchen. Bey der Insel Fer konnte ich erst den Punkt, wo wir uns befanden, gewiß bestimmen. Nachdem ich den 19 zu Mittage die Breite gemessen, und mit der Höhe und Länge der Insel Fer verglichen, fand sich, daß wir 4 Grade 7 Minuten weiter Ostwärts waren, als wir glaubten. Dieser Irrthum ist auf der Fahrt vom Kap Finisterre nach den Kanarischen Inseln sehr gewöhnlich, und ich hatte ihn bey andern Reisen auch bemerkt. Er rührt von dem Strömen im Meer her, welche durch die Straße bey Gibraltar dringen, und das Schiff mit großer Schnelligkeit ostwärts treiben. Aus dem bey dieser Fahrt angestellten genauen Beobachtungen, habe ich gefunden, daß Herr Bellin auf seiner Seecharte die Insel Salvages um 32 Minuten zu weit Westwärts setzt, als sie wirklich liegt.

Ich nahm den 19 Dec. einen neuen Punkt auf der Charte an, um nach demselben unsere fernere Reise zu bestimmen. Von hier bis zur Ankunft auf dem Fluße la Plata, fiel nichts merkwürdiges vor; inzwischen machte ich folgende für die Seefahrende nützliche Anmerkungen.

1. Den 6 und 7 Januar 1767 sahen wir unter 1 Gr. 40 Min. und 0 Gr. 35 Min. nördlicher Breite und 28 Grad Länge viele Vögel, daraus ich schloß, daß wir nicht weit von der Vigie von Penedo San-Pedro waren, ob Bellin sie gleich nicht auf seiner Charte anmerkt.

2. Den 8 Januar paßirten wir die Linie zwischen dem 27 und 28 Grad der Länge.

3. Seit dem 2 Januar konnten wir keine Abweichung der Magnetnadel bemerken. Ich schätzte sie

nur

nur nach der Charte von William Mountain, und Jakob Obson. Den 11 fanden wir bey Sonnen Untergang 3 Gr. 17 Min. Abweichung gegen Nordwest, den 14 frühe bemerkte ich noch zehen Minuten Abweichung mit einem Azimuthalkompas, da wir uns zwischen 30 und 40 Minuten des 10 Grades südlicher Breiten und ohngefehr 33 Gr. 20 Minuten westlicher Länge vom Meridian der Stadt Paris befanden. Es ist also gewiß, wenn anders meine geschätzte Länge richtig ist (und ich habe sie bey der Landung so gefunden) daß die Linie, wo man keine Abweichung spüret, seit den Bemerkungen des Mountain und Obson gegen Westen zu genommen, und daß sie gegen Westen auf eine ziemlich gleichförmige Art zunimmt. Denn auf derselben Parallele, wo Mountain und Obson innerhalb 44 Jahren, einen Unterschied von 12 bis 13 Graden bemerkt, habe ich nach einer Zeit von 22 Jahren, etwas mehr als 6 Grad gefunden. Diese Progreßion verdiente durch eine Reihe von Erfahrungen gewiß gemacht zu werden. Wenn man wüßte nach was für Gesetzen sich diese Veränderungen in der Abweichung der Magnetnadel richten, so könnte man daraus die Länge auf dem Meere bestimmen, und vielleicht die Ursachen dieser Abweichung, ja wohl gar der magnetischen Kraft schließen.

4. Auf der Nord und Südseite der Linie haben wir immer einen merklichen Unterschied gemerkt, indem wir allemal weiter gegen Norden waren, als wir glaubten, da man sich gemeiniglich nicht weit genug nach Süden schätzt. Wir vermutheten die Ursache davon entdeckt zu haben, als wir den 18 Januar durch eine Bank von Fischleich fuhren. Sie war von blaßrother Farbe, ohngefehr 2 Faden breit, und so lang von Südwesten nach Nordosten, daß man das Ende nicht absehen

konnte. Daraus schlossen wir, daß die Ströme uns Nordostwärts trieben, denn alle Fische legen ihre Eyer an den Küsten, wovon die Ströme sie ab und in ihr Bette auf der hohen See führen. Wegen dieser Abweichungen gegen Norden glaubte ich aber nicht, daß sie nothwendig auch eine westliche Abweichung mit sich brächten; daher kam es auch daß wir den 29. Jan. Abends Land sahen, da ich zu Mittage gerechnet hatte, daß wir noch 6 bis 7 Meilen davon entfernt wären.

Viele Seefahrer beschweren sich, daß die Charten, zumal die von Bellin, die Brasilische Küste zu weit ostwärts setzen, weil sie auf ihren Reisen oft Land entdeckt, wenn sie noch 40 bis 50 Meilen davon zu seyn geglaubt. Sie setzen hinzu, daß sie in diesen Meeren oft südwestwärts treibende Ströme gefunden, und bilden sich ein, daß ihre Schätzung richtiger ist, als die Charten und astronomischen Betrachtungen. Wenn wir so hätten schließen wollen, so ergiebt sich aus unsrer Reise gerade das Gegentheil, allein ein glücklicher Zufall entdeckte uns die Ursache der Abweichung gegen Norden. Es war ausgemacht, daß die Bank von Fischleich, die wir den 29. Januar antrafen, dem Strich eines Stromes folgte, und aus der Entfernung von der Küste war zu schließen, daß der Strom seit verschiedenen Tagen merklich war. Folglich mußte man ihm den Irrthum in unsrer Schätzung zuschreiben. Wenn die Schiffer also in diesen Gegenden oft zu weit gegen Südwest getrieben werden: so folgt daraus, daß die Ströme hier einen verschiedenen und zuweilen einander entgegen laufenden Zug haben.

Dieser Bemerkung gemäß, berichtigte ich den Strich nach dem wir seegelten, und auch die Entfernung vom Lande, welches so gut eintraf, daß wir fast zu eben der Zeit Land sahen, da ich es vermuthete. Diejenigen

unter

unter uns, welche den Weg gegen Westen nach der täglichen Schätzung gerechnet, und nur den Unterschied in der Breite nach der Sonnenhöhe berichtiget hatten, glaubten lange vorher an der Küste zu seyn, ehe wir sie entdeckten. Daraus ließ sich aber nicht schließen, daß die Küste von Brasilien wirklich weiter gegen Westen liegt, als sie die Charten angeben.

Es scheint überhaupt, daß die Ströme in diesen Gewässern theils gegen Nordost, noch häufiger aber gegen Südwesten laufen. Man darf nur die Lage der Küste auf der Charte betrachten, so sieht man ein, daß die Ströme eine von diesen beyden Richtungen nehmen müssen, und man urtheilet dieses nachdem sich eine Irrung in der Breite süd- oder nordwärts zeigt. Der Irrthum in der Schätzung der Seefahrer rührt von diesen Strömen her: die Lage der Küste ist übrigens in Bellins Charten richtig bestimmt, und dieses ist um desto wahrscheinlicher, weil Godin und der Abt de la Caille im Jahre 1751 die Länge von Rio Janeiro richtig beobachtet haben. Wir haben auch Beobachtungen von der Länge von Fernambuc und Buenos Ayres. Da diese drey Oerter richtig festgesetzt sind, so können in Bezeichnung der Länge der östlichen Küste von Amerika zwischen der 8 und 35 Parallele südlicher Breite keine wichtige Fehler vorfallen, und dieß hat unsere Erfahrung bestätiget.

Den 27. Januar bemerkten wir Grund, und sahen Land, wiewohl undeutlich, weil sich der Tag neigte, und die Küste platt ist. Den 30. entdeckten wir mit Anbruch des Tages das Gebürge Maldonado, folglich war das gestern gesehene Land die Insel Lobos. Weil wir bey unsrer Ankunft 35 Gr. 16 Min. 20 Sec. Breite beobachtet, so hätten wir solche für das Kap St. Maria halten sollen, welches Bellin unter den 35

Gr. 15 Min. setzt, da dessen wahre Breite 34 Gr. 55 Min. ist. Ich bemerke diesen Irrthum mit allem Fleiße, weil er den Seefahrenden sehr gefährlich seyn kann. Wenn ein Schiff unter den 35 Gr. 15 Min. südlicher Breite seegelt, und das Kap St. Maria sucht, läuft es dadurch Gefahr, auf die Bank der Engländer zu gerathen, ehe es Land entdeckt. Inzwischen kann man die Annäherung der Gefahr durch den Bleywurf entdecken, indem sich um der Bank nur 6 bis 7 Faden Tiefe findet. Die Französische Bank ist gefährlicher, und eigentlich nur eine Verlängerung des Kaps St. Anton, denn man hat noch 12 bis 14 Faden Tiefe, wenn das Schiff Gefahr läuft auf die nördliche Spitze zu stoßen.

Die Berge Maldonado sind die ersten Anhöhen, welche auf der nördlichen Küste beym Einlaufen in dem Fluß la Plata liegen, und auch beynahe die einzigen. Auf der Ostseite derselben findet man in einer von einer kleinen Insel bedeckten Bucht eine sichere Ankerstelle. Die Spanier haben bey diesen Gebirgen einen kleinen Ort, darinne eine Besatzung liegt. In der Nachbarschaft ist seit einigen Jahren eine Goldader entdeckt, die aber nicht sehr reichhaltig ist. Man findet hier auch ziemlich durchsichtige Steine. Eine Meile davon landwärts liegt eine neue Stadt Pueblo nuevo, welche mit nichts als Portugiesischen Ueberläufern angefüllt ist.

Den 31 warfen wir in der Bay von Montevideo auf einem weichen schwarzen Grunde in einer Tiefe von 4 Faden Anker. Die zwey Spanischen Fregatten, welche von den Malouinischen Inseln Besitz nehmen sollten, lagen bereits seit einem Monat auf dieser Rheede. Der Befehlshaber derselben, Don Philip Ruis Puente, sollte Statthalter auf den Inseln werden. Wir gien-

giengen mit einander nach Buenos Ayres, um mit dem General Statthalter das Nöthige, wegen Abtretung derselben, zu verabreden, und ich kam nach einem kurzen Aufenthalte den 16 Februar wieder nach Montevideo zurück.

Der Prinz von Nassau hatte mich auf dieser Reise begleitet. Weil uns der Wind zur Rückreise entgegen blies, so setzten wir gerade über den Fluß, stiegen oberhalb der Kolonie des heil. Sakraments aus, und reisten zu Lande nach Montevideo. Wir paßirten durch ungeheuere Ebenen, da man den Weg nach dem Augenmaße einrichten, und durch die Flüße waden muß, wo sie nicht zu tief sind. Man fängt ein andres Pferd mit einer Schlinge, wenn dasjenige, welches man reitet, ermüdet ist. Man speist beynahe rohes Fleisch, und bringt die Nächte in Hütten von Fellen gemacht zu, worinn man alle Augenblicke von dem Geheule der umherstreifenden Tieger in der Ruhe gestöret wird. Ich werde es nie vergessen, auf was Art wir den tiefen und reißenden Fluß St. Lucia paßirten, welcher gleichwohl so breit ist, wie die Seine beym Invalidenhause zu Paris. Man steigt in einen langen und schmalen Kahn, dessen eine Seite viel höher ist als die andere, alsdenn jagt der im Schiffe sitzende Kerl 2 Pferde ins Wasser, und hält ihnen zu beyden Seiten des Kahns den Kopf in die Höhe, damit sie hinüber schwimmen, wenn sie anders so viel Kräfte haben, und den Kahn zugleich hinüber ziehen. Der Kerl ist ganz nackend, welches für ihn eine gute Vorsicht ist, aber denen, die nicht schwimmen können, nicht viel Muth macht.

Don Ruis traf einige Tage später in Montevideo ein, zugleich kamen 2 Fahrzeuge mit Holz, allerley Erfrischungen, und Zwieback an, welches wir einluden,

um das was seit der Abreise aus Brest verzehrt war, zu ersetzen. Die Spanischen Fregatten waren gleichfalls fertig, wir machten also Anstalt den Fluß la Plata zu verlassen.

Zweytes Kapitel.

Von den Etablissements der Spanier an dem Fluße la Plata.

Der Fluß la Plata, oder der Silberfluß führt seinen Namen nicht gleich von seinem Ursprunge an. Man sagt, er komme unter den 16 Gr. 30 Min. südlicher Breite aus der See Xarages unter dem Namen Paragay, und durchströmet ein weitläuftiges Land, welches nach ihm genennet wird. Unter dem 27 Grad vereinigt er sich mit dem Fluß Parana, behält den letztern Namen, und läuft bis zum 34 Grad, gerade gegen Süden, wo der Uragay hineinfällt, und von hier setzt er seinen Lauf unter dem Namen la Plata bis ans Meer fort.

Die Jesuiten, als die ersten Geographen dieses Landes, haben fälschlich vorgegeben, als wenn dieser große Fluß aus der See Xarages käme, und die andern Schriftsteller sind ihnen gefolgt. Man hat diese See lange vergeblich gesucht, und weis heutiges Tages, daß sie gar nicht vorhanden ist. Der Marquis Valdelirias und Don Georg Menezes wurden vom Spanischen und Portugiesischen Hofe ernannt, um die Grenzen der Länder beyder Mächte zu bestimmen, bey dieser Gelegenheit durchreisten viele Portugiesische und Spanische Officiers in den Jahren 1751 bis 1755 diesen Strich von Amerika sehr genau. Einige Spanier fuhren den Paragay hinauf, in der Absicht den See Xarages zu erreichen, die Portugiesen hingegen giengen

gen zu Matagrosso, eine ihrer Kolonien an der brasilianischen Grenze, zu Schiffe. Diese liegt unter der 12 Grad Süder Breite. Sie fuhren einen Fluß hinunter, welcher auf der Charte der Jesuiten Caourou heißt, und vermöge derselben auch in den See Xarages fließen soll. Wie groß war nicht ihr Erstaunen, als sie sich unter dem 14 Grade auf den Paragay begegneten, ohne eine See gesehen zu haben? Sie fanden, daß gedachte See nichts anders ist, als eine große flache und sumpfigte Ebene, welche zu gewissen Jahrszeiten von dem Fluß unter Wasser gesetzt wird.

Der Paragay oder la Plata entspringt zwischen dem 5 und 6 Grad südlicher Breite und ohngefehr in gleicher Weite von beyden Weltmeeren, und in denselben Gebirgen, wo die Madera entspringt, welche in den Amazonenfluß fällt. Der Parana und Uragay entspringen beyde in Brasilien; der letztere in der Hauptmannschaft von St. Vincent, und der Parana unweit des Atlantischen Meeres auf den Bergen welche Ostnordostwärts von Rio Janeiro liegen, von da läuft er anfangs gegen Westen und dreht sich nachgehends gegen Süden.

Man kann in des Abt Prevost Geschichte von der Entdeckung des Flußes la Plata finden, wie viel Schwierigkeiten die Spanier gefunden, ehe sie sich hier festsetzen können. Diaz de Solis entdeckte den Fluß zuerst im J. 1515 und gab ihm seinen Namen, welcher blieb bis Sebastian Cabot ihm 1526 den Namen la Plata oder des Silberflusses gab, weil er viel Silber von den Einwohnern erhielt. Cabot legte das Fort vom heil. Geist am Flußе Tercero 15 Meilen über dem Zusammenflusse des Paragay und Uragay an, es ward aber gleich wieder zerstört. Don Pedro von Mendoza ward im J. 1535 hingeschickt. Er legte den ersten

Grund

Grund zur Stadt Buenos Ayres etliche Meilen unter dem Einflusse des Uragay in den Fluß la Plata. Alle seine Unternehmungen hatten schlimme Folgen, die sich nicht einmal mit seinem Tode endigten. Die Einwohner der neuen Stadt wurden beständig vom Hunger und den Indianern geplagt, mußten sie deswegen endlich verlassen, und nach der Stadt Assumption flüchten, welche gleichfalls von des Mendoza Leuten, an dem westlichen Ufer des Flusses über 150 Meilen über seiner Mündung angelegt war. Diese nahm in kurzer Zeit zu, und ist jetzt die Hauptstadt von Paragay. Endlich legte Don Pedro Orliz de Zarate, Statthalter von Paragay, aufs neue den Grund von Buenos Ayres, und zwar an demselben Orte. Er nahm seinen Aufenthalt daselbst, und sie ward nach und nach die Niederlage aller aus Europa kommenden Schiffe, die Hauptstadt der Spanischen Länder in dieser Gegend, der Sitz eines Bischofs, und des General Statthalters.

Buenos Ayres liegt nach den Bemerkungen des Pater Feuillee, unter dem 34 Grad 35 Minut. südlicher Breite, und 61 Gr. 5 Minuten westlicher Länge von Paris. Die Stadt ist regelmäßig gebauet, und nach Proportion der Einwohner, die sich an Weißen und Schwarzen nicht über 2000 erstrecken, größer als es nöthig ist. Dieß rührt von der Bauart her, weil alle Häuser, ausgenommen die Klöster, die öffentlichen, und 5 oder 6 Privathäuser, sehr niedrig sind, und nichts als ein Bodengeschoß haben; übrigens sind sie meistens mit großen Höfen und Gärten versehen. Die Citadelle, worinne der Statthalter wohnt, liegt am Ufer des Flusses, nimmt die eine Seite des Hauptplatzes ein, und gegen über steht das Rathhaus. An diesem Platze, wo täglich Markt gehalten wird, lieget auch die bischöfliche Kirche und Wohnung.

Es

Es fehlt der Stadt an einem Hafen, und langen Damm, um den Schiffen das Anländen zu erleichtern. Die Schiffe werden 1½ Meilen von der Stadt gelöscht, und die Waaren in kleine Fahrzeuge geladen, welche solche in den Fluß Chuelo bringen, von da sie eine Viertel Meile weit auf Karren in die Stadt geschaft werden. Die Schiffe, welche geladen oder ausgebessert werden sollen, gehen nach der Encenade de Baragan einer Art von Hafen, der 4 Meilen von der Stadt liegt.

Klöster für Personen beyderley Geschlechts giebt es hier eine große Menge, daher fehlt es nicht an Processionen an den Festtagen ihrer Heiligen, da auch Feuerwerke abgebrannt werden. Die geistlichen Aufzüge und Ceremonien ersetzen hier die Stelle der Schauspiele. Die Mönche wählen die vornehmsten Damen in der Stadt zu Majordomen der heil. Maria, und der Stifter ihrer Orden. Dieses Amt verbindet sie, Sorge für die Aufputzung der Kirche zu tragen, und das Bild des Heiligen zu kleiden; und giebt ihnen auch das Recht, den Habit des Ordens zu tragen. Es kommt einem Fremden allerdings sonderbar vor, Damen von allerley Alter im Franciscaner- oder Dominicanerhabit dem Gottesdienst in den Kirchen dieser Orden beywohnen zu sehen.

Die Jesuiten hatten ein strengeres Mittel ersonnen die Frömmigkeit der Weiber zu beschäftigen. Bey ihren Klöstern standen Gebäude, welche geistliche Uebungshäuser für das weibliche Geschlecht hießen. Dahin begaben sich verheyrathete Weiber und ihre Töchter, ohne die Männer und Eltern darum zu fragen, und brachten hier 12 Tage in der Andacht zu, während der Zeit sie auf Kosten der Jesuiten unterhalten wurden. Keine Mannsperson als die Jesuiten hatten hier einen Zutritt, die Weiber durften nicht einmal ihre weibli-

chen Bedienten mitbringen. Sie paßirten ihre Zeit mit Beten, Beichten und Geißeln. Man zeigte uns noch in der Kapelle die mit dem Blute dieser heiligen Magdalenen besprützten Wände.

Alles ist hier der Katholischen Religion zugethan; die Sklaven haben ihre eignen Kirchengebräuche, und die Dominicaner haben so gar eine Brüderschaft von Negers gestiftet. Sie haben ihre eigne Kapellen, Messen, Feste, und werden auf eine anständige Art begraben, wofür ein Neger aus der Brüderschaft nur 4 Realen bezahlt. Die Schutzpatronen der Negers sind der heil. Benedict von Palermo, und die Maria, vielleicht weil es in der heil. Schrift heißt: Nigra sum sed formosa filia Ierusalem. An ihren Festtagen wählen sie zwey Könige, welche die Könige von Spanien und Portugall vorstellen, und jeder König sucht sich eine Königinn aus. Sie theilen sich in zwey Haufen, welche wohl gekleidet und bewafnet sind, und jedem Könige folgt eine Proceßion mit Kreuzen, Fahnen und Musik. Sie singen, tanzen, stellen ein Gefecht an, und beten Litaneyen her. Dieses Fest dauert den ganzen Tag, und giebt ein artiges Schauspiel.

Die Gegend um Buenos Ayres ist gut angebauet, und liefert alle Früchte und Gartengewächse im Ueberfluß. Die Einwohner haben fast durchgängig ihre Landhäuser, welche sie Quintas nennen. Den Wein lassen sie entweder aus Spanien kommen, oder von Mendoza, welches auf 100 Meilen weit liegt. Das angebauete Land erstreckt sich aber nicht über $1\frac{1}{2}$ Meilen um die Stadt, weiter hin trift man nichts als grenzenlose Ebenen an, dessen einzige Bewohner unzähliges Rindvieh und Pferde sind. Kaum trift man hin und wieder einzelne Hütten an, die nicht sowohl zur Wohnung dienen, als nur um den Besitzern das Eigenthum des

umliegenden Bodens, oder der darauf weidenden Heerden zu bestätigen. Wer diese Gegenden durchreiset, findet kein Dach zu seiner Beschützung, sondern muß des Nachts auf seinem Karren liegen, welches das einzige Fahrzeug ist, dessen man sich auf langen Reisen bedienet. Die zu Pferde reisen, sind oft genöthigt die Nacht mitten im freyen Felde zuzubringen.

Das ganze Land ist platt, und hat außer den Fruchtbäumen kein Holz; unter dem glücklichen gemäßigten Himmelsstriche könnte sie eine der herrlichsten, und mit allen Producten gesegneten Gegenden in der Welt seyn, wenn sie angebauet und bewohnt wäre. Das wenige Getreide und Türkische Korn, welches man säet, ist weit ergiebiger als in den besten Französischen Provinzen. So sehr die Natur hier die Menschen gleichsam einladet, so liegt doch fast alles in der Nähe und Entfernung von den Wohnungen wüste. Trift man ja einige Menschen an, welche das Land anbauen, so sind es schwarze Sklaven. Die Ochsen und Pferde sind hier in so großer Menge, daß sogar diejenigen, welche die für die Karren gespannten Ochsen treiben, zu Pferde neben her reiten. Wenn die Einwohner oder Reisende Hunger haben, schießen sie einen Ochsen, nehmen davon so viel ihnen beliebt, und überlassen das Uebrige den wilden Hunden und Tiegern, welches die einzigen gefährlichen Thiere in diesem Lande sind.

Die Hunde sind aus Europa gekommen; weil sie im freyen Felde Nahrung genug fanden, verließen sie die Häuser, und vermehrten sich unglaublich. Sie versammlen sich zuweilen in großen Haufen, um einen Ochsen, ja wohl gar einen Reisenden zu Pferde anzugreifen, wenn sie der Hunger zu sehr plagt. Tieger giebt es so viel nicht, ausgenommen in waldigten Gegenden an den Ufern der kleinen Flüsse. Die Geschicklich-

lichkeit der hiesigen Einwohner mit Schlingen umzugehen, ist bekannt. Es giebt Spanier die sich unterstehen Tieger auf diese Weise zu fangen, sie werden aber zuletzt oft ein Raub dieser schrecklichen Thiere. Ich sahe zu Montevideo eine Art Tiegerkatzen mit langen weißgrauen Haaren und niedrigen Füssen. Sie sind ohngefehr 5 Fuß lang, und selten, aber sehr gefährlich.

Das Holz ist sowohl zu Buenos Ayres als zu Montevideo ungemein theuer. Man findet in der Gegend umher nur niedriges Gesträuche, das kaum zum Brennen taugt. Alles Holz zum Bau der Häuser und Schiffen kommt in Flössen aus Paragay. Es wäre etwas leichtes aus dem Oberlande Bauholz zu den größten Schiffen herbeyzuschaffen. Von Montegrande, wo das schönste ist, brächte man es auf dem Ybicui in den Uragay, und von dem Salto Chico dieses Flusses führte man es auf besonders darzu gebaueten Fahrzeugen, an den Ort, wo die Werfte anzulegen wären.

Die Indianer, welche gegen Norden und Süden von dem Fluße la Plata wohnen, sind von denen, welche die Spanier Indos bravos nennen. Sie haben eine mittelmaßige Statur, eine häßliche Miene, und fast durchgehends die Krätze. Ihre Farbe ist braungelb, und wird durch das Fett, womit sie sich beständig beschmieren, noch schwärzer. Ihre Kleidung besteht aus nichts als aus einem Mantel von Rehfellen, welcher bis auf die Fersen hinabhängt, darinne sie sich einhüllen. Die Felle sind gut zubereitet. Sie tragen das Rauhe einwärts, und malen sie auswendig mit verschiedenen Farben an.

Das Kennzeichen ihrer Caciken oder Fürsten, ist eine lederne Kopfbinde, die wie eine Krone ausgeschnitten, und mit Kupferblech geziert ist. Ihre Waffen beste-

bestehen aus Bogen, Pfeilen, Schlingen und Kugeln*). Diese Indianer bringen ihre meiste Lebenszeit auf den Pferden zu, und haben keine beständige Wohnungen, zumal in der Nähe der Spanischen Besitzungen. Sie kommen zuweilen mit ihren Weibern dahin, um Brantewein zu kaufen, und hören nicht eher auf zu saufen, als bis sie sich nicht mehr regen können. Um die gebrannten Wasser zu erhalten, verkaufen sie ihre Waffen, Pelzwerke, Pferde, und wenn sie nichts mehr haben, ergreifen sie die nächsten Pferde bey den Wohnungen, und machen sich davon. Zuweilen versammlen sich zwey bis dreyhundert von ihnen, um den Spaniern ihr Rindvieh zu rauben, oder die Karavanen von Reisenden anzugreifen. Sie plündern solche nicht nur, sondern ermorden sie auch, oder führen sie in die Sklaverey. Es ist nicht möglich eine solche umherstreichende Nation in einem erstaunlich weitläuftigen und unangebaueten Lande, wo man sie kaum aufsuchen kann, zu bändigen, zumal da sie herzhaft und kriegerisch sind. Die Zeiten sind vorbey, da tausend Indianer vor einem Spanier flohen.

Seit einigen Jahren hat sich nordwärts von diesem Strome, eine Menge liederliches Gesindel zusammen rottirt, welche den Spaniern, wenn sie nicht in Zeiten vorbeugen, gefährlicher werden könnten, als die Indianer. Einige Missethäter entwischten aus den Gefängnis-

*) Diese Kugeln sind von Stein, und so groß als eine zweypfündige Kanonenkugel; Sie sind in Leder eingefaßt, daran ein gedrehter Darm 6 bis 7 Fuß lang befestigt ist. Sie bedienen sich derselben zu Pferde statt einer Schleuder, und treffen die Thiere, welche sie jagen wollen, auf dreyhundert Schritte damit.

fängnissen und flüchteten gegen Norden von den Gebirgen Maldonado; sie haben sich mit einigen Ueberläufern verstärkt, mit Indianerinnen verheyrathet, und machen jetzt ein Volk aus, das sich von Rauben und Morden nähret. Sie nehmen den Spaniern ihr Rindvieh weg, und treiben es an die Brasilianische Grenze, wo sie es an die Paulisten *) gegen Waffen und Kleider vertauschen. Die Reisenden, welche ihnen in die Hände fallen, sind unglücklich. Man sagt, daß sie ihren ersten Aufenthalt verlassen, und sich weiter gegen Nordwest gezogen haben. Sie sollen über 600 Menschen ausmachen.

Der General Statthalter der Provinz la Plata hat, wie gesagt, seinen Sitz zu Buenos Ayres. Er soll in allen Dingen, die nicht das Meer betreffen, von dem Vicekönige in Peru abhängen, bekümmert sich aber wegen der Entfernung wenig um ihn, als in Ansehung des Geldes, welches er von dorther empfangen muß. Er erhält solches nicht mehr in eckigen Stücken, nachdem man in diesem Jahre eine Münze zu Potosi angelegt hat. Unter diesem General Statthalter stehen die Unterstatthalterschaften in Tucumann, und Paraguay, deren vornehmste Oerter sind Santa Fe, Corientes, Salta, Tujus, Cordova, Mendoza die Assumption, und die berühmten Mißionen der Jesuiten. Mit einem Wort diese weitläuftige Provinz begreift alles, was die Spanier gegen Osten von den Cordillieres und von dem Amazonenfluß bis an die Magellanische Meerenge besitzen.

Gegen

*) Die Paulisten machen ebenfalls eine diebische Nation aus, welche zu Ende des 16 Jahrhunderts aus Brasilien gegangen, und eine besondere Republik haben.

Gegen Süden von Buenos Ayres haben die Spanier weiter keine Kolonie; sie müssen aber alle Jahre eine Reise in diese Länder thun, um Salz zu holen. Zu dem Ende geht jährlich einmal eine Karavane von 200 Karren unter Bedeckung von 300 Mann, die ohngefehr unter dem 40 Grad, das Salz, welches sich in den nahe an dem Meer liegenden Seen von Natur erzeuget, laden. Sonst holten sie es in kleinen Fahrzeugen aus der St. Julians Bay. Von den Mißionen in Paragay, und der Verjagung der Jesuiten, wovon wir Augenzeugen gewesen, werde ich bey Gelegenheit der zweyten Reise, die wir nach dem Fluß la Plata thun mußten, reden.

Die Handlung der Provinz la Plata ist im ganzen Spanischen Amerika am wenigsten ergiebig. Sie liefert weder Gold noch Silber, und ist zu wenig bewohnt, als daß die Einwohner die übrigen Produkte eines herrlichen Landes nutzen könnten. Die Handlung von Buenos Ayres ist seit 10 Jahren sehr gefallen, seitdem es verboten ist, die Europäischen Waaren von hier zu Lande nach Peru und Chili zu schaffen. Das einzige was man noch in diese Provinzen schickt, ist Baumwolle, Maulesel, und das Mate oder Kraut von Paragay. Die Kaufleute von Lima haben diesen Befehl durch ihr Geld und ihren Kredit zuwege gebracht, wogegen aber die von Buenos Ayres protestiren. Der Proceß ist noch in Madrid anhängig, und die Zeit muß es lehren, wie und auf was Art er entschieden werden wird.

Buenos Ayres ist inzwischen eine reiche Stadt. Ich habe von hier ein Schiff mit einer Million Piaster abgehen sehen. Wenn alle Einwohner ihr Leder in Europa vertreiben könnten, so wäre dieser Handel

allein hinlänglich, sie zu bereichern. Vor dem letzten Kriege ward hier ein erstaunlicher Contrabandhandel mit der Kolonie vom heil. Sakrament getrieben, welche auf der andern Seite des Flusses, der Stadt Buenos Ayres fast gerade gegen über, liegt. Die Spanier haben sie aber dergestaltdurch neue Festungswerke eingeschlossen, daß es nicht mehr angeht, wenn nicht durch die Finger gesehen wird. Die darinne wohnenden Portugiesen müssen sogar ihre Bedürfnisse zum Lebensunterhalt aus Brasilien zu Wasser kommen lassen.

Die Stadt Montevideo, ist erst seit vierzig Jahren, an der nördlichen Seite des Flusses, funfzehn Meilen über seiner Mündung angelegt, und zwar auf einer Halbinsel, welche die Ostwinde von einer Bay abhält, die eine Meile tief, und eine halbe breit ist. An der westlichen Spitze dieser Bay liegt ein einzelner hoher Berg, woran man die Bay von weitem erkennet; von diesem hat die Stadt den Namen erhalten. Sonst ist die umliegende Gegend sehr platt. Auf dieser Seite liegt eine Citadelle, und gegen das Meer sind einige Batterien, welche die Bay bestreichen können, errichtet. Die Schiffe liegen hier sicher vor Anker, ob man gleich zuweilen die Pamperos, das ist Windstöße aus Südwest, und heftige Stürme auszustehen hat. Die Bay ist nicht tiefer als 3. 4. bis 5. Faden. Die Ebbe und Fluth ist nicht gewiß, das Wasser steigt und fällt, nachdem der Wind bläset.

Montevideo hat seinen Statthalter, welcher unter dem General Statthalter der ganzen Provinz stehet. Die Gegend um die Stadt ist fast gar nicht angebauet, und bringt weder Weitzen noch Türkisches Korn hervor. In den Gärten, sowohl innerhalb als außerhalb der Stadt, findet man fast gar keine

Hülsen-

Hülsenfrüchte, sondern nichts als Melonen, Kürbisse, Feigen, Pfirschen, Aepfel und Quitten in großer Menge. Das Rindvieh ist hier in eben so hohem Ueberflusse, als in den andern Gegenden der Provinz, die Luft ist ungemein gesund. Alle diese Umstände zusammen genommen, machen, daß es sehr zuträglich für das Schiffvolk ist, hier nach einer langen Reise, einige Zeit vor Anker zu liegen. Man muß nur wegen der Desertion seine Maaßregeln nehmen. Der Matrose läßt sich um so eher dazu verleiten, weil er sieht, sobald er den Fuß ans Land setzt, daß man hier, so zu sagen, ohne Mühe und Arbeit lebt. Es ist freylich schwer zu widerstehen, wenn er eine Vergleichung anstellt. Hier kann er seine Tage müßig und ruhig unter einem glücklichen Himmelsstriche zubringen, auf der See hingegen führt er ein mühseeliges und arbeitsames Leben, und hat die Aussicht, im Alter zu darben.

Drittes Kapitel.

Abreise von Montevideo. Reise bis an die Malouinischen, oder von den Engländern sogenannten Falklands Inseln. Uebergabe derselben an die Spanier. Historische Nachrichten von diesen Inseln.

Den 25. Febr. 1767. seegelten wir von Montevideo nebst den beyden Spanischen Fregatten, und einer mit Vieh beladenen Tartane, ab. Ich nahm mit dem Don Ruis Abrede, daß er in dem Flusse, und ich in der offenbaren See, die Fahrt anordnen sollte. Im Fall einer Trennung, hatte ich jeder Fregatte einen der Malouinischen Inseln kundigen Lotsen mitgegeben. Nachmittags mußten wir die Anker werfen, weil man wegen des Nebels weder die Küsten noch die Insel Flores sehen konnte. Den folgenden Tag war der Wind widrig, ich hofte aber doch, daß wir nach Tische die Anker lichten würden, um mit Hülfe der Ströme dieses Flusses weiter zu kommen. Der Tag verstrich beynahe, ohne daß der Spanische Befehlshaber ein Signal gab; ich ließ ihm also durch einen Officier melden, daß ich zu nahe an der Englischen Sandbank läge, und daß mein Rath wäre, morgen früh die Anker zu lichten, der Wind möchte entgegen seyn, oder nicht. Don Ruis ließ mir sagen, daß er in den Händen des Lotsen wäre, der nicht anders, als mit gutem Winde, abfahren wolle. Der Officier gab zur Antwort, daß ich also mit Anbruch des Tages unter Seegel gehen, und so lange laviren würde, bis er mich einholte, oder daß ich mich weiter Nordwärts vor Anker legen wollte, wenn mich die Fluth, oder der Wind nicht wider meinen Willen von ihm trennten.

Die Tartane hatte Abends nicht Anker geworfen, wir verloren sie aus dem Gesichte, und sahen sie nicht wieder. Sie kam drey Wochen nachher wieder nach Montevideo, und hatte die Absicht ihrer Reise nicht erfüllet. Ein heftiger Sturm und Westwind trieb uns vom Anker, daß wir einen zweyten werfen mußten. Frühe sahen wir die Spanischen Fregatten mit eingezogenen Seegeln, und auch von den Ankern loßgerissen. Der Wind war noch heftig, die See gieng hoch, und wir konnten erst um 9 Uhr die vier großen Seegel aufspannen. Zu Mittage verloren wir die Spanischen Schiffe aus dem Gesichte, und den 3. März Abends waren wir aus dem Flusse la Plata.

Auf der Fahrt nach den Malouinischen Inseln hatten wir abwechselnde Winde, zwischen Nordwest und Südwest, und fast unaufhörlich eine stürmische See. Den 15. und 16. konnten wir nur das große Seegel gebrauchen, weil wir am Tauwerk und Stangen Schaden gelitten hatten. Vom 17. an hatten wir Grund, das Wetter war beständig sehr neblicht. Als sich den 19 bey heiterm Himmel, kein Land zeigte, und ich Ostwärts von der Sebaldsinsel zu seyn muthmaßte, befürchtete ich gar, den Malouinischen Inseln vorbey geseegelt zu seyn, und entschloß mich deswegen gegen Westen zu seegeln, wozu mir ein in diesen Gegenden sehr seltener Wind behülflich war. Ich legte in 24 Stunden eine große Strecke Weges zurück, und fand endlich, daß ich an der Küste von Patagon war, da ich mich wieder sicher gegen Osten wenden konnte. Den 21 um 4 Uhr entdeckten wir glücklich die Sebaldsinsel, und bald darauf auch die Malouinischen. Ich hätte mir diese Ungewißheit ersparen können, wenn ich gleich die Ameri-

kanische Küste gesucht, und von da in der Breite der Inseln zu ihnen hinüber geseegelt wäre.

Den 23. Abends wurfen wir Anker in der großen Bay, welches die Spanischen Fregatten den folgenden Tag gleichfalls thaten. Sie hatten auf ihrer Fahrt viel gelitten. Im Schiffe des Befehlshabers waren die Fenster der Cajüte bey dem Sturm eingestoßen, und es hatte viel Wasser bekommen. Fast alles Rindvieh, das sie für die Kolonie aus Montevideo mitgenommen hatten, war bey dem unaufhörlichen Stürmen ums Leben gekommen. Den 25. legten sich unsere drey Schiffe in den Hafen.

Den 1. April überlieferte ich das bisherige Französische Etablissement den Spaniern, welche durch Aufsteckung ihrer Fahne Besitz davon nahmen. Diese Fahne ward Früh und Abends vom Lande und von den Schiffen mit 28 Kanonenschüssen begrüsset. Ich las den Franzosen, die sich hier niedergelassen hatten, einen Brief von dem Könige von Frankreich vor, vermöge dessen ihnen erlaubt wurde, unter Spanischer Hoheit hier zu bleiben. Einige Familien waren damit zufrieden, die übrigen, nebst den Officiers begaben sich auf die Spanischen Fregatten, welche den 27. Frühe wieder nach Montevideo zurück giengen.*).

Man

*) Als ich das Etablissement übergab, beliefen sich alle bisherigen Kosten bis zum 1 April 1767. auf 603000 Französische Pfunde, nebst den Zinsen zu 5 Procent von den Ausgaben, seit der ersten Ausrüstung. Der König von Spanien, hätte nach dem Völkerrecht, so bald Frankreich ihm das Recht an diese Inseln einräumte, nicht nöthig gehabt, diese Summe zu ersetzen. Weil er aber alle unsere Schiffe, Fahrzeuge,

Waa-

Man wird mir erlauben, einige historische Nachrichten hinzuzusetzen. Vermuthlich hat man die erste Entdeckung dieser Inseln dem Americus Vespucius zu danken, welcher auf seiner dritten Reise im Jahre 1502. die nördliche Küste untersuchte. Er wußte zwar nicht ob es eine Insel oder ein Stück vom festen Lande war, aber aus dem Wege, den er genommen, aus der Breite, die er angiebt, und aus der Beschreibung, die er von der Küste macht, läßt sich leicht schließen, daß es die Malouinischen Inseln gewesen. Eben so gewiß möchte ich auch behaupten, daß Beauchesne Gouin, als er im J. 1700. aus der Südsee zurück kam, auf der östlichen Seite der Malouinen vor Anker gelegen, in der Meynung, daß es die Sebalds Inseln wären.

Die Nachricht sagt, daß er nach Entdeckung der nach ihm genannten Insel, auf der Ostseite der Sebaldsinsel vor Anker kam. Ich merke hierbey an, daß er, da die Malouinen zwischen den Sebaldsinseln und der Insel Beauchesne liegen, und eine ansehnliche Größe haben, nothwendig die Küste der Malouinen bemerken mußte. Ueber dieses sahe Beauchesne eine einzige sehr große Insel, und nachgehends ein paar andre kleinere. Er fand einen nassen Boden, mit vielen Seen von süßem Wasser, darauf sich eine Menge von Gänsen, Enten und Schnepfen aufhielten, alles dieses passet sehr genau auf die Malouinen. Die Sebalds Inseln sind 4 kleine steinigte Inseln, wo Wilhelm Dam-

Waaren, Waffen, Kriegs- und Mundprovision in der ganzen Kolonie übernahm, so war er auch so billig, den Vorschuß zu vergüten, und obige Summe ward theils in Paris, theils in Buenos Ayres ausgezahlt.

pier im Jahre 1683. vergebens süßes Wasser suchte, und wo sich auch keine gute Ankerstelle fand.

Dem sey wie ihm wolle, die Malouinen sind bisher wenig bekannt gewesen. Die meisten beschreiben sie, als wenn sie voll Wälder wären. Richard Hawkins kam an die nördliche Küste, und nannte sie Virginie d'Hawkins. Er beschreibt sie ziemlich genau, giebt sie für bevölkert aus, und will Feuer darauf gesehen haben. Zu Anfang dieses Jahrhunderts legte sich der St. Ludwig, ein Schiff von St. Malo auf der südöstlichen Seite in einer schlechten Bay, hinter einigen kleinen Inseln, die man nach dem Kaper die Anniansinseln nannte, vor Anker. Man nahm hier aber nur frisches Wasser ein, ohne sich weiter um den Zustand der Insel zu bekümmern.

Die Seefahrenden aller Nationen haben sie inzwischen wegen ihrer Lage, als sehr wichtig angesehen, weil sie eine bequeme Station zum Einlaufen für die Schiffe sind, welche in die Südsee reisen, oder Entdeckungen in den Ländern unter dem Südpol machen wollen. Zu Anfange des 1763 Jahrs beschloß der Französische Hof hier eine Kolonie anzulegen. Ich that den Ministern den Vorschlag, den Anfang auf meine Kosten zu machen, und ließ zu St. Malo, den Adler von 20 Kanonen, und den Sphinx von 12 Kanonen, bauen, und mit allem, was zu einer solchen Unternehmung nöthig ist, versehen. Ich schiffte verschiedene Familien aus Akadien ein, welche arbeitsam sind, mit allem umzugehen wissen, und sich durch ihre Treue und Liebe für Frankreich hervorgethan haben.

Den 15. Sept. 1763. gieng ich von St. Malo unter Seegel, und nachdem wir einmal auf der Insel

sel St. Katharina an der Brasilianischen Küste, und das anderemal zu Montevideo, wo wir viele Pferde und Rindvieh mitnahmen, eingelaufen waren, langten wir den 31. Januar 1764. bey den Sebaldsinseln an. Als sich zwischen der nordwestlichen Spitze und gedachten Inseln kein guter Ankerplatz fand, fuhr ich gegen Norden bis an die östliche Spitze, und lief den 3. Februar in eine große Bay ein, welche mir zu Anlegung einer neuen Kolonie bequem zu seyn schien.

Meine Gefährten fielen aus eben dem Anschein, wie Hawkins, Wood Roger, und andere, auf die Muthmaßung, daß die ganze Insel mit Wäldern besetzt wäre. Wir nahmen aber im Anländen mit Verwunderung wahr, daß der Wald nunmehr in der Nähe nichts anders war, als sehr hohes und dicht bey einander wachsendes Rohr. Wenn der Stiel oder Halm vertrocknet, so nimmt er, auf drey Ellen hoch, die Farbe des verwelkten Grases an, und oben wächst eine Menge dickes und sehr hohes Rohr von grüner Farbe heraus, so daß es von weitem als ein Wald von mittelmäßigen Bäumen aussieht. Dieses Rohr wächst nur am Ufer des Meers und auf den kleinen Inseln. Die Berge im Lande sind ganz mit allerley Gesträuch bedeckt, welches man in der Entfernung leicht für hohe Bäume ansehen kann.

Ich schickte gegen alle Gegenden der Insel Leute aus, und gieng selbst mit, um die Insel zu untersuchen, wir fanden aber weder Waldungen, noch Spuren, daß hier jemals Menschen gewohnt hätten. Ich entdeckte hingegen eine Menge des schönsten Torfs, welches den Mangel der Feuerung zum Kochen, und zur Schmiedearbeit ersetzen konnte. Große weite Ebenen waren mit kleinen Flüssen von dem schönsten Wasser durchschnitten. Uebrigens bot die Natur

zum

zum menschlichen Unterhalte nichts als den Fischfang und allerley Land- und Wasserwildpret dar. Das Wildpret war in großer Menge und leicht zu fangen. Es gab uns ein sonderbares Schauspiel, denn bey unsrer Ankunft näherten sich die Thiere, als die einzigen Bewohner der Insel, ohne sich zu fürchten, und sahen uns gleichsam als ungewohnte Gegenstände mit neugierigen Augen an. Die Vögel ließen sich mit Händen greifen, einige setzten sich von freyen Stücken auf die Menschen. Dieß ist ein Beweis, daß der Mensch kein so wildes Ansehen hat, daß die schwachen Thiere durch den bloßen Instinkt, ihn als das Wesen fliehen sollten, das sich von ihrem Blute nährt. Dieß Zutrauen währte aber nicht lange, sie lernten bald ein Mistrauen in ihre Feinde und Mörder setzen.

Den 17, Merz bestimmte ich den Ort, wo die neue Kolonie angelegt werden sollte. Sie bestand anfangs nur aus sieben und zwanzig Personen, darunter waren fünf Weiber und drey Kinder. Ich ließ ihnen gleich Hütten mit Schilf bedeckt bauen, ein Magazin, und ein kleines Fort anlegen, in dessen Mitte ein Obelisk errichtet ward. Auf der einen Seite sahe man das Bildniß Ludwig XV. und darunter wurden verschiedene Münzen und eine Medaille eingegraben. Auf dem Avers stand des Königs Bildniß, und in der Exergue: Tibi seruiat vltima Thule. Auf dem Revers las man folgende Schrift:

Etablissement auf den Malouinischen Inseln unter 51. Gr. 30. Min. südlicher Breite, und 60. Gr. 50. Min. westlicher Länge, vom Meridian von Paris, durch die Fregatten, der Adler und der Sphinx, ausgerüstet von Ludwig Anton Bougainville, als dem

Anfüh-

Anführer dieser Expedition. Das dabey angelegte Fort und der mit dem Medaillon Ludwigs XV. gezierte Obelisk, ist von dem Ingenieur l' Huilier, welcher bey dieser Unternehmung gedient, angegeben, als der Herzog von Choiseul Minister war, im Februar 1764. In der Exergue stand: Conamur tenues grandia.

Um den neuen Anbauern Muth und Hofnung zu der ihnen versprochenen baldigen Hülfe zu machen, entschloß sich der Kapitain Nerville als ihr Anführer hier zu bleiben, und mit ihnen die Gefahr einer schwachen Kolonie zu theilen, die in einem Winkel der Welt, und so weit gegen den Südpol angelegt war, als es bisher noch niemand gewagt hatte. Den 5. April nahm ich feyerlich von der Insel, im Namen des Königs von Frankreich, Besitz, und seegelte den 8. nach Frankreich zurück.

Den 5. January 1765. sahe ich meine Kolonisten wieder, und fand sie gesund und zufrieden. Nachdem ich alles, was ich zu ihrem Bedürfnisse mitbrachte, ausgeladen hatte, gieng ich in die Magellanische Meerenge, um eine Ladung Bauholz, und junge Bäume zum Anpflanzen zu holen, und eröfnete also eine neue Schiffahrt, welche unumgänglich nothwendig war, wenn anders meine neue Kolonie bestehen sollte. Bey dieser Gelegenheit fand ich die Schiffe des Commodore Byron, welcher vom Englischen Hofe abgeschickt war, um die Malouinischen, oder von den Engländern sogenannten Falklandsinseln zu untersuchen, und durch die Magellanische Straße in die Südsee gieng. Bey meiner Abreise am 27. April war die Kolonie auf den Malouinen achtzig Personen, nebst den Officiers stark.

Im Jahre 1765 schickte der König den Adler und den Stern, mit vielen Lebensmitteln und neuen Kolonisten dahin, welche nachgehends zum Besten derselben Holz in der Magellanischen Meerenge fällen mußten. Die Kolonie begann nunmehr in eine gewisse Ordnung zu kommen. Der Befehlshaber und der Aufseher wohnten in bequemen steinernen Häusern, und die übrigen Einwohner in Häusern mit Wänden von Rasen. Man hatte 3 Magazine zum Behuf der allgemeinen und besondern Bedürfnisse angelegt, und ein paar Fahrzeuge zur Untersuchung der Küsten gebauet. Das Holz zu diesen und zu den Dächern der Häuser, war aus der Magellanischen Meerenge geholet worden. Der Adler seegelte dießmal mit einer Ladung von Oel, und im Lande gar gemachten Seewolfsfellen zurück. Man hat auch mit ziemlich gutem Erfolg allerley aus Europa gebrachte Körner gesäet, welche in dem hiesigen Boden gut fortkamen. Das Rindvieh vermehrte sich auch gut, und die Anzahl der Einwohner belief sich auf hundert und funfzig.

Inzwischen war der Commodore Byron im Januar 1765. nach diesen Inseln gekommen, um solche zu untersuchen. Er landete westwärts von unserer Kolonie in einem Hafen, den wir den Hafen de la Croisade genannt hatten, und nahm, im Namen der Krone England, Besitz von den Inseln, ohne jedoch Einwohner da zu lassen. Erst im folgenden 1766 Jahre schickten die Engländer eine Kolonie nach diesem Hafen, und gaben ihm den Namen Egmont. Der Kapitain Macbride, welcher die Fregatte Jason commandirte, kam im December nach unsrer Kolonie, und behauptete, daß die Insel der Krone England gehöre. Er drohete mit Gewalt ans Land

zu steigen, wenn man ihm solches verwehren wollte, besuchte den Befehlshaber, und gieng denselben Tag wieder unter Seegel.

In diesem Zustande waren die Malouinischen Inseln, als wir sie den Spaniern überlieferten. Unser Anspruch, weil wir sie zuerst angebauet hatten, mußte also ihrem ältern Rechte weichen. Die folgenden Nachrichten von den Produkten, und Thieren auf dieser Insel, sind die Frucht der Untersuchungen des Herrn von Nerville, welcher sich daselbst 3 Jahre aufgehalten. Ich habe solche um desto interessanter gehalten, weil der Herr von Commerson nicht hier gewesen, und die natürliche Geschichte dieser Inseln in gewissen Betrachtungen wichtig ist*).

Viertes Kapitel.

Natürliche Geschichte der Malouinischen Inseln.

Ein jedes neubewohntes Land liefert auch denen, die sich nicht sehr um die natürliche Geschichte bekümmern, wichtige Gegenstände, und wenn ihre Nachrichten gleich nicht die zuverläßigsten sind, so dienen sie doch denen, die sich um die Natur bekümmern, zur Befriedigung ihrer Neugierde.

Als wir das erstemal auf dieser Insel landeten, fanden wir nirgends etwas, das uns reizte, als den schönen Hafen, darinne wir lagen. Wir wußten selbst nicht, warum wir auf einer, dem Anschein nach, so unfruchtbaren Insel bleiben wollten. Der Horizont war mit kahlen Bergen umgeben, das Land allent-

*) Das Buch war bereits fertig ehe des Don Pernetty Journal von den Malouinischen Inseln erschien, sonst hätte das folgende Kapitel wegbleiben können.

allenthalben vom Meer durchschnitten; die Felder lagen wüste und tod da, weil die Bewohner fehlten. Die das Land anbauen wollten, fanden nirgends Holz zu ihrem Gebrauch. Die tiefe Stille wurde nur zuweilen vom Geheule der Seeungeheure unterbrochen. Allenthalben sahe man eine traurige Einförmigkeit, und lauter Gegenstände, welche den Kolonisten den Muth benahmen. Die Natur schien sich gleichsam in diesen Wildnissen ihren Bemühungen zu widersetzen.

Inzwischen lehrten uns Zeit und Erfahrung, daß ein unverdroßner Fleiß die Mühe reichlich belohnen würde. Es giebt viele Bayen, welche von den Bergen für alle Stürme beschützt werden, und eben diese Berge liefern eine Menge von Bächen und Kascaden. Die Wiesen tragen fettes Futter, welches zahlreiche Heerden ernähren kann, und eine Menge kleiner Seen läßt es ihnen nie an gesunden Getränke fehlen. Man darf hier keinen Streit über das Eigenthum des Bodens besorgen, es giebt keine wilde, giftige, und den Menschen zur Last fallende Thiere, hingegen eine unendliche Menge von nützlichen Amphibien, von Vögeln und wohlschmeckenden Fischen: eine brennbare Materie, welche den Mangel des Holzes ersetzt, Kräuter, welche für die Krankheiten der Seefahrenden bewährt sind, ein gesundes Klima, und eine beständig gemäßigte Luft, welche weit tüchtiger sind, starke und gesunde Menschen hervorzubringen, als die reizenden Gegenden, wo der Ueberfluß ein Gift wird, und die Hitze den Arbeiter träge macht. Dieß waren die Hülfsmittel, welche die Natur uns darbot; Der Widerwille beym ersten Anblick verlor sich bald, und wir wurden gereizt, unser Glück hier zu versuchen.

Daher haben die Engländer in ihrer Nachricht vom Hafen Egmont kein Bedenken getragen, zu sagen, daß das umliegende Land alles darbietet, was zu einem guten Etablissement erfordert wird. Sie werden vermöge ihrer Neigung zur natürlichen Historie, vermuthlich Nachrichten bekannt machen, welche zur Ergänzung der gegenwärtigen dienen können.

Die Malouinischen Inseln liegen zwischen dem 51 und 52½ Grad südlicher Breite 61½ und 65½ Grad westlicher Länge von Paris, und sind von der Küste der Patagons, und der Einfahrt in die Magellanische Straße 40 bis 45 Meilen entfernt.

Die Häfen, welche wir untersucht haben, sind geräumig und für Stürme sicher, sie haben einen festen Ankergrund. Es liegen meistens kleine Inseln dafür, daran sich die Gewalt der Wellen bricht, und welche machen, daß man sie im Nothfall leicht vertheidigen könnte. Sie haben über dieses kleine Bayen, vermittelst deren man die geringsten Ladungen bequem abholen oder ausladen kann. Die Bäche, welche von den Küsten ins Meer laufen, machen es den Schiffen sehr leicht, sich mit frischem Wasser zu versorgen.

Weil die Ebbe und Fluth von den Bewegungen des Meers, das die Insel umgiebt, in Unordnung gebracht wird, so läßt sich solche nicht gewiß bestimmen. Man hat nur bemerkt, daß die Fluth drey Abwechselungen hat, ehe sie am höchsten steigt. Das Meer steigt und fällt alsdenn in einer Viertelstunde dreymal, und gleichsam stoßweise, zumal um die Zeit des längsten und kürzesten Tages, oder wenn Tag und Nacht gleich sind, oder beym vollen Monde.

Die Winde sind abwechselnd, jedoch mehr zwischen Süden, Westen und Norden, als aus den entgegen stehenden Weltgegenden. Wenn sie im Winter zwischen Norden und Westen blasen, bringen sie gemeiniglich Nebel und Regen, und zwischen Westen und Süden, Fröste, Schnee und Hagel, wenn sie aber von Süden durch Westen nach Norden laufen, bringen sie weniger Nebel, sind aber insgemein stürmisch, wiewohl doch nicht so sehr, als wenn sie im Sommer von Südwest nach Nordwest gehen. Die letztern klären den Horizont auf, trocknen das Land, und erheben sich nicht eher als bis sich die Sonne am Horizont zeigt. So wie diese höher steigt, nehmen sie zu bis zu Mittage, und nehmen auch wieder ab, wenn sie sich hinter die Berge hinabsenkt. Die Bewegung der Sonne ist nicht das einzige Gesetz darnach sie sich richten, sondern sie nehmen auch mit der Fluth zu, und ändern zuweilen ihre Richtung.

Fast alle Nächte im Jahre, vornehmlich im Sommer, sind stille und gestirnt. Der Schnee, den die Südwestwinde bringen, fällt nicht in großer Menge, und bleibt kaum zwey Monate auf den höchsten Bergen, und nur einen oder zwey Tage auf dem platten Lande liegen. Die Bäche frieren gar nicht, und die gefrornen Teiche und Seen haben nie über 24 Stunden Menschen tragen können. Der Reif im Frühling und Herbst thut den Pflanzen keinen Schaden, und verwandelt sich beym Aufgang der Sonne in Thau. Im Sommer donnert es selten. Ueberhaupt empfanden wir weder große Hitze noch Kälte, und der Unterschied zwischen den Jahreszeiten war nicht merklich. Unter einem Himmelsstrich, wo die Veränderung des Wetters keinen großen Einfluß auf die Menschen hat, müssen sie nothwendig

stark und gesund seyn. Das hat ein dreyjähriger Aufenthalt auf dieser Insel bestärkt.

Die wenigen Mineralien, welche sich auf der Insel befinden, sind ein sicherer Grund des gesunden Wassers. Es ist allenthalben zur größten Bequemlichkeit vertheilt. An den Ufern trift man nirgends gefährliche Pflanzen an, weil der Grund meistens Kies und Sand ist. Zuweilen laufen die Bäche auch über einen torfigten Boden, und nehmen eine gelbliche Farbe an, die der Güte und Leichtigkeit des Wassers aber nichts benimmt.

Die gute Erde ist allenthalben tief genug, um zu pflügen. Die obere Rinde war aber so voll von Kräutern und kleinen Wurzeln, daß man solche erst wegnehmen, trocknen und verbrennen mußte, ehe das Land besäet werden konnte. Es ist bekannt, was für eine herrliche Wirkung dies zur Verbesserung des Bodens thut, wir nutzten sie mit großem Vortheil. Unter dieser ersten Schicht, liegt eine schwarze Erde 8 bis 10 und oft noch mehr Zolle tief, und alsdenn folgt eine gelbe Erde in unbestimmter Tiefe, und endlich eine Lage Schiefer und Steine, darunter sich aber vermöge der mit Scheidewasser gemachten Proben keine Kalkartigen befinden. Es scheint als gäbe es dergleichen auf diesen Inseln gar nicht. Man hat mit Fleiß deswegen Reisen auf die höchsten Berge angestellt, aber keine andere als Quarzartige, und Sandsteine gefunden, welche Funken, ja so gar ein phosphorescirendes Licht geben, und einen schwefelichten Geruch verursachen.

An Steinen zum Bauen fehlt es nicht, alle Küsten liegen voll davon. Man trift horizontale Schichten von einem sehr harten und fein körnigten

Stein an, desgleichen andre Schichten, die mehr oder weniger schief liegen, von Schiefer, und einen gewissen talkartigen Stein. Eine andre Gattung von Steinen läßt sich wie das Marienglas abblättern, und man trift darinne gewisse Muscheln abgedruckt an, die sich sonst in diesem Meere nicht finden. Wir machten Schleifsteine davon. Die Steine, welche man aus den Löchern oder Gräben grub, waren von gelblicher Farbe, und hatten noch nicht den gehörigen Grad der Härte erreicht. Man hätte sie mit einem Messer schneiden können, sie wurden aber an der Luft hart. An Thon und Sand zur Töpferwaare und Ziegelsteinen fehlt es nicht.

Der Torf findet sich insgemein über dem Thon, und nimmt eine große Fläche Landes ein. Man kann keine halbe Meile weit auf allen Seiten der Insel gehen, ohne beträchtliche Lagen davon anzutreffen, welche durch die Risse in der Erde leicht zu kennen sind. Der Torf erzeugt sich beständig durch die kleinen Wurzeln und Kräuter an solchen Orten, wo das Wasser stehen bleibt, und dieß erkennet man gar leicht an dem daraus hervorwachsenden spitzigen Schilf. Wir gruben diesen Torf in einer Bay ohnweit unsrer Wohnungen, wo man sehen konnte, daß er über 12 Fuß tief stund, und von den Winden zugleich hinlänglich ausgetrocknet ward. Wir brannten nichts anders als diesen Torf; sein Geruch war nicht schädlich, das Feuer brannte helle, und die Kohlen gaben eine stärkere Hitze als die Steinkohlen; Wenn man darauf blies, konnte man sehr leichtlich ein Licht dabey anzünden. Man konnte alle Schmiedearbeit dabey verrichten, ausgenommen das Zusammenlöthen großer Stücken Eisen.

Alle Ufer des Meeres, und der Inseln sind mit einer Pflanze bewachsen, die unsre Leute uneigentlich Schwerdtlilie (Glayeul) nannten, indem sie vielmehr zu den Gräsern (gramen) gehört. Sie hat das schönste grün, und ist über 6 Fuß hoch. Die Seewölfe und Löwen halten sich darinne auf, und wir suchten auf unserer Reise, so wie diese Thiere, eine Bedeckung darunter. Diese war in einem Augenblick fertig, die Stengel wurden zusammen gebogen, befestigt, und dienten anstatt des Daches; ihre trocknen Blätter gaben ein bequemes Bette ab. Wir deckten mit dieser Pflanze auch die Häuser. Sie ist unten süßlich und nahrhaft, daher das Rindvieh sie allem andern vorziehet.

Außer dieser Pflanze, dem Heidekraut, dem kleinen Gesträuche und dem Gommier, sieht man fast nichts in den Feldern. Das übrige sind kleine Kräuter, die an den Orten, wo sie gewässert werden, am frischesten und dicksten stehen. Das Gesträuche war uns eine große Hülfe zur Feuerung. In der Folge hob man es nebst dem Heidekraut zu den Backöfen auf. Die rothen Beeren des Heidekrauts, lockten viel Wildpret herbey.

Der Gommier ist eine neue und bisher in Europa unbekannte Pflanze, und verdient eine genauere Beschreibung. Sie ist von apfelgrüner Farbe, hat aber nichts ähnliches mit einer Pflanze. Man sollte sie vielmehr für eine Beule oder einen grünen Auswuchs aus der Erde ansehen, der weder Stiel, noch Aeste, noch Blätter hat. Die Oberfläche ist conver und so dichte in einander gewebt, daß man nichts hineinstechen kann, ohne sie zu zerreißen. Anfangs setzten wir uns oder stiegen darauf. Sie trug uns so gut als ein Stein, ohne nachzugeben. Die Höhe

beträgt ohngefehr 1½ Fuß. Die Breite ist bey manchen gegen diese Höhe sehr unproportionirt, und hat oft über 6 Fuß im Durchmesser. Der Umfang ist nur bey den kleinen Pflanzen regelmäßig, die einer halben Kugel gleichen; wenn sie aber ihr völliges Wachsthum erreicht haben, ist die Oberfläche bald hoch bald tief. Hin und wieder auf derselben bemerkt man Tropfen von einer zähen gelblichen Materie in der Größe einer Erbse, welche wir anfangs für Gummi hielten. Weil sie sich aber nicht anders als im Weingeiste auflößten, so schlossen wir daraus, daß es ein Harz wäre. Es hat einen starken aromatischen Geruch, fast wie Terpentin.

Um die Pflanze innwendig zu untersuchen, schnitten wir sie dicht an der Erde ab, und kehrten sie um. Indem sie zerbrach, zeigte sich, daß sie aus einem Stiel hervorwächst, welcher unzählige concentrische Sprossen treibet. Aus den Sprossen gehen Blätter wie die Spitzen der Sterne hervor, welche über einander liegen, als wenn sie an einer gemeinschaftlichen Achse oder Faden angeschnürt wären. Diese Sprossen sind fast bis an die Oberfläche weiß, wo die Luft sie grün färbet. Bricht man einen durch, so dringt viel milchigter und zäher Saft heraus. Der Hauptstiel führt eine große Menge davon bey sich, so wie auch die Wurzeln, welche sich horizontal ausbreiten, und in einiger Entfernung neue Pflanzen treiben, daher man niemals eine Pflanze allein sieht. Sie scheint gern am Anhang der Hügel zu wachsen, und kommt gegen alle Weltgegenden fort.

Erst im dritten Jahre nach unsrer Ankunft suchte man die Blüthe und den Saamen dieser Pflanze, welche beyde klein sind, kennen zu lernen, weil man mit Verdruß erfahren hatte, daß sie sich nicht nach Eu-

ropa

ropa bringen ließ. Endlich hat man Saamen mitgenommen, um zu versuchen, ob sich diese neue und sonderbare Pflanze in Europa fortbringen läßt. Vielleicht könnte man sich ihrer mit Nutzen in der Medicin bedienen, weil einige Matrosen das Herz mit gutem Erfolg gebraucht haben, um leichte Wunden damit zu heilen. Merkwürdig ist, daß diese Pflanze, wenn sie auf obige Art umgekehrt ist, durch die Luft und Regen alles Harz verliert, da sich gleichwohl das Harz nur im Weingeiste auflösete. In diesem Zustande ward sie überaus leicht, und brannte wie Stroh.

Außer dieser Pflanze fand ich noch eine andere von einem bewährten Nutzen: Sie macht eine kleine Staude, und wächst oft unter den Kräutern längst den Küsten fort. Wir kosteten sie von ohngefehr und fanden ihren Geschmack etwas bitter wie Tangelreis, welches uns auf den Einfall brachte, Bier daraus zu machen. Wir hatten eine gewisse Quantität von Syrop und Körner mitgebracht. Der Versuch gelang besser als wir glaubten. Nachdem die Kolonisten den Nutzen dieser Pflanze einmal kennen gelernt, fehlte es ihnen niemals daran. Die Pflanze und das Getränke sind sehr gut für den Scharbock. Man bediente sich ihrer mit glücklichem Erfolg in den Bädern, welche die von der Seereise kranken Matrosen gebrauchten. Das Blatt ist klein, zackigt, und hellgrün. Wenn man es zwischen den Fingern reibt, giebt es eine Art von klebrigten Mehl, das einen aromatischen Geruch hat.

Diese Pflanze, und eine Art von Sellery oder wilde Petersilie, Sauerampfer, Kresse, und die Doradilla, die hier in Menge wachsen, sind die herrlichsten Mittel wider den Scharbock.

Die einzigen Früchte, welche wir im Herbste fanden, war eine kleine unbekannte Frucht, welche fast wie eine Maulbeere aussahe, und eine andere in der Größe einer Erbse, Lucet genannt, weil sie derjenigen, die im nördlichen America diesen Namen führt, sehr ähnlich ist. Die Kinder, welche alle Früchte gern essen, aßen auch die Beeren des Heidekrauts; das Wildpret fraß sie ebenfalls gerne. Die Pflanze der Frucht, welche wir Maulbeeren nannten, kriecht an der Erde fort; das Blatt gleicht den von Hagebuchen, es treibt lange Ranken, und schlägt wieder neue Wurzeln wie die Erdbeeren.

Die Pflanze von dem Lucet kriecht gleichfalls an der Erde. Ihre Blätter sind klein, glatt, rund und myrrthen farbig. Die Frucht sitzt an den Ranken, ist weiß, aber auf der Seite gegen die Sonne roth gefärbt. Sie hat einen aromatischen Geschmack, und einen Geruch wie Pomeranzenblüte; denselben Geruch haben auch die Blätter; wenn man auf diese Wasser gießt, und mit Milch vermengt, giebt es ein angenehmes Getränke. Diese Pflanze verbirgt sich unter den Kräutern, und liebt die feuchten Oerter. Man trift eine erstaunliche Menge davon um die Seen an.

Unter einer Menge andrer Pflanzen, die wir nicht nöthig hatten weiter zu untersuchen, bemerkten wir vielerley Blumen, die aber sämmtlich keinen Geruch von sich gaben, ausgenommen eine einzige von weiser Farbe, die fast wie eine Tuberose roch. Wir fanden auch wirkliche Veilchen, aber so gelb wie eine Jonquille. Es ist merkwürdig, daß wir nirgends eine Pflanze entdeckt, die eine Zwiebel gehabt hätte. Eben so merkwürdig war es, daß wir auf der Mittagsseite des bewohnten Theils der Insel jenseits einer

ner Reihe von Bergen, welche die Insel von Osten gegen Westen durchschneidet, zwar nicht obbeschriebene Harzpflanze antrafen, jedoch eine andre Pflanze in großer Menge, von eben der Gestalt, aber von einer verschiednen grünen Farbe, die weder die Festigkeit noch Harz hatte, sondern nach der Jahrszeit mit schönen gelben Blumen bedeckt war. Diese Pflanze konnte man leicht öfnen: sie bestund wie jene aus vielen Sprossen, die aus einem Stiel kamen, und sich an der Oberfläche endigten. Auf dem Rückwege über die Berge entdeckten wir etwas tiefer als ihr Gipfel, eine große Gattung von Scolopendrium; die Blätter waren nicht ausgebogen, sondern in der Form der Degenklingen. Die Pflanze hat 2 Hauptstiele, welche den Saamen unterwärts tragen, wie die Capillares. Man nahm auf den Steinen sehr viele Pflanzen wahr, die sich leicht zerreiben ließen, und ein Mittelding zwischen einem Stein und einer Pflanze zu seyn schienen, und glaubte, daß es eine Art von Lichen wäre. Man entschloß sich künftig Versuche zu machen, ob sie zum Farben zu gebrauchen wären.

Die Seepflanzen waren uns mehr beschwerlich als nützlich. Das Meer war im Hafen dergestalt mit der bey den Franzosen sogenannten Pflanze, Goemon bedeckt, daß die Böte mit vieler Mühe an das Ufer kommen konnten. Es nutzt zu nichts, als daß sich die Wellen bey stürmischer See daran brechen. Man glaubt es zum Düngen des Landes gebrauchen zu können. Die Fluth brachte uns viele korallenartige Pflanzen (coralines) von verschiednen schönen Farben, welche die Liebhaber nebst den hiesigen Schwämmen und Muscheln in ihren Kabinetten eines Platzes würdig geschätzt. Die Schwämme haben beynahe die Figur der Pflanzen, und so viel be-

sonders laufende Aeste, daß man kaum glauben kann, daß sie ein Werk der Seeinsekten sind. Das Gewebe ist so dicht in einander, und die Fibren sind so fein, daß sich nicht wohl begreifen läßt, wie Thiere darinne wohnen können.

Man hat an den Küsten der Malouinen verschiedene neue Gattungen Schalthiere entdeckt, womit die Sammler ihre Kabinette bereichert haben. Die vorzüglichste darunter ist die Poulette oder Poulte. Es giebt drey Gattungen dieser zweyschaligten Muschel, von denen die streifigte bisher nie unter den Fossilien gesehen worden. Dieß bekräftiget die angenommene Meynung, daß die Muscheln, welche man in der Erde an Orten findet, die weit über das Meer erhaben liegen, kein Spielwerk der Natur sind, sondern zu der Zeit, da das Wasser das Land bedeckte, Behältnisse lebendiger Geschöpfe gewesen. Außer dieser hier gemeinen Muschel findet man viele schuppigte und stachlichte Schüsselmuscheln von vortreflichen Farben, viele Tritonshörner, große glatte und streifigte Muscheln, welche das schönste Perlmutter haben, u. s. w.

Es giebt nur eine einzige Art vierfüßiger Thiere auf diesen Inseln, welche gleichsam ein Mittelding zwischen einem Wolf und Fuchs sind. Die Vögel sind unzählig, und halten sich theils auf dem Lande, theils in der See auf. Die Seewölfe und Löwen sind die einzigen Amphibien. An allen Küsten giebt es eine große Menge Fische, von wenig bekannten Gattungen. Auf der hohen See halten sich Wallfische auf, welche zuweilen in den Bayen ans Land geworfen werden, wie man aus den Ueberbleibseln von ihnen sieht. Andre ungeheuere Knochen, welche so tief ins Land hinein liegen, daß das Meer beym

größten

größten Sturm sie nicht so weit werfen können, sind ein Beweiß, daß die See entweder niedriger, oder das Land höher geworden sey.

Der Louprenard heißt so, weil er sich ein Lager gräbt, und einen längern und rauhern Schwanz hat als der Wolf. Er hält sich in den Sandhügeln am Ufer des Meeres auf, verfolgt das Wild, und wählt allemal, als wenn er Verstand hätte, den kürzesten Weg von einer Bay zur andern. Bey unsrer ersten Landung glaubten wir es wären Fußsteige von Menschen. Vermuthlich fastet dieses Thier einen Theil des Jahres, weil es so mager und selten ist. Es bellt fast wie ein Hund aber schwächer, und ist auch ohngefehr so groß wie ein mittelmäßiger Hund. Es fragt sich, wie dieß Thier auf diese Insel gekommen.

Es fehlt den Vögeln und Fischen nicht an Feinden, die ihre Ruhe stören. Zu den Feinden der Vögel gehöret der Wolf, welcher viel Eyer und Junge frißt, der Adler, Sperber, und die Eule. Die Fische sind noch schlimmer daran; ohne der Wallfische zu gedenken, welche wie bekannt, eine unsägliche Menge Leich und Eyer verzehren, so müssen sie sich für die Amphibien, und für Raubvögel fürchten, welche theils auf den Felsen, theils indem sie über dem Meere schweben, beständig lauern ob sie etwas erhaschen können.

Es hätte einen der Sache kundigen Naturalisten, und viele Zeit erfordert, wenn man alle folgende Thiere genau und kunstmäßig beschreiben wollen. Hier folgen nur einige Anmerkungen darüber, und zwar hat man sich am weitläuftigsten bey den Thieren aufgehalten, die von einigem Nutzen sind.

Unter den Vögeln deren Zeen mit einer Zwischenhaut zusammengehängt sind, hat der Schwan den Rang. Er unterscheidet sich von den Europäischen durch den Hals, welcher schwarz ist. Dieß macht einen schönen Kontrast mit den übrigen weißen Federn. Die Füße haben eine Fleischfarbe. Diese Schwäne finden sich auch im Flusse la Plata und der Magellanischen Meerenge.

Vier Arten wilder Gänse waren eine unsrer vornehmsten Speisen. Die eine Art lebt und frißt bloß auf dem Lande; unsere Leute nannten sie fälschlich Trappen. Die hohen Beine sind ihr in dem langen Grase nöthig, und der lange Hals um sich umher zu sehen, ob Gefahr für sie vorhanden. Sie geht und fliegt leicht; ihr Geschrey ist nicht so unangenehm, wie das von den übrigen Gänsen. Das Männchen hat weiße Federn, die auf dem Rücken und Flügel schwarz und grau gemischt sind. Die Flügel des Weibchens sind schielicht, sonst hat es eine fahle Farbe. Es legt insgemein 6 Eyer. Das Fleisch ist gesund, nahrhaft und von gutem Geschmack, daher war es eine unsrer vornehmsten Speisen, daran man es selten fehlen ließ. Außer denen, die auf den Inseln ausgeheckt werden, kommen alle Jahr im Herbste mit den Ostwinden ganze Züge vermuthlich aus einem unbewohnten Lande, weil die Jäger diese neuen Ankömmlinge gleich an der Dreistigkeit und geringen Furcht für die Menschen kannten.

Die drey andern Arten von Gänsen werden nicht so gesucht, weil sie sich von Fischen nähren, und daher einen unangenehmen öligten Geschmack annehmen. Sie sind auch nicht so gut gestaltet als die ersten. Die eine Gattung kann sich nicht ohne viele Mühe aus dem Wasser heben, und macht ein häßli-

ches Geschrey. Die Federn sind entweder weiß oder schwarz, grau und röthlich gemischt. Alle diese Arten haben sowohl als die Schwäne unter den Federn sehr viel weiße und graue Pflaumenfedern.

Zwey Arten von Enten, und zwey von Krückenten zieren die Teiche und Bäche. Die ersten sind wenig von unsern Europäischen unterschieden. Einige, die man geschossen, sind ganz schwarz, andere ganz weiß. Von den Krückenten hat die eine einen blauen Schnabel, und ist wie die andern Enten gestaltet, die andere ist viel kleiner. Einige hatten unter dem Bauche ganz dunkelrothe Federn. Man hat solche in großer Menge, und sie sind von vortreflichem Geschmack.

Zwey Arten von Täuchern sind nicht groß. Die eine hat einen aschgrauen Rücken, und weißen Bauch, daran die Federn ungemein weich wie Seide, und glänzend sind, daher wir sie für die weichen Federn (grespe) hielten, wovon man die kostbaren Müffe macht. Diese Gattung ist selten. Die andre gemeinere ist ganz braun, aber unter dem Bauche etwas heller als auf dem Rücken. Die Augen dieser Thiere sind so roth wie Rubinen, und außerordentlich lebhaft, welches durch den Kontrast des Circuls von weißen Federn, welcher die Augen umgiebt, noch vermehrt wird. Man hat ihnen wegen des letztern Umstandes den Namen Täucher mit der Brille gegeben. Sie brüten zwo Junge aus, welche die Mutter anfangs auf dem Rücken herum schleppt, weil die Jungen vermuthlich zu zärtlich sind, um das kalte Wasser auszustehen. Diese beyden Gattungen haben keine durch eine Zwischenhaut zusammengehängte Zeen, wie andere Wasservögel, sondern die Zeen haben auf jeder Seite eine dicke Haut. Die Zeen sehen

daher

daher gegen die Klaue aus, wie ein rundes Blatt, zumal da aus den Zeen Linien gegen den Rand der Haut gehen, und alles grün wie das Laub aussieht, und auch nicht viel dicker ist.

Zwey Arten von Vögel nannte man, ich weis nicht warum, bec-scies. Sie sind nur in Ansehung der Größe verschieden, und manche haben einen braunen Bauch, anstatt daß die andern weiß sind. Die übrigen Federn sind schwarz und geben einen blauen Schein von sich. Wegen der dichten und seidenartigen Bauchfedern haben sie viel ähnliches mit dem weißen Taucher, doch kann man sie nicht für dieselbe Art von Vögeln ausgeben. Ihr Schnabel ist lang und spitzig; die Zeen hangen durch eine Zwischenhaut zusammen. Sie haben darinne etwas charakteristisches, daß die vorderste Zee die längste von den dreyen ist, und daß die Zwischenhaut sich bey der dritten an nichts endiget. Die Füße haben eine Fleischfarbe. Diese Vögel richten eine große Verwüstung unter den Fischen an. Sie halten sich auf den Felsen in zahlreichen Haufen auf, und legen auch ihre Eyer dahin. Weil ihr Fleisch sehr eßbar ist, so tödteten wir zuweilen zwey bis dreyhundert auf einmal; ihre vielen Eyer gaben auch eine Nahrung im Nothfall. Sie waren so wenig scheu, daß man sie mit einem Stocke tod schlagen konnte. Ihr Feind ist ein Raubvogel mit zusammenhängenden Zeen, der über sieben Fuß breit ist, wenn er die Flügel ausbreitet. Er hat einen langen starken Schnabel, der an zwey langen holen Röhren, von eben der Materie als der Schnabel kenntlich ist. Die Spanier nennen diesen Vogel Quebrantahuessos.

Eine große Anzahl von bunten angenehm gefärbten Moves, Caniats und Equerrets, die sich immer

in

in mehrerer Anzahl bey einander aufhalten, schweben beständig über dem Wasser, und schießen mit großer Geschwindigkeit auf die Fische hinab. Sie dienten uns als ein Kennzeichen, daß es Zeit sey Sardinen zu fangen. Wenn man sie einen Augenblick in die Höhe hielt, so gaben sie den kurz vorher verschluckten Fisch ganz wieder von sich. Die übrige Jahrszeit nähren sie sich von andern kleinen Fischen. Sie legen eine große Menge Eyer, die wohlschmeckend und gesund sind, um die Teiche, auf gewisse grüne Pflanzen, die viel ähnliches mit den Wasserlilien haben.

Man unterscheidet drey Gattungen von Penguuinen. Die erste ist wegen ihrer Figur und Schönheit der Federn merkwürdig. Sie hält sich nicht, wie die zweyte, welche in des Lord Ansons Reisen beschrieben ist, bey andern Vögeln ihres gleichen auf, sondern liebt die Einsamkeit und abgelegene Oerter. Diese Gattung hat einen längern Schnabel, als die andre, die Federn auf dem Rücken haben ein helleres Blau, und die am Bauche eine blendende Weiße. Ein gelber Streifen, geht zu beyden Seiten vom Kopf herab, nimmt weiße und blaue Schattirungen an, und stößt auf der Brust wieder zusammen, sein langer Hals, und sein leichter Gang, geben ihm wenn er geht oder singt, ein edles und prächtiges Ansehen. Man hoft diesen Vogel nach Europa zu bringen. Er wird leicht zahm, so daß er den, der ihn füttert, kennt, und ihm nachfolgt. Er frißt was man ihm giebt, Brod, Fleisch oder Fische. Man bemerkte jedoch, daß diese Nahrungsmittel nicht zulänglich waren, denn er ward mager und starb zuletzt.

Die dritte Art dieser Vögel hält sich wie die zweyte bey ihres gleichen auf hohen Felsen auf, und theilt gleichsam diesen Aufenthalt mit den bec-scies; sie

legt

legt auch ihre Eyer dahin. Man unterscheidet sie von den beyden ersten Arten an der Größe, weil sie viel kleiner sind, an der fahlen Farbe, an einem goldfarbnen Federbusch auf dem Kopfe, welchen sie in die Höhe strotzen, wenn sie böse sind, und endlich an gewissen kleinen Federn von eben der Farbe, die ihnen statt der Augenbraunen dienen. Man nennt sie springende Penguuinen, weil sie von einem Ort zum andern hüpfen. Ueberhaupt ist diese Gattung lebhafter, als die beyden andern.

Drey Arten von Eisvögeln (halcyons) zeigten sich selten, und waren keine Vorboten des Sturms, wie wenn man sie auf dem Meere sieht. Inzwischen sind es, wie die Seeleute behaupten, dieselben Vögel. Die kleinste von diesen drey Arten hat wenigstens alle Charaktere davon. Wenn es ein wahrer Eisvogel ist, so ist es gewiß, daß er sein Nest an der Erde bauet. Man hat uns die Jungen, welche noch kaum die ersten Federn hatten, und den Alten vollkommen glichen, gebracht. Die zweyte Art ist nur in der Größe verschieden, und etwas kleiner als eine Taube. Diese beyden Gattungen sind schwarz, und haben nur etliche weiße Federn unter dem Bauche. Die dritte Gattung nannte man anfangs weiße Tauben, weil sie weiße Federn, und einen rothen Schnabel hat, es ist aber wahrscheinlicher, daß es ein wahrer Eisvogel ist, weil er den andern beyden Arten vollkommen gleichet.

Drey Arten von Adlern, von denen die größten schmutzige weiße Federn die andern aber schwarze Federn, uud gelbe oder weiße Füße haben, sind geschworne Feinde der Schnepfen und aller kleinen Vögel; sie sind nicht groß genug, und haben auch nicht Stärke genug in den Klauen um sich an die großen

zu wagen. Viele Sperber und Eulen stellen dem kleinen Wildpret nach. Ihre Federn geben die schönste Abwechselung von allerley Art.

Die Schnepfen gleichen den Europäischen; sie steigen beym Anfang des Fluges gerade in die Höhe, und sind leicht zu schießen. In der Paarzeit steigen sie so hoch, daß man sie aus dem Gesichte verliert. Wenn sie gesungen und ihr Nest, welches sie ohne weitere Vorsicht im freyen Felde, an Oerter, wo fast kein Gras wächst, bauen, erkannt haben, so schießen sie wie ein Pfeil darauf hinab. Um diese Zeit sind sie mager: aber im Herbste vortrefflich vom Geschmack.

Im Sommer sahe man viel Brachvögel (corlieux) welche denen in Frankreich völlig gleichen.

Am Ufern des Meeres trift man im ganzen Jahr einen Vogel an, der viel ähnliches mit den gedachten Brachvögeln hat. Man gab ihm den Namen Meerelster wegen seiner schwarzen und weißen Federn. Seine Kennzeichen sind ein korallenrother Schnabel, und weiße Füsse. Er hält sich auf den Felsen, welche bey niedriger See hervorragen auf. Man kann sein Pfeifen leicht nachmachen; die Jäger wußten sich dessen zu seinem größten Schaden zu bedienen.

Die weißen Reiher siud ziemlich häufig, wir hielten sie anfangs für gemeine Reiher und kannten den Werth ihrer Federn nicht gleich. Diese Vögel fangen gegen Sonnenuntergang an, Fische zu ihrer Nahrung zu haschen. Sie erheben zuweilen ein Geschrey, welches so viel ähnliches mit dem obgedachten Loups-renards hat, daß man glauben sollte diese Thiere ließen sich wirklich hören.

Zwey Arten von Staaren und Drosseln kamen im Herbste gezogen. Die dritte Art, welche man nur den rothen Vogel nannte, war das ganze Jahr vorhanden. Sein ganzer Bauch ist mit den schönsten feuerrothen Federn, vornehmlich im Winter bedeckt, wovon man einen guten Gebrauch machen könnte. Von den beyden andern Arten Zugvögeln ist die eine fahlroth, mit schwarzen Flecken auf dem Bauch, die andere von der gemeinen Drosselfarbe. Wir übergehen die vielen andern kleinen Vögel, die viel ähnliches mit denen, die man an der Küste von Frankreich findet, haben.

Die Seewölfe und Löwen sind bekannte Thiere. Sie halten sich am Ufer auf, unter den großen Pflanzen, die wir Glayeuls nannten. Sie breiten sich in unzehligen Haufen eine halbe Meile ins Land hinein aus, um sich auf dem frischen Grase, und in der Sonne zu lagern. Man könnte den in des Lords Ansons Reisen beschriebenen Löwen, wegen seines Rüssels, vielmehr einen See-Elephanten nennen, zumal da er keine Mähne hat, und beynahe zwey und zwanzig Fuß lang ist; hingegen hat man eine andre weit kleinere Gattung ohne Rüssel, und mit einer Mähne, deren Haare länger sind als am übrigen Leibe, diese könnte man vielmehr für den wahren Seelöwen halten. Der Seewolf hat weder Rüssel noch Mähne, folglich sind alle drey Arten leicht zu unterscheiden. Unter ihren Haaren sind keine kurze weiche Federn verborgen, wie bey denen, welche man im nördlichen Amerika und im Flusse la Plata fängt. Die Kolonisten auf den Malouinischen Inseln hatten bereits angefangen mit den Häuten und dem Oel dieser Seethiere eine Handlung zu treiben.

Wir haben nicht viel Fische untersuchen können; wir nannten die Art, welche am häufigsten gefangen ward, Muge oder Mulet, weil sie diesen ähnlich sieht. Es giebt deren von drey Fuß Länge, die wir trockneten. Der Gradeau ist auch häufig, einige sind über einen Schuh lang. Die Sardinen zeigen sich nur zu Anfang des Winters. Die Seewölfe verfolgen die Mulets sehr, daher machen sie sich Löcher in den lockern Ufern der kleinen Flüsse, und verstecken sich darinn hinter den mit einer torfartigen Erde verwahrten Löchern; wenn wir diese wegnahmen, waren sie leicht zu fangen. Außer diesen fieng man eine große Menge andrer sehr kleinen Arten mit dem Hamen. Eine Art nannte man den durchsichtigen Hecht, weil er einen Hechtskopf hat, sonst aber ohne Schuppen und ganz durchsichtig ist.

An den Felsen trifft man Meeraale, und in den Bayen, während der schönen Jahrszeit, Meerschweine an. Wenn die Kolonisten zahlreich genug gewesen wären, und Zeit gehabt hätten, in der offnen See zu fischen, so würden sich viele andre Fische und auch Sohlen, welche das Meer zuweilen am Strande auswirft, gefunden haben. Man hat im süßen Wasser nur eine einzige Art Fische gefunden, die ohne Schuppen, von grüner Farbe, und ohngefähr von der Größe einer gemeinen Forelle sind. Die Kolonisten haben sich aber wenig um den Fang im süßen Wasser bekümmert, weil die See die Fische in grösserm Ueberfluß liefert.

Unter den mit einer Schaale umgebnen Thieren giebt es drey kleine Arten. Ein Krebs, der bereits, ehe er gekocht wird, roth ist, es ist vielmehr eine salicoque. Die Seekrabbe mit blauen Füßen, gleicht dem in Frankreich so genannten Tourelourou. End-

lich giebt es noch eine kleine Art von Krabben, Chevrettes genannt. Man sammlete diese Thiere, so wie auch die Muscheln und Schnecken, nur für die Naturliebhaber, weil sie keinen so guten Geschmack als in Frankreich haben. Austern scheint es hier gar nicht zu geben.

Um eine Vergleichung zwischen einer angebauten Insel in Europa, und den Malouinischen anzustellen, wollen wir die Worte Puffendorfs von Irland, welches ohngefähr in eben der nördlichen Breite liegt, als die Malouinischen Inseln in der südlichen, auf die letztern anwenden, weil man eben das mit Recht von ihnen sagen kann. Er beschreibt Irland, als eine Insel, die wegen der guten reinen Luft angenehm und gesund ist, worinn man niemals außerordentliche Hitze und Kälte empfindet. Das Land ist hinlänglich mit Seen und Flüssen versehen, hat große Ebnen, die vortreffliche Viehweide liefern. Es giebt hier keine giftigen Thiere, hingegen sind alle Gewässer fischreich *).

*) Siehe Puffendors Universalhistorie.

Fünftes Kapitel.

Reise von den Malouinischen Inseln nach Rio Janeiro, wo die Schiffe l' Etoile und die Boudeuse sich mit einander vereinigen. Feindseligkeit der Portugiesen gegen die Spanier. Einkünfte des Königes von Portugal von Rio Janeiro.

Ich erwartete den ganzen März, April und Maymonat die Etoile vergebens. Die Reise durch die Südsee mit meiner Fregatte allein zu wagen, war unmöglich, weil ich wegen des engen Raums nur auf sechs Monat Proviant für das Schiffsvolk mitnehmen konnte. Nunmehr hatte ich nur noch auf zwey Monate Lebensmittel, deswegen gieng ich am 2ten Jun. von den Malouinischen Inseln nach Rio Janeiro unter Seegel, welchen Ort ich dem Kapitain der Etoile als einen Standort angewiesen hatte, im Fall ihn die Umstände verhindern würden, sich mit mir bey den Malouinischen Inseln zu vereinigen.

Wir hatten bey dieser Ueberfahrt guten Wind, den 20sten Jun. entdeckten wir die Küsten von Brasilien, und den 21sten die Mündung des Rio Janeiro. Längst der Küste sahen wir viele Fischerböte, deren eines, nachdem ich mit einem Kanonenschuß ein Signal gegeben, an Bord kam. Ich nahm einen Lotsen daraus, um uns auf die Rhede zu bringen. Er führte uns in der Entfernung einer Viertelmeile längst der Küste. Man hat allenthalben Grund genug. Die Küste ist hoch, bergicht, und mit Waldung bedeckt. Sie hat hin und wieder hohe Felsen, die senkrecht in die Höhe stehen, welches den Prospekt sehr abwechselnd macht. Um fünf Uhr Nach-

mittags waren wir unter den Kanonen des Forts vom heiligen Kreuz. Man schickte einen Officier an uns, um sich wegen der Ursache unserer Ankunft zu erkundigen. Ich gab ihm den Ritter Bournand zu, welcher den Vicekönig von Brasilien, Grafen von Acunha, davon benachrichtigen, und sich zugleich wegen des Salutirens erkundigen sollte. Um sieben Uhr warfen wir auf der Rhede in einer Tiefe von acht Klaftern, auf einem schwarzen schlammigen Grunde, die Anker.

Der Ritter Bournand kam bald zurück, und hinterbrachte mir, daß der Vicekönig ihm in Ansehung des Salutirens die Antwort gegeben: es sey nicht üblich, daß einer, der dem andern auf der Gasse begegne und den Hut abnehme, zuvor anfrage, ob der andere auch danken würde; folglich, wenn wir die Festung salutirten, würde er schon wissen, was zu thun sey. Da dieß keine entscheidende Antwort war, so begrüßte ich die Festung mit keinem Schusse. Zu gleicher Zeit ließ mir der Kapitain der Etoile Nachricht von seinem Hierseyn geben. Er hatte, anstatt im December abzureisen, erst im Februar die Reise antreten können. Auf einer drey monatlichen Fahrt war sein Schiff leck, und an Masten sehr beschädigt worden, weswegen er zu Montevideo einlaufen müssen. Hier hatte er von den Spanischen Fregatten, die von den Malouinischen Inseln zurück gekommen waren, Nachricht von der Einrichtung meiner Fahrt erhalten, und war gleich nach Rio Janeiro unter Seegel gegangen, wo er seit sechs Tagen lag. Diese Vereinigung setzte mich nunmehr in den Stand, meine Reise weiter auszuführen, indem die Etoile mir auf dreyzehn Monate gesalzne Speisen, und Getränke mitbrachte, aber kaum auf zwey Monate

Brod

Brod und Hülsenfrüchte. Der Mangel so nöthiger Lebensmittel nöthigte mich, solche in dem Flusse la Plata zu suchen; weil wir in Rio Janeiro weder Zwieback, noch Korn, noch Mehl fanden.

Es lagen zwey Schiffe im Hafen, welche uns nicht gleichgültig waren, ein Französisches und ein Spanisches. Das erste hieß der Morgenstern und gehörte dem Könige. Es war nach Indien bestimmt, aber zu klein, als daß es hätte wagen können, im Winter um das Vorgebirge der guten Hoffnung zu seegeln, folglich mußte es hier auf eine bequemere Jahrszeit warten. Das Spanische war ein Kriegsschiff von vier und siebenzig Kanonen unter dem Commando des Don Francisco de Medina. Es war mit einer Ladung Häute und Piasters aus dem Fluß la Plata abgesegelt, und leck geworden, weswegen es hier ausgebessert werden mußte, um die Reise nach Europa fortsetzen zu können. Seit acht Monaten machte der Vicekönig beständig neue Schwierigkeiten, daß es nicht kalfatert werden konnte. Don Francesco ließ mich noch denselben Abend um meine Zimmerleute bitten, welche ich ihm auch den folgenden Morgen schickte.

Den 22sten besuchte ich, nebst allen meinen Officiers, den Vicekönig, und er erwiederte den Besuch am 25sten. Als er wieder vom Bord abfuhr, ließ ich ihn mit ein und zwanzig Schüssen begrüssen, welche man uns von der Festung erwiederte. Er bot uns bey dieser Gelegenheit allen möglichen Beystand an, und erlaubte mir, eine Corvette, die mir zu meiner vorhabenden Unternehmung sehr nöthig war, zu kaufen, ja er versicherte mich so gar, wenn eine vom Könige von Portugal da läge, so würde er mir solche anbieten. Er hatte auch, wie er sagte, eine scharfe

Untersuchung anstellen lassen, um die Mörder ausfündig zu machen, welche den Schiffsprediger auf der Etoile, wenig Tage vor unsrer Ankunft, unter den Fenstern seines Pallastes ermordet hatten. Er versprach es, aber das Völkerrecht schrie vergebens um Rache.

Das höfliche Betragen des Viceköniges gegen uns dauerte einige Tage; er machte uns Hoffnung zu kleinen Abendmahlzeiten, die er uns am Ufer unter Lauben von Jesminen und Pomeranzen geben wollte. Er ließ eine Loge in der Oper für uns zubereiten, wo wir die herrlichen Stücke des Metastasio von einer Bande Mulatten vorstellen, und die schönsten Compositionen der Italiener von einem Orchester aufführen sehen sollten, das ein pucklichter Geistlicher dirigirte.

Die Spanier und die Innländer wunderten sich über die Höflichkeit des Viceköniges, sie prophezeyheten uns aber, daß sie bald ein Ende haben würde. Es traf auch ein, er fieng bald an, uns so, wie den andern zu begegnen; vielleicht nahm er es übel, daß wir den Spaniern Hülfe leisteten, und Freundschaft mit ihnen machten, vielleicht wurde es ihm aber auch zu schwer, lange eine Aufführung anzunehmen, die so wenig mit seinem Charakter übereinstimmte.

Den 28sten Junius vernahmen wir, daß die Portugiesen, die Spanier in Rio Grande angegriffen, solche von einem Posten, den sie am linken Ufer des Flusses besaßen, verjagt, und sich eines Schiffes, das bey der Insel St. Katharina vor Anker lag, bemächtigt hätten. Man rüstete den hier gebaueten St. Sebastion von vier und sechzig Kanonen, und eine Fregatte von vierzig Kanonen, aus. Diese sollte,

wie

wie man sagte, den Truppen und Kriegsbedürfnissen, die man nach Rio grande uud der Kolonie des heiligen Sakraments schicken wollte, zur Bedeckung dienen. Diese Feindseligkeiten gaben uns Anlaß zu fürchten, der Vicekönig möchte sich des Spanischen Kriegsschiffs, welches auf der Insel las Cobras kalfatert ward, auch bemächtigen. Wir eilten deswegen, es baldmöglichst in Stand zu setzen, und brachten es auch so weit, daß man den letzten Junius anfangen konnte, die Felle, womit es geladen war, einzupacken. Als die Reihe aber an die Kanonen kam, welche auf der Schlangeninsel lagen, verbot der Vicekönig, sie auszuliefern, und erklärte, daß er das Schiff so lange in Verwahrung behielte, bis er von seinem Hofe wegen der Feindseligkeiten im Rio Grande Befehl erhalten. Don Medina wandte alle Mühe an, aber vergebens, der Vicekönig wollte den Brief nicht einmal annehmen, den ihm Don Medina durch einen seiner Officiers vom Bord zuschickte.

Wir mußten an dem Unglück unsrer Feinde Antheil nehmen. Ich hatte, vermöge der wied rholten Erlaubniß des Statthalters, ein kleines Schiff gekauft, der Vicekönig untersagte aber dem Verkäufer, es abzuliefern. So verbot er auch, uns das benöthigte Bauholz aus den königlichen Werften verabfolgen zu lassen, ob gleich der Handel schon geschlossen war. Er verweigerte mir nebst meinen Officiers, während der Ausbesserung der Fregatte, in dem Hause unweit der Stadt zu wohnen, darinn sich der Commodore Byron, als er hier gleichfalls im Jahre 1765 einlaufen mußte, aufgehalten. Ich wollte ihm wegen dieses Punkts und des Zurückhaltens von dem gekauften Schiffe Vorstellungen ma-

chen, er ließ mich aber nicht zum Worte kommen, sondern sprang, als ich anfieng zu reden, hitzig vom Stuhle auf, und befahl mir hinaus zu gehen. Er nahm es vermuthlich sehr übel, daß ich nebst den beyden Officiers, die ich bey mir hatte, gleichwohl sitzen blieb, und rief auf die Wache; diese war aber klüger als er, und kam nicht. Wir giengen fort, ohne daß sich jemand geregt hätte. Kaum waren wir weg, so ließ er die Wachen verdoppeln, verstärkte die Patrouillen, und gab Befehl, alle Franzosen, die sich nach Sonnen Untergang blicken lassen würden, gefangen zu nehmen. Er schickte auch dem Französischen Schiffe von vier Kanonen Befehl zu, sich unter die Kanonen des Forts Villagahon zu legen, wohin ich es den folgenden Tag durch meine Böte ziehen ließ.

Ich war nunmehr mit allem Eifer auf meine Abreise bedacht, zumal da sich jedermann, der sich mit uns einließ, für den Vicekönig fürchten mußte. Zween Portugiesische Officiers mußten ihre Freundschaft gegen uns theuer bezahlen, den einen ließ er in die Citadelle gefangen setzen, und den andern verwies er nach Santa, einen kleinen Ort zwischen St. Catharina und Rio grande. Ich ließ so geschwinde als möglich frisches Wasser an Bord bringen, und auf der Etoile die nöthigsten Bedürfnisse einladen. Etwas Holz, zur Verstärkung der Masten, überließ mir der Kapitain des Spanischen Kriegsschiffs, und einige unentbehrliche Bretter kaufte ich als Contrebande.

Den 12ten war alles fertig: ich schickte zum Vicekönige, und ließ ihm wissen, daß ich mit dem ersten guten Winde unter Seegel gehen würde. Dem Kapitain des Morgensterns rieth ich, seinen hiesigen

Aufent-

Aufenthalt so viel möglich abzukürzen, und lieber indessen, daß er die gute Jahrszeit erwartete, um nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu gehen, die Inseln Tristan d'Acunha zu untersuchen, wo er Holz, Wasser und Fische im Ueberfluß finden würde. Ich theilte ihm meine Nachrichten über diese Inseln mit, und erfuhr in der Folge, daß er sich nach meinem Rath gerichtet hatte.

Während der Zeit, daß wir im Rio Janeiro lagen, bezeigten uns die Einwohner auf die beste Art ihr Misvergnügen über das schlechte Betragen des Vicekönigs. Wir bedauerten, daß wir nicht länger bey ihnen bleiben konnten. So viel andre Reisende haben Brasilien und die Hauptstadt beschrieben, daß ich, um alle Wiederholungen zu vermeiden, keine Beschreibung davon machen, sondern nur etwas von den kostbaren Waaren, welche sie nach Europa versendet, und von den Einkünften, welche der König davon ziehet, anführen will. Ich erinnere nur noch, daß Herr von Commerson, welcher als ein gelehrter Naturkündiger die Reise auf der Etoile mit zu machen sich entschlossen, mich versichert, er habe nie ein reicheres Land an Pflanzen angetroffen, und rechte Schätze für die Botanik hier gefunden.

Rio Janeiro ist der Stapel aller Reichthümer und Waaren, welche Brasilien liefert. Die so genannten Hauptminen liegen einige dreyßig Meilen von der Stadt, und sind die nächsten. Der König bekömmt den fünften Theil der Ausbeute, welcher jährlich zum wenigsten hundert und zwölf Aroben Goldes zu 25 Pfund beträgt. Im Jahre 1762 belief er sich auf hundert und neunzehn Aroben. Unter den Hauptminen sind die am Rio morto, zu Sabara und Serofrio begriffen. Von dem letzten Orte kommt nicht

nur

nur Gold, sondern auch die Diamanten, welche Brasilien liefert. Sie finden sich in einem Flusse, den man deswegen ableitet, wo sie unter andern Kieselsteinen liegen, aufgesucht, und von den Topasen, Chrysoliten und andern geringern Steinen abgesondert werden.

Alle die übrigen Steine, die Diamanten ausgenommen, sind nicht Contrebande, sondern gehören den Interessenten, welche richtige Rechnung von den gefundenen Diamanten ablegen, und solche dem zu dem Ende von dem Könige gesetzten Aufseher ausliefern müssen. Der Aufseher legt sie gleich in einen mit Eisen beschlagenen und dreyfachen Schlössern versehenen Kasten. Er hat einen Schlüssel, der Vicekönig den andern, und der Provador de l'Hazienda Reale den dritten. Dieser Kasten wird in einen andern gesetzt, welchen gedachte drey Personen versiegeln, nachdem zuvor die drey Schlüssel hinein gelegt worden. Der Vicekönig darf nicht untersuchen, was darinn liegt, sondern packt diesen Kasten noch in einen dritten, den er versiegelt nach Lissabon schickt. Hier wird er in Gegenwart des Königs geöffnet, welcher die Diamanten, die er behalten will, aussucht, und den Werth an die Interessenten nach der zwischen beyden Theilen festgesetzten Taxe bezahlt.

Die Interessenten geben dem Könige für jeden Sklaven, welcher Diamanten suchen muß, täglich ohngefähr einen Spanischen Piaster. Ihre Anzahl beläuft sich gegen acht hundert. Unter allen Schleifhandel wird der mit Diamanten am stärksten bestraft. Ist derjenige, welcher darauf ertappt wird, arm, so kostet es ihm das Leben, hat er aber so viel, als die darauf gesetzte Strafe beträgt, so verliert er nicht nur die Diamanten, sondern muß über dieses

ihren Werth doppelt erlegen, ein Jahr im Gefängniß sitzen, uud nachgehends auf Lebenszeit nach der Afrikanischen Küste ins Elend wandern. Dem ohngeachtet wird ein starker Unterschleif mit den schönsten Diamanten gemacht, weil sie so klein sind, und sich leicht verbergen lassen.

Das Gold darf aus den Bergwerken nicht eher nach Rio Janeiro gebracht werden, als bis in den königlichen Schmelzhäusern, welche in jedem Districte angelegt sind, die gehörigen Abgaben davon entrichtet sind. Was den Privatpersonen davon gehört, wird ihnen in Barren nach dem Gewicht zurück geliefert. Die Barren sind numerirt, und mit dem königlichen Wapen gezeichnet. Alles Gold wird von einer dazu gesetzten Person probirt, und auf jeder Barre die Feine gesetzt, damit man, wenn sie in die Münze geliefert werden, den Zusatz sogleich dazu bestimmen kann.

Die Barren, welche den Privatpersonen gehören, werden in dem Comptoir zu Praybuna, funfzehn Meilen von Rio Janeiro, eingeschrieben, wo ein Officier mit funfzig Mann zur Bedeckung liegt. Hier entrichtet man die Abgaben des fünften Theils, und das Passagegeld, welches auf jeden Menschen, jedes Stück Rindvieh oder Esel anderthalb Realen beträgt. Die Hälfte gehört dem Könige, und die andere Hälfte wird unter die Besatzung nach Proportion ihres Ranges vertheilt. Weil man nicht anders aus den Goldbergwerken zurück kann, so wird man hier mit der äußersten Strenge visitirt.

Die Privatintereſſenten der Bergwerke müſſen ihr Gold alle in die Münze zu Rio Janeiro liefern, wo man ihnen den Werth in Gelde giebt; dieß sind

gemei=

gemeiniglich halbe Doublonen, welche acht Spanische Piasters gelten. Auf ein jedes Stück gewinnt der König, durch den Zusatz und Schlageschatz einen Piaster. Die Münze zu Rio Janeiro ist eine der schönsten in der Welt. Sie ist so angelegt, und mit allen Maschinen versehen, daß die erforderliche Arbeit sehr geschwinde von statten geht. Das Gold wird hier zu eben der Zeit hergebracht, da die Flotten aus Europa anlangen, daher muß mit der größten Geschwindigkeit gearbeitet werden, um das Gold wieder aus der Münze auf die Schiffe zu schaffen.

Die beständige Ankunft dieser Flotten macht die Handlung von Rio Janeiro sehr blühend, insonderheit die Flotte von Lissabon, denn die Flotte von Porto bringt nur Wein, Branntewein, Eßig, allerley Eßwaaren, und grobe Leinwande, welche in dieser Stadt und der umliegenden Gegend fabricirt werden. Nach Ankunft dieser Flotten werden alle Waaren gleich ins Zollhaus gebracht, wo der König zehen vom Hundert erhält. Weil anjetzt aller Handel zwischen der Kolonie des heiligen Sakraments und Buenos Ayres verboten ist, so sind die königlichen Einkünfte dadurch um ein Großes gefallen. Fast alle kostbare Waaren wurden nach dieser Kolonie geschickt, wo sie durch einen Schleichhandel nach Buenos Ayres, Chili und Peru eingeführt wurden. Dieser Schleichhandel brachte den Portugiesen jährlich über anderthalb Millionen Piasters ein. Die Bergwerke in Brasilien liefern nichts als Gold; alles Silber, was die Portugiesen haben, gewinnen sie durch diesen verbotenen Handel. Der Sklavenhandel war ihnen gleichfalls von erstaunlicher Wichtigkeit. Man kann den Verlust nicht eigentlich angeben, den ihnen die Unterdrückung dieses starken

Zweiges der Handlung verursacht hat. Wenigstens wurden dreyßig Ladungen von einem Ort zum andern, von der Brasilianischen Küste bis an den Fluß la Plata verhandelt.

Außer gedachten Zehen vom Hundert, welche man im königlichen Zollhause entrichten muß, sind noch zwey und ein halbes Procent, unter dem Namen eines freywilligen Beytrags, seit dem Unglück der Stadt Lissabon im Jahre 1755, auf alle Waaren gelegt worden. Man muß solche gleich vor Verabfolgung der Waaren aus dem Zollhause erlegen, anstatt daß man denen, die hinlängliche Caution stellen, wegen der ersten Zehen Procent, sechs Monat Zeit giebt.

Die Goldbergwerke von St. Paul und Parnagua liefern dem Könige insgemein alle Jahre für seinen fünften Theil vier Aroben. Die entlegensten Goldminen zu Pracaton und Quiaba stehen unter der Hauptmannschaft von Matagrosso. Das Fünftel derselben wird nicht zu Rio Janeiro entrichtet; hingegen das von den Mienen zu Goyas. In dieser Hauptmannschaft giebt es auch Diamantmienen, es ist aber verboten, darinn zu arbeiten.

Alle Kosten, welche der König von Portugal in Rio Janeiro aufwendet, so wohl für die Bezahlung der Truppen und Civilbedienten, als für die Unterhaltung der Bergwerke und öffentlichen Gebäude, ingleichen für Ausbesserung der Schiffe, beläuft sich nicht höher, als auf sechsmal hundert tausend Piasters. Darunter sind aber die neuen Kriegsschiffe und Fregatten, welche man seit einiger Zeit angefangen hat, hier zu bauen, nicht mit begriffen.

Verzeichniß der königlichen Einkünfte zu Rio Janeiro in gemeinen Jahren.

Hundert und funfzig Aroben Goldes, welche der König insgemein jährlich von seinem fünften Antheil an den Goldbergwerken erhält, betragen in Spanischen Piastern	= = =	1, 125 000
Die Abgabe von den Diamanten	=	240 000
Das Münzrecht	= = =	400 000
Zehn Procent von allen Waaren im Zollhause	= = = =	350 000
Zwey und ein halbes Procent unter dem Titel eines freywilligen Geschenks	=	87 000
Passagegeld, Verkaufung der Bedienungen und überhaupt alles, was aus den Bergwerken kommt	= = =	225 000
Abgabe auf die Negersklaven	= =	110 000
Abgabe auf Fischöl, Salz, Seife und der Zehnte von den Landesprodukten	=	130 000
Summe	Piaster	2, 667 000

Folglich hat der König nach Abzug der obgedachten Unkosten von sechsmal hundert tausend Piastern noch über zwey Millionen reiner Einkünfte von Rio Janeiro.

Sechstes

Sechstes Kapitel.

Abreise von Rio Janeiro. Zweyte Reise nach Montevideo. Die Fregatte l'Etoile wird sehr beschädigt.

Den 14ten Julius 1767 zogen wir die Seegel auf, mußten uns aber, weil der Wind nachließ, auf der Rhede von Rio Janeiro wieder vor Anker legen. Den folgenden Tag lichteten wir die Anker, und zween Tage darauf mußte ich, weil meine Fregatte weit schärfer seegelte, als die Etoile, die obersten Stangen und Seegel abnehmen. Die Winde waren abwechselnd, und die See sehr stürmisch. In der Nacht vom 19ten bis 20sten verloren wir die Stange unsers großen Masts. Den 25sten war eine sichtbare Sonnenfinsterniß. Ich hatte einen jungen Astronomen, Namens Verron, am Bord, welcher mit der Etoile aus Frankreich gekommen war, um auf der Reise allerley Methoden zu versuchen, um die Längen zu berechnen. An dem Orte, wo wir uns nach unsrer Schätzung befanden, mußte die Eintretung des Schattens den 25sten Nachmittags um vier Uhr neunzehn Minuten seyn. Allein um vier Uhr sechs Minuten verbarg sich die Sonne, und wir sahen sie erst mit 31 Minuten wieder, da schon ohngefähr anderthalb Zoll verfinstert waren. Wegen der vielen Wolken erblickten wir die Sonne nur dann und wann auf einen Augenblick, daher wir keine Phasen der Finsterniß recht beobachten, und also auch die Länge nicht gewiß bestimmen konnten. Die Sonne gieng vor der Zeit der scheinbaren Conjunction für uns unter; nach unsrer Muthmaßung, war der Eintritt des Schattens um vier Uhr drey und zwanzig Minuten gewesen.

Den 26sten fanden wir Grund, und den 28sten frühe sahen wir die Castilles. Dieses Stück der Küste ist von mittelmäßiger Höhe, und fällt in einer Entfernung von fünf bis sechs Meilen ins Gesicht. Wir glaubten die Einfahrt einer Bay zu erkennen, welches vermuthlich der Ort ist, wo die Spanier ein Fort haben, bey dem aber kein guter Ankerplatz seyn soll. Den 29sten giengen wir in die Mündung des Flusses la Plata, und sahen die Maldonados, konnten aber diesen und den folgenden Tag nicht viel weiter kommen. In der Nacht vom 30sten bis 31sten war der Wind völlig ruhig. Wir untersuchten beständig die Tiefe, und glaubten, daß uns die Ströme gegen Nordwesten trieben, wo ohngefähr die Insel Lobos liegen mußte. Frühe um halb zwey Uhr hatten wir drey und dreyßig Faden Tiefe, weswegen ich vermuthete, daß wir nicht weit von dieser Insel seyn konnten, und befahl die Anker zu werfen. Frühe sahen wir die Insel, der Wind erhob sich, so daß wir uns den 31sten Nachmittags in der Bay von Montevideo vor Anker legen konnten. Die Etoile hatte unsre Reise sehr aufgehalten. Denn außerdem, daß sie viel langsamer seegelte, so zog sie bereits beym Auslaufen aus Rio Janeiro alle zwey Stunden vier Zoll Wasser, und nach einigen Tagereisen alle zwey Stunden auf sieben Zoll. Daher konnte sie nicht alle Seegel beysetzen.

Kaum hatten wir Anker geworfen, so schickte der Statthalter von Montevideo einen Officier am Bord, um uns zu begrüßen, und Nachricht zu geben, daß Befehl aus Spanien gekommen, sich der Jesuiten und aller ihrer Güter zu bemächtigen. Wir erfuhren zugleich, daß mit demselben Schiffe, welches diesen Befehl gebracht, noch vierzig für die Missionen

nen bestimmte Jesuiten gekommen wären; daß man diese wichtige Unternehmung bereits größtentheils ausgeführt, daß die Jesuiten sich nicht widersetzt, sondern mit vieler Klugheit nachgegeben, und dem Befehl des Hofes gefolgt wären. Ich werde bald umständlich von dieser merkwürdigen Begebenheit reden, von der ich durch den langen Aufenthalt zu Buenos Ayres, und durch das Zutrauen des Generalstatthalters, Don Francisco Bukarely, sehr genau unterrichtet bin.

Weil wir hier bis nach dem Aequinox bleiben mußten, so mietheten wir Zimmer in Montevideo, und legten eine Werkstelle für unsre Arbeiter, und auch ein Hospital an. Darauf gieng ich den 11ten August nach Buenos Ayres, um die Anschaffung der nöthigen Lebensmittel zu beschleunigen. Der königlich Spanische Proviantmeister bekam den Auftrag, uns alles zu denselben Preisen zu liefern, wie er es nach seinem Contrakte den königlichen Schiffen verschaffen muß. Meine Absicht war zugleich, den Herrn von Bukarely von dem, was zu Rio Janeiro vorgefallen, Nachricht zu geben, ob ich ihm gleich schon einen Expressen mit den Briefschaften des Don Mevina geschickt hatte. Er wählte die klügste Partey, nicht eher Repressalien wegen der von dem Vicekönige von Brasilien verübten Feindseligkeiten zu gebrauchen, als bis er dem Madritter Hofe davon Nachricht gegeben, und dessen Entschließung empfangen hätte. Es wäre ihm etwas leichtes gewesen, sich in wenig Tagen der Kolonie des heiligen Sakraments zu bemächtigen, zumal da es ihr an allem fehlte, weil der Transport von Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen, daran man bey unserer Abreise aus Rio Janeiro arbeitete, noch nicht angekommen war.

Der Generalstatthalter trug alles mögliche bey, um die Anschaffung meiner Bedürfnisse zu beschleunigen. Zu Ende des Augusts giengen zwey mit Zwieback und Mehl beladene Fahrzeuge für uns nach Montevideo ab, wohin ich mich auch begeben hatte. Der Ritter Bouchage blieb in Buenos Ayres, um die übrigen Lebensmittel einladen zu lassen, und unsre übrigen Geschäffte bis zur Abreise zu besorgen, welche meiner Meinung nach zu Ende des Septembers geschehen sollte. Ich konnte nicht voraus sehen, daß uns ein Zufall sechs Wochen länger aufhalten würde. Ein Spanisches Registerschiff, welches unweit der Etoile vor Anker lag, riß bey einem Sturme loß, und stieß auf die Etoile, zerbrach beym ersten Stoß gleich ihr Bogspriet, und fügte ihr noch vielen andern Schaden zu. Es war noch ein großes Glück, daß die Schiffe bey dem Sturm und der Dunkelheit der Nacht ohne weiteres Unglück aus einander kamen.

Dadurch ward die Oeffnung, wodurch die Etoile Wasser schöpfte, um ein merkliches vergrößert; und die Nothwendigkeit erforderte, sie auszuladen, und auf die Seite zu werfen, um die Oeffnung zu suchen, welche sehr tief unter dem Wasser zu seyn schien. Dieß ließ sich zu Montevideo nicht thun, wo man auch nicht einmal das nöthige Holz zu den Masten haben konnte. Ich schrieb also dem Ritter Bouchage, den Marquis von Bukarely unsern Zustand vorzustellen, und sich die Erlaubniß auszubitten, die Etoile nach der Encenada de Baragan zu führen, ihm aber trug ich auf, das benöthigte Holz und Materialien dahin zu schaffen.

Der Generalstatthalter willigte in unser Begehren. Ich konnte keinen Lotsen bekommen, und

begab

begab mich nebst meinen Zimmerleuten und den nöthigen Werkzeugen am Bord der Etoile, um die Fahrt, die man uns als sehr gefährlich beschrieben, selbst zu unternehmen. Zwey Registerschiffe der St. Fernandes und der Carmen, welche einen Lotsen hatten, wollten denselben Tag auch dahin gehen, und ich dachte ihnen zu folgen, aber der St. Fernandes, welcher den Lotsen Namens Philip am Bord hatte, gieng in der Nacht unter Seegel. Des Lotsen Absicht war, theils daß wir seinem Wege nicht folgen sollten, theils seinen Gefährten in eben der Ungewißheit zu lassen. Demohngeachtet fuhren wir den 8ten frühe ab, und schickten unsere Böte voraus. Des Abends holten wir den St. Fernandes ein, übersegelten ihn, und legten uns den 10ten Nachmittags vor der Encenade vor Anker. Philip, der ein eben so unverständiger Lotse als ein schlechter Kerl war, folgte uns beständig nach.

Hier lagen die Venus, eine Fregatte von sechs und zwanzig Kanonen, und verschiedene Kauffardeyschiffe nach Europa seegelfertig, ferner die Smeralda und Liebe, welche allerley Bedürfnisse nach den Malouinischen Inseln bringen, und alsdenn in die Südsee gehen sollten, um die Jesuiten aus Chili und Peru zu holen; Noch ein kleines Schiff, der Andalus, welches im Juliusmonate mit dem Aventurero aus Ferrol gekommen war. Letzteres stieß aber auf die Englische Sandbank, und das Schiffsvolk ward nur bloß gerettet. Der Andalus sollte Missionarien und Geschenke nach der Terra del Fuego bringen, weil der König von Spanien den Einwohnern seine Erkenntlichkeit für die Hülfe, welche sie den Matrosen, des im Jahr 1765. auf ihren Küsten gescheiterten Schiffs, la Conception, geleistet, bezeigen wollte.

Ich stieg zu Baragan ans Land, wo der Ritter Bouchage bereits einigen Vorrath von Holz hinbringen lassen. Er hatte es mit Mühe und vielen Kosten aus dem Königlichen Magazine, und den Privatvorräthen zusammen gebracht, es bestund aus Holz, das man von den im Flusse verunglückten Schiffen sammlet, und zum Verkauf aufhebet. Wir fanden hier wenige Hülfsmittel, aber viele Schwürigkeiten, welche machten, daß die Arbeit langsam von statten gieng. Die Encenade von Baragan ist eigentlich nichts, als eine schlechte Bay, welche durch die Mündung eines schmalen Flusses entsteht; der Kanal ist in der Mitte enge, und schlemmt sich beständig voll, so daß nur Schiffe, die zwölf Fuß Tiefe erfordern, hinein können. Sonst bleibt bey der Ebbe nicht sechs Zoll Wasser an den Seiten. Weil die Ebbe und Fluth in dem Flusse la Plata sehr unrichtig ist, indem sie zuweilen acht Tage dauert, nachdem die Winde anhalten, so hat das Anländen der Böte große Schwürigkeit. Man trift hier keine Magazine, sondern nur einige Hütten an, die mit Schilf oder Fellen gedeckt sind, und deren Bewohner kaum selbst zu leben haben, weil das Land nicht angebauet ist. Die Schiffe, welche zu viel Wasser ziehen, und also nicht in diesen Kanal können, müssen sich eine Meile westwärts an der Spitze von Lara vor Anker legen. Sie sind zwar daselbst allen Winden ausgesetzt, aber der Ankergrund ist fest, so daß sie den Winter über daselbst liegen können, ob es gleich mit vielen Beschwerlichkeiten verknüpft ist.

Ich ließ den Herrn Girandais an der Spitze von Lara, um für alles zu sorgen, und gieng nach Buenos Ayres, und schickte ihm ein kleines Fahrzeug zum Bau der Etoile, aus der die Effekten mit Erlaub-

niß

niß des Herrn von Bukarely am Bord der Smeralda und Liebe gebracht wurden. Den 8ten October konnte die Etoile in den Hafen gebracht werden. Man fand, daß die Ausbesserung nicht so lange Zeit erfordern würde, als man geglaubt hatte, weil sie so viel sie leichter ward, auch weniger Wasser schöpfte, und als sie nur acht Fuß mehr tief lag, gar keines mehr zog. Es zeigte sich nachgehends, daß einige Planken nicht hinlänglich befestigt und verstopft gewesen. Diese Schäden wurden nebst einigen andern bald hergestellt, ein neues Bogspriel aufgesetzt, das ganze Schiff neu kalfatert, so daß es den 21ten bereits wieder nach der Spitze von Lara gebracht werden konnte, wo es seine Ladung aufs neue einnahm. Nach und nach wurden auch Zwieback, Mehl, Holz, und andere Mundbedürfnisse, welche ich ihnen schickte, am Bord gebracht.

Zu Ende des Septembers war die Venus nebst vier mit Fellen geladenen Kauffardeyschiffen nach Cadix geseegelt. Sie hatten auch zweyhundert und funfzig Jesuiten, und die Französischen Familien von den Malouinischen bis auf sieben am Bord, die keinen Platz mehr hatten, und also auf eine andere Gelegenheit warten mußten. Der Marquis von Bukarely ließ sie nach Buenos Ayres kommen, wo er ihnen indessen Unterhalt und Wohnung anwies.

Zu gleicher Zeit lief Nachricht von der Ankunft des Registerschiffes der Diamant ein, welches nach Buenos Ayres sollte, und noch eines nach Lima bestimmten Registerschiffs. Das letztere war in erbärmlichen Umständen. Es hatte fünf und vierzig Tage wider Stürme beym Kap Horn kämpfen müssen, neun und dreyßig Mann verlohren, und die übrigen waren dergestalt vom Skorbut angegriffen,

daß nur noch drey Matrosen und einige Officiers im Stande waren zu arbeiten. Ein Meerstoß hatte das Steuer weggerissen, weswegen sie den Fluß la Plata und den Hafen Maldonado suchen müssen. Wir schickten auf Bitte der Spanier einen Officier mit einigen Matrosen auf dieses Schiff, um es nach Montevideo zu bringen. Es war seit der Abreise aus Cadix sieben Monate unter Weges gewesen. Den 5ten October kam die Spanische Fregatte der Adler an, welche im Merz von Ferrol abgegangen war. Sie war bey der Insel St. Katharina eingelaufen, wo die Portugiesen solche zu eben der Zeit angehalten hatten, als sie das Spanische Kriegsschiff in Rio Janeiro nicht verabfolgen lassen wollten.

Siebentes Kapitel.

Nachrichten von den Missionen in Paragay, und der Vertreibung der Jesuiten aus dieser Provinz.

Indessen daß wir Anstalten zum Abseegeln aus dem Fluß la Plata machten, that der Marquis Bucarely ein gleiches, um auf dem Uragay die Reise anzutreten. Die Jesuiten waren bereits in den andern unter ihm stehenden Provinzen beym Kopf genommen worden, und er wollte den Königlichen Befehl in den Missionen von Paragay in Person ausrichten. Es kam auf eine kluge Einrichtung der ersten Maaßregeln an, um die vorzunehmende Veränderung so einzurichten, daß die Einwohner damit zufrieden seyn konnten, widrigenfalls lief man Gefahr, sie wieder in ihre vorige Unwissenheit zu stürzen. Ehe ich aber auf das komme, was ich von der Aufhebung dieser sonderbaren Regierungsform selbst gesehen, will ich einige Nachrichten von dem Ursprunge und

Fortgange derselben anführen, und mich bemühen, allen Schein der Parteylichkeit zu vermeiden.

Die Jesuiten kamen zuerst um das Jahr 1560. in die fruchtbaren Gegenden, wo sie unter der Regierung Königs Philips III. die berühmten Missionen anlegten, welche in Europa den Namen von Paragay, in Amerika aber richtiger von dem Flusse Uragay führen, weil sie insonderheit an dessen Ufern liegen. Man hat sie jederzeit in Völkerschaften eingetheilt, die Anfangs schwach und in geringer Anzahl waren, aber nach und nach bis auf sieben und dreyßig angewachsen sind, wovon neun und zwanzig auf der rechten, und achte auf der linken Seite des Uragay liegen. Eine jede Völkerschaft wurde von zwey Jesuiten, die in ihren Ordenskleidern giengen, regiert. Die Könige in Spanien suchten theils aus Liebe zur Religion, theils aus Interesse, diese Wilden zu bekehren; beyde Bewegungsgründe waren wichtig, und sie konnten sie mit einander verbinden, in so weit dieses jener nicht schadete. Durch Annehmung des christlichen Glaubens wurden die Einwohner gesitteter, und die Spanischen Monarchen setzten sich in den Besitz eines weitläuftigen fruchtbaren Strich Landes. Sie vermehrten dadurch auf der einem Seite die Anbeter des göttlichen Namens, und auf der andern öfneten sie neue Quellen zu Reichthümern. Die Jesuiten übernahmen das Bekehrungswerk, stellten aber vor, daß sie, um ein so schweres Unternehmen zu erleichtern, von den Statthaltern in den Provinzen unabhängig seyn müßten, und daß kein Spanier in diese Provinz kommen dürfte.

Sie gebrauchten die Furcht zum Vorwande, daß die Laster der Europäer den Neubekehrten anstößig seyn, und vom Christenthum abspenstig machen möch-

ten, und daß ihnen durch den Spanischen Stolz die Unterwürfigkeit leicht verhaßt werden könnte. Der Madriter Hof hielt diese Bewegungsgründe für wichtig, er gab deswegen Befehl, daß die Missionarien nicht unter den Statthaltern stehen, und daß sie jährlich aus dem königlichen Schatze sechzig tausend Piasters um die Unkosten zur Anbauung des Landes zu bestreiten, erhalten sollten, jedoch mit der Bedingung, daß ein jeder Indianer von achtzehn bis sechzig Jahren dem König jährlich einen Piaster entrichten sollte, so wie die Völkerschaften nach und nach ordentlich eingerichtet, und die Felder angebauet seyn würden. Man verlangte auch von den Missionarien, daß sie die Wilden in der Spanischen Sprache unterrichten sollten, es scheint aber, daß man auf diese Clausul nicht sehr geachtet habe.

Die Jesuiten fiengen ihr Unternehmen mit vielem Eifer und einer unglaublichen Geduld an. Beydes gehörte dazu um ein wildes, unbeständiges, träges, und ganz unabhängiges Volk, zu gewinnen, und zur Arbeit und zum Gehorsam zu gewöhnen. Ihr Eifer siegte aber über die unzähligen Hindernisse, welche sie bey jedem Schritte fanden, und ihr sanftmüthiges Betragen, wußte endlich die wildesten Menschen zu zähmen. Sie brachten sie in gewisse Wohnungen oder Dörfer zusammen, gaben ihnen Gesetze, und führten nützliche und angenehme Künste bey ihnen ein. Sie bildeten aus einer barbarischen Nation, die ohne Sitten und Religion war, ein gesittetes, willfähriges Volk, das die Ceremonien der Katholischen Kirche genau beobachtet. Die Indianer ließen sich durch ihre beredten Apostel lenken, und gehorchten ihnen willig, da sie sahen, daß solche ihr wahres Bestes zur Absicht hatten. Wenn sie sich einen Begriff von

dem Könige in Spanien machen wollten, so stellten sie sich ihn als einen Jesuiten vor.

Inzwischen hatten sich die Einwohner von Paraguay im Jahre 1757. beynahe empöret. Spanien hatte an Portugal die auf der linken Seite des Uragay belegenen Völkerschaften, gegen die Kolonie des heiligen Sakraments vertauscht, um dadurch den erstaunlichen Schleichhandel, wovon wir bereits verschiedenemale geredet haben, zu hindern. Der Fluß Uragay, ward nunmehr als die Grenze der Länder beyder Kronen angenommen, und die Indianer, welche in den Völkerschaften auf der linken Seite gewohnt hatten, wurden auf die rechte Seite versetzt, jedoch wurden den Indianern die dadurch verursachten Kosten vergütet. Aber die Indianer waren einmal an ihren Aufenthalt gewöhnt, und hatten keine Lust ihr in Ordnung gebrachtes Feld zu verlassen, um neues urbar zu machen. Sie griffen also zu den Waffen, die man ihnen seit geraumer Zeit in die Hände gegeben, um sich wider die Streifereyen der Paulisten zu wehren, welches ein zusammengelaufenes Volk ist, das zu Ende des sechzehenten Jahrhunderts aus Brasilien gekommen, und eine eigne Republik errichtet hat. Inzwischen ist niemals ein Jesuite Anführer dieser Rebellen gewesen; man sagt, daß die Einwohner sie mit Gewalt in den Dörfern zurück behalten, um den Gottesdienst zu verrichten.

Andonaighi, Statthalter der Provinz la Plata, marschirte nebst Viana dem Statthalter von Montevideo auf die Indianer loß, und schlug sie dergestalt, daß ihrer zwey tausend auf dem Platze blieben. Er machte darauf Anstalt zur Eroberung des Landes. Die erste Niederlage hatte ein solches Schrecken unter sie gebracht, daß der Statthalter von Montevi-

deo

deo sich anheischig machte, das ganze Land mit sechshundert Mann zu erobern. Er grif die erste Völkerschaft an, bemächtigte sich ihrer ohne Widerstand, worauf sich die andern ebenfalls unterwarfen.

Unterdessen ward Andonaighi zurück berufen, und Cevallos kam in Buenos Ayres an, um an seine Stelle zu treten. Zu gleicher Zeit erhielt Viana Befehl seine Völker aus den Missionen zurück zu ziehen. Der obgedachte Tausch gerieth ins Stecken, und die Portugiesen, welche mit den Spaniern gegen die Indianer gezogen waren, kamen mit ihnen zurück. Um diese Zeit entstund in Europa das Gerücht von der Wahl des Königs Nikolaus, welchen die Indianer zum Scheinkönige machen wollten.

Viana hat mir selbst gesagt, daß eine große Partey Indianer, welche mit ihrer Lebensart unzufrieden waren, mit ihm gehen wollen, als er Befehl erhielt, die Missionen zu verlassen. Er widersetzte sich, konnte aber gleichwohl nicht verhindern, daß ihn sieben Familien begleiteten, denen er einen Aufenthalt zu Maldonado anwies, wo sie jetzo Muster des Fleisses und der Arbeitsamkeit sind. Was er mir von der Unzufriedenheit dieser Indianer sagte, setzte mich in Verwunderung, weil ich es mit dem, was ich von der Art, wie die Jesuiten sie regiereten, gehört hatte, nicht zusammen reimen konnte. Man hatte mir die ganze Einrichtung der Mission, als ein Muster die Unterthanen weise und glücklich zu machen, gerühmt.

Wenn man sich diesen Staat überhaupt, und von weiten vorstellt, scheint er der Menschheit Ehre zu machen, weil er bloß durch die Religion eingerichtet, und erhalten ward. Man gedenke sich eine Gesellschaft von Menschen, in einem fruchtbaren Lande,

und

und einem gemäßigten Himmelsstriche, die alle arbeitsam sind, aber doch nicht für sich allein arbeiten, sondern alle erbauete Früchte in ein gemeinschaftliches Magazin liefern, woraus ein jeder wieder so viel erhält, als er zu seinem Unterhalte, zu seiner Kleidung, und seiner übrigen Haushaltung gebraucht. So lange sie Vermögen haben zu arbeiten, ernähren sie die heranwachsende Jugend, und wenn das Alter sie unvermögend macht, so erweisen ihre Mitbürger ihnen den Dienst, welchen sie ihnen zuvor geleistet. Man stelle sich solche Oerter vor, darinne die Privatwohnungen bequem, und die öffentlichen Gebäude prächtig sind, darinne man den Gottesdienst sorgfältig beobachtet, deren Bewohner keinen Unterschied von Rang und Stand kennen, und beydes für große Schätze und Dürftigkeit gesichert sind. Dieß ist das Bild der Missionen in der Entfernung. Aber bey der Einrichtung der Staaten ist die Theorie unendlich von der wirklichen Ausführung unterschieden. Das einhellige Zeugniß, von mehr als hundert Personen, die Augenzeugen gewesen, hat mich davon überführt.

Das Land dieser Missionen, erstreckt sich von Norden gegen Süden auf hundert Meilen (200 lieues) und von Osten gegen Westen auf fünf und siebenzig. Man rechnet die Einwohner auf dreymal hundert tausend Seelen. Es giebt hier erstaunliche Wälder von allerley Bäumen; unermeßliche Wiesen, welche mehr als zwey Millionen Stück Vieh ernähren. Das Land wird mit ansehnlichen Flüssen durchströmet, welches die Handlung und das Gewerbe befördert. So ist die Provinz beschaffen, wie lebte man aber darinne?

Das Land wurde, wie gesagt, in Kirchspiele eingetheilt, wovon ein jedes zwey Jesuiten, deren einer

Pfar-

Pfarrer und der andere sein Vicar war, zu Vorstehern hatte. Die Unkosten zur Erhaltung der Völkerschaften, beliefen sich nicht hoch. Ihre Unterhaltung, ihre Kleidung und was sonst zu ihrer Nothdurft gehörte, ward durch ihrer Hände Arbeit verdient. Das meiste kosteten die Kirchen, welche zum Theil mit vieler Pracht gebauet waren. Das übrige von den Einkünften des Feldbaues, und alles Vieh gehörte den Jesuiten, welche alle nöthigen Instrumente zu den verschiedenen Handwerken, Gläser, Scheiben, Messer, Nähnadeln, heilige Bilder, Rosenkränze, Pulver und Flinten aus Europa kommen ließen. Ihre vornehmsten jährlichen Einkünfte bestunden in Baumwolle, Talg, Leder, Honig und vornehmlich in Mate, eine Pflanze, die unter dem Namen der Pflanze von Paragay, bekannter ist. Die Gesellschaft Jesu trieb einen ausschließenden Handel damit; der Absatz dieser Pflanze, welche in den ganzen Spanischen Indien statt des Thees getrunken wird, ist erstaunlich.

Die Einwohner lebten in einer sklavischen Unterwürfigkeit gegen ihre Pfarrer. So wohl Männer als Weiber wurden, wenn sie etwas gegen die Gesetze begangen, wie die Kinder in den Schulen mit Ruthen gezüchtigt; und baten sich sogar eine gnädige Strafe aus, wenn sie Sünden in Gedanken begangen hatten. Die Jesuiten wählten in jedem Kirchspiel jährlich gewisse Richter und Räthe, welche sich um die innerliche Verwaltung und um die Polizey bekümmern mußten. Die Ceremonie der Wahl ward allemal am Neuen Jahrstage sehr feyerlich in der Kirche vollzogen, und unter dem Geläute der Glocken und mit Musik bekannt gemacht. Die Neuerwählten empfiengen zu den Füssen der beyden Jesuiten

ten die Ehrenzeichen ihrer Würden, weswegen sie aber so gut gegeisselt werden konnten, als die übrigen. Ihr Vorzug bestund hauptsächlich darinne, daß sie Kleider tragen durften, anstatt daß ein baumwollenes Hemde die ganze Kleidung der übrigen Einwohner beyderley Geschlechts war. Das Kirchweihfest ward auch öffentlich, und zuweilen mit Aufführung von Komödien begangen, die vermuthlich mit den alten Französischen Stücken, welche man Mysteres nennt, eine Aehnlichkeit hatten.

Der Pfarrer bewohnte ein großes Haus bey der Kirche, daran zwey Gebäude stießen. In dem einen ward Unterricht in der Musik, Malerey, Baukunst, und in verschiedenen Handwerken gegeben. Die Lehrer waren insgemein Italiener: man sagt, daß die Indianer eine Sache leicht begreifen. In dem andern Gebäude befand sich eine Menge junger Mägdchen, welche unter der Aufsicht alter Weiber zu allerley Arbeiten ihres Geschlechts angeführt wurden. Dieß Gebäude hieß das Seminarium, und hatte innwendig eine Gemeinschaft mit der Wohnung des Pfarrers.

Der Pfarrer stand alle Tage um fünf Uhr auf, um sechse las er Messe, um sieben küßte man ihm die Hand, und zugleich wurde einer jeden Familie eine Unze Mate zum Trinken ausgetheilt. Nach der Messe frühstückte der Pfarrer, arbeitete mit den Richtern, wovon die vier erstern seine Minister waren, und besuchte das Seminarium, die Schulen und die Werkstäte. Wenn er ausgieng, so geschahe es allemal unter großer Begleitung zu Pferde. Um eilfe speiste er allezeit allein mit seinem Vikarius, unterredete sich mit ihm bis um zwölfe, und hielte alsdenn

bis um zwey Uhr Nachmittagsruhe. Er hielte sich insgemein bis zur Zeit den Rosenkranz zu beten in seinem Zimmer auf, nachgehends nahm er bis um sieben Besuch an, da gespeiset wurde, und um achte begab sich alles zur Ruhe.

Dem gemeinen Mann war von acht Uhr des Morgens seine Arbeit entweder auf dem Felde oder in den Werkstäten angewiesen, und die Aufseher hatten eine scharfe Aufsicht über sie. Den Weibern ward Montags etwas gewisses von Baumwolle ausgetheilet, die sie Sonnabends gesponnen wieder liefern mußten. Um halb sechs mußte sich der ganze Ort zum Abendgebet versammlen, und abermals dem Pfarrer die Hand küssen. Alsdenn ward jeder Familie, die zu acht Personen gerechnet wurde, ein Loth Mate, vier Pfund Rindfleisch und ein gewisses an Maiz ausgetheilt. Sonntags war Rasttag, und nach geendigtem Gottesdienst konnte sich ein jeder mit gewissen verschiedenen Spielen beschäftigen, die eben so traurig waren, als die ganze Lebensart.

Aus dieser Nachricht erhellet, daß die Indianer gewissermaßen nichts eigenthümliches hatten, und daß in ihrer ganzen Lebensart, in ihrer Arbeit und in ihrer Ruhe eine unausstehliche Einförmigkeit herrschte, daher kam es, daß man von ihnen sagte, sie stürben ohne gelebt zu haben, und ohne den Verlust des Lebens zu bedauern. Sie überstunden die Krankheiten selten, die ihnen zustießen; fragte man sie, ob sie ungern stürben, so antworteten sie nein, und mit einem solchen Tone, der die Sprache des Herzens verrieth. Man wird sich also nicht wundern, daß die Einwohner, welche gezwungen, wie die Mönche im Kloster lebten, sich gleichsam über die Erlösung aus der Clausur freueten, als die Spanier in die Missionen

nen drangen. Diese Jesuiten malten die Indianer als Menschen ab, die kaum so viel Verstand als die Kinder hätten: sie unterdrückten aber ihre Lebensgeister dergestalt, daß die großen Kinder niemals so vergnügt und munter seyn konnten, als die kleinen.

Die Jesuiten arbeiteten unermüdet an der Ausbreitung dieser Missionen, als die Begebenheiten in Europa ihr Staatsgebäude, das so viel Jahre und Geduld erfordert hatte, auf einmal über den Haufen warfen. Der Spanische Hof, der einmal die Verbannung der Jesuiten beschloß, wollte, daß dieß Vorhaben in allen Ländern zugleich ausgeführt werden sollte. Cevallos wurde zu dem Ende aus Buenos Ayres zurück berufen; und Bukarely an seine Stelle gesetzt. Man trug ihm in Madrit die Ausführung der ganzen Sache auf, jedoch mit der Bedingung, nicht eher bey seiner Ankunft damit anzufangen, als bis er neuen Befehl erhalten, welcher bald erfolgen würde. Der Beichtvater des Königs, der Graf Aranda, und einige Minister, waren die einzigen, welche um dieses Geheimniß wußten. Bukarely kam zu Anfange des Jahrs 1767. in Buenos Ayres an.

So bald Cevallos in Spanien angekommen war, fertigte man ein Packetboot an den Marquis von Bukarely mit Befehlen für ihn, und für die Provinz Chili ab, wohin er solche zu Lande schicken sollte. Das Schiff kam im Junius 1767. auf dem Flusse la Plata an, und der Statthalter schickte sogleich zwey Officiers, einen an den Statthalter in Peru, und den andern an den Präsidenten der Audienz von Chili mit dem sie betreffenden Befehle des Hofes ab, und war zugleich bedacht, die Befehle auch an die Oerter seiner Provinz, wo Jesuiterklöster waren, z. E. in Cordova, Mendoza, Corientes, Santa Fe, Salta, Monte-

video und Paragay zu vertheilen. Weil er befürchtete, die Befehlshaber möchten hin und wieder die Absicht des Hofes nicht geheim genug halten, und auch nicht geschwind genung ausrichten, so schickte er ihnen die Instruction versiegelt zu, mit dem Befehle sie nicht eher zu erbrechen, als an dem Tage, da das Projekt ausgeführt werden sollte, und zwar nur in Gegenwart solcher Personen, die er nannte, und welche an jedem Orte die vornehmsten geistlichen und weltlichen Stellen bekleideten. Insonderheit war ihm an Cordova viel gelegen, wo das Hauptkloster der Jesuiten, und auch ihr Provinzial war. Hier wurden die zu den Missionen, und Häuptern der Völkerschaften bestimmten Jesuiten in der Sprache und den übrigen Gebräuchen des Landes unterrichtet; man konnte also vermuthen, hier die wichtigsten Papiere zu finden. Bukarely schickte einen Officier dahin, auf den er sich verlassen konnte, ernannte ihn zum Königlichen Lieutenant in Cordua, und gab ihm unter diesem Vorwande ein Kommando Soldaten mit.

Die meiste Bedenklichkeit in Ausführung der Königlichen Befehle, schienen die Missionen zu erfordern. Es war ungewiß, ob die Indianer zugeben würden, daß man die Jesuiten als ihre Obern beym Kopf nähme; diese Unternehmung hätte auf alle Fälle eine beträchtliche Anzahl Kriegsvölker erfordert; und überdieses war es unumgänglich nothwendig, gleich nach Aufhebung der Jesuiten eine andere Regierungsform einzuführen, um die Unordnungen der Anarchie zu vermeiden. Der Statthalter schrieb also, um Zeit zu gewinnen, nach den Missionen, man sollte ihm aus jeder Völkerschaft den Corregidor und den Caicken schicken, um die Königlichen Befehle zu empfangen.

gen. Diese wurden sehr dringend gemacht, auf daß die Indianer unter Weges seyn sollten, ehe sich die Nachricht von der Aufhebung der Jesuiten bey ihnen ausbreiten könnte. Dadurch erhielt er einen doppelten Endzweck, einmal hatte er von einer jedem Völkerschaft Geissel in Händen, wenn er die Jesuiten beym Kopf nehmen ließ; ferner dachte er durch die gute Aufnahme in Buenos Ayres die Indianer zu gewinnen, und ihnen ihren künftigen Zustand angenehm vorzustellen, wenn sie wie andere Königliche Unterthanen ihr Eigenthum haben, und derselben Privilegien genießen würden.

Alles war sehr geheim getrieben worden, und ob man sich gleich wunderte ein Spanisches Schiff ohne einige andere Briefe als an den General ankommen zu sehen, so fiel man doch nicht auf die Ursache. Der Zeitpunkt der allgemeinen Aufhebung der Jesuiten war auf einen Tag festgesetzt, da man vermuthen konnte, daß alle Couriers an dem Ort ihrer Bestimmung angekommen seyn würden. Der Statthalter wartete mit Ungeduld auf diesen Zeitpunkt, als seine Maaßregeln durch die Ankunft zweyer Königlichen Spanischen Schiffe aus Cadix beynahe auf einmal vernichtet worden wären. Er hatte dem Statthalter von Montevideo Befehl zugeschickt, wenn Schiffe aus Europa kämen, alle Gemeinschaft mit ihnen aufs schärfste zu verbieten, bis er ihm zuvor Nachricht davon gegeben. Da aber eines von diesen Schiffen bey der Einfahrt in den Fluß verunglückt war, so mußte man das Schiffsvolk zu retten suchen.

Diese Schiffe waren nach der Gefangennehmung der Jesuiten aus Spanien abgeseegelt, folglich breitete sich eine solche wichtige Neuigkeit bald aus. Es wurde eiligst ein Officier von dem einen Schiffe nach

Buenos Ayres abgefertigt, welcher den 9ten Julius Abends um zehn Uhr bey dem Marquis Bukarely ankam. Nunmehr war keine Zeit zu versäumen; der Statthalter schickte an alle Befehlshaber der Städte Couriers ab, mit Befehl, die versiegelte Instruction zu erbrechen, und was sie darinn finden würden, sogleich auszuführen. Um zwey Uhr in der Nacht waren alle Couriers fort, und die beyden Jesuiterhäuser in Buenos Ayres mit Soldaten besetzt. Die Patres wußten nicht, ob sie träumten oder wachten, als man ihnen den königlichen Befehl ankündigte, daß sie Gefangene wären, und sich ihrer Papiere bemächtigte. Den folgenden Tag wurde die Todesstrafe darauf gesetzt, wenn sich jemand unterstehen würde, die geringste Gemeinschaft mit den Jesuiten zu haben. Man nahm auch würklich fünf Kaufleute beym Kopfe, welche den Jesuiten in Cordova Nachricht davon geben wollten.

Die königlichen Befehle wurden aller Orten eben so leicht ausgeführt. Man überfiel die Jesuiten allenthalben, ohne daß sie sich das geringste vermutheten, und bemächtigte sich aller ihrer Papiere. Man schaffte sie aus ihren Klöstern in Begleitung starker Commandos fort; diese hatten Befehl, auf diejenigen, welche entwischen wollten, Feuer zu geben. Die Schärfe war aber nicht nöthig. Sie unterwarfen sich allenthalben aufs demüthigste, und sagten, daß sie sich diese Strafe Gottes durch ihre Sünden zugezogen hätten. Ohngefähr hundert Jesuiten aus Cordova kamen zu Ende des Augusts in Encenada an, zu denen bald darauf die von Corientes, Buenos Ayres und Montevideo stießen. Sie wurden auf Schiffe gebracht, und dieser erste Transport gieng im September unter Seegel. Die übri-

gen

gen waren unterdessen auf dem Wege nach Buenos Ayres, um daselbst einen neuen Transport auszumachen.

Den 13ten September kamen die Corregidors und ein Cacike von jeder Völkerschaft in Buenos Ayres an. Sie waren abgereiset, ehe man die Ursache, warum sie verlangt wurden, vermuthete. Als sie die wichtige Neuigkeit unterweges erfuhren, wurden sie zwar stutzig, setzten aber gleichwohl ihre Reise fort. Die einzige Warnung, welche die Pfarrer ihren Neophyten auf dem Wege gegeben hatten, bestund darinn, nichts von dem, was ihnen der Generalstatthalter sagen würde, zu glauben. Erwartet meine Kinder, sagten sie zu ihnen, viele Lügen zu hören.

Bey ihrer Ankunft führte man sie gerades Weges zum Statthalter, wo ich bey ihrer Aufnahme zugegen war. Sie kamen an der Zahl hundert und zwanzig zu Pferde an, und stellten sich in einen halben Mond auf zwey Reihen. Ein Spanier, der ihrer Sprache mächtig war, diente ihnen zum Dollmetscher. Der Statthalter erschien auf einem Balcon, und ließ ihnen sagen, daß er sich freue, sie zu sehen, sie sollten von ihrer Reise ausruhen, bis er den Tag festsetzen würde, um ihnen die Befehle des Koniges bekannt zu machen. Er fügte nur überhaupt hinzu, daß er Willens sey, sie aus der Sklaverey zu ziehen, und sie in den Besitz ihrer Güter, den man ihnen bisher nicht einräumen wollen, zu setzen. Sie antworteten mit einem allgemeinen Geschrey, hoben die rechte Hand in die Höhe, und wünschten dem Könige und dem Statthalter viel tausend Glück. Sie schienen nicht mißvergnügt, doch deuteten ihre Minen mehr Erstaunen, als

Freude an. Sie wurden darauf in ein Jesuiterkloster gebracht, wo sie auf königliche Kosten lebten. Der Statthalter hatte vornehmlich den berühmten Caciken Nicolaus aus den Missionen verlangt, man meldete ihm aber, daß er wegen seines hohen Alters und seiner Schwäche nicht mehr fort könnte.

Bey meiner Abreise aus Buenos Ayres waren diese Indianer noch nicht zur Audienz gefordert. Man wollte ihnen Zeit lassen, die Sprache und Lebensart der Spanier etwas kennen zu lernen. Ich habe sie verschiedenemal besucht, sie hatten ein träges, einfältiges Ansehen, wie Leute, welche beständig in der Bedruckung und Sklaverey leben. Man zeigte mir diejenigen, welche die meisten Kenntnisse haben sollten, wovon ich aber nicht urtheilen konnte, weil sie bloß die Guaranische Sprache redeten. Ich hörte einen Caciken auf der Violine spielen, welcher ein großer Musiker seyn sollte. Er spielte eine Sonnate, und es kam mir vor, als ob ich eine Leyer hörte. Uebrigens war die Nachricht von Verjagung der Jesuiten kurz nach der Ankunft der Caciken in den Missionen angelangt, und der Marquis von Bukarely erhielt einen Brief von ihrem Provinzial, der sich gleich zu der Zeit dort aufhielt, darinn er ihn seines und aller Völkerschaften Gehorsams gegen die königlichen Befehle versicherte.

Die Missionen der Guaranis und Tapes am Uragai waren nicht die einzigen, welche die Jesuiten im südlichen Amerika angelegt hatten. Weiter gegen Norden hatten sie die Moios, Chiquitos und Avipones auf eben diese Weise unter sich gebracht. Sie legten auch neue Missionen auf der südlichen Seite von Chili nicht weit von der Insel Chiloe an. Seit einigen Jahren hatten sie sich einen Weg gebahnt,

bahnt, um aus dieser Provinz auf eine kürzere Art, als bisher, durch das Land der Chiquitos nach Peru zu kommen. In allen Ländern, wohin sie kamen, ließen sie Pfähle mit der Devise des Ordens aufrichten. Auf ihrer Charte von den Ländern, wo sie sich ausgebreitet haben, benennen sie diese Oerter Oppida Christianorum.

Man vermuthete große Baarschaften zu finden, wenn man sich der Güter der Jesuiten in Paragay bemächtigen würde, sie sind aber nicht erheblich gewesen. Hingegen waren ihre Magazine mit allen benöthigten Waaren, so wohl innländischen als Europäischen, reichlich versorgt. Es finden sich so gar viele, die in diesen Provinzen nicht gebraucht werden. Sie hatten eine große Menge von Sklaven. Zu dem einzigen Kloster in Cordua gehörten allein drey tausend und fünf hundert.

Ich übergehe alles, was unter ihren Papieren, wie man zu Buenos Ayres sagte, gefunden seyn soll. Die Jesuiten sind zu verhaßt, und die Sachen noch zu neu, als daß man die falschen Beschuldigungen von den wahren sollte unterscheiden können. Ich will lieber dem größten Haufen des Ordens Gerechtigkeit wiederfahren lassen, der keinen Antheil an den Geheimnissen und weit aussehenden Absichten einiger wenigen hatte. Wenn in der Gesellschaft gleich einige waren, die mit Intrigen umgiengen, so handelten doch die meisten nach ihrem Gewissen, und den Vorschriften ihres Ordens. Nach meiner Zurückkunft in Frankreich habe ich erfahren, daß der Marquis von Bukarely den 14ten May 1768 die Reise von Buenos Ayres nach den Missionen angetreten, und gar keine Hinderniße gefunden, um die königlichen Befehle ins Werk zu setzen. Man kann sich

einen Begriff, wie sich diese merkwürdige Begebenheit geendiget, aus den beyden folgenden Briefen machen, welche die Umstände, die zu Anfang der Unternehmung vorgefallen, beschreiben. Alle übrigen Völkerschaften folgten dem Beyspiel von Yapegu, welches am Uragay, und auf dem Wege, den der Spanische General nahm, voran liegt.

Brief eines Kapitäns vom Regiment von Majorca, welcher ein Detachement bey der Unternehmung gegen die Missionen in Paragay kommandirt.

Yapegu den 19ten Jul. 1768.

„Gestern kamen wir glücklich an. Man hat unsern General prächtig empfangen, und besser, als „es von einem so einfältigen, und an dergleichen „Feyerlichkeiten nicht gewohnten Volke zu vermuthen war. Das hiesige Jesuiterkloster ist an Kirchenzierathen und Silberwerk sehr reich. Der „Ort ist etwas kleiner, als Montevideo, aber gerade gebauet, und stärker bewohnt. Die Häuser „sind so einförmig, daß, wer eins sieht, alle gesehen hat. Wer einen Mann oder eine Frau gesehen, „hat alle Einwohner gesehen, weil sich in ihrer Kleidung nicht der geringste Unterschied zeigt. Es giebt „hier viele Musikanten, sie sind aber alle sehr mittelmäßig.„

„So bald wir in der Nachbarschaft der Mission „ankamen, gab der General Befehl, den Provinzial und sechs andere Jesuiten in Verhaft zu nehmen, und in Sicherheit zu bringen. Sie sollen „nächstens auf dem Uragay eingeschifft werden. „Wir glauben, daß sie in Salto bleiben werden,

„bis

„bis man sich aller ihrer Mitbrüder bemächtigt hat.
„Vermuthlich bleiben wir fünf bis sechs Tage hier,
„und setzen nachher unsern Weg zur letzten Mission
„fort. Wir sind mit unserm General sehr zufrieden,
„weil er uns mit allen möglichen Erfrischungen ver-
„sorgen läßt. Gestern war Oper, und heute soll sie
„wieder vorgestellt werden. Die guten Leute thun,
„was sie können, und so viel sie wissen.„

„Gestern sahen wir auch den berühmten Nico-
„laus, den man so sehr Ursache hatte, fest zu hal-
„ten. Er war in einem kläglichen Zustande, und
„beynahe nackend. Er ist ein Mann von siebenzig
„Jahren, und scheint vielen gesunden Verstand zu
„haben. Der General unterhielt sich lange mit ihm,
„und schien mit seiner Unterredung zufrieden zu seyn.
„Das ist alles, was ich Ihnen neues sagen kann.„

Nachricht, welche zu Buenos Ayres von dem am 18ten Jul. 1768 gehaltenen Einzuge des Don Francisco Bukarely in Yapegu, einer Mission der Jesuiten, bey dem Volke der Guaranis in Paragay, bekannt gemacht worden.

„Um acht Uhr kamen Ihre Excellenz aus der Ka-
„pelle St. Martin, welche eine halbe Meile von
„Yapegu liegt, in Begleitung der Garde von Gre-
„nadirs und Dragonern. Zwey Stunden zuvor
„waren die Grenadierkompagnien von Majorca ab-
„geschickt, um die Passage des Flusses Gavirade,
„über den man in Kähnen setzen muß, zu decken.
„Dieser Fluß fließt ohngefähr eine Viertelmeile von
„der Völkerschaft.„

„So bald Ihre Excellenz hinüber waren, fan-
„den Sie die Caciken und Corregidors der Missio-
„nen, welche Sie erwarteten, nebst dem Alferes
„von Yapegu, welcher die königliche Fahne trug.
„Nach empfangenen Ehrenbezeugungen, und bey
„solchen Gelegenheiten gewöhnlichen Komplimenten,
„stiegen Ihre Excellenz auf ein Pferd, um ihren öf-
„fentlichen Einzug zu halten.„

„Vorauf ritten die Dragoner, darauf folgten
„ein paar Adjutanten, welche vor Ihre Excellenz
„hinritten. Nachher marschirten die beyden Kom-
„pagnien Grenadiers von Maforca, und den Be-
„schluß machten die Caciken und Corregidors, nebst
„einer Menge von den hiesigen Einwohnern zu
„Pferde.„

„Der Zug gieng nach dem großen Platze vor der
„Kirche. Als Ihre Excellenz abgestiegen waren,
„empfieng Don Francisco Martinez, als General-
„vicarius bey dieser Feyerlichkeit, sie auf den Stu-
„fen vor dem Eingange der Kirche, führte sie hin-
„ein, und stimmte das Te Deum unter einer
„Musik an, die von lauter Guaranis gemacht wurde.
„Unterdessen gab das grobe Geschütz eine dreyfache
„Salve. Ihre Excellenz begaben sich darauf nach
„ihren in dem Jesuiterkloster gewählten Zimmern,
„welches die Soldaten besetzten, bis ihnen die Quar-
„tiere in der Guaticasa oder Casa de la Recogida
„angewiesen wurden.„

Ich kehre nunmehr wieder zur Fortsetzung meiner Reise zurück, auf der die Veränderung in dem Mis-sionen eine der wichtigsten Begebenheiten und Auf-tritte gewesen ist.

Achtes Kapitel.

Reise von Montevideo, bis an das Kap der Jungfern. Einfahrt in die Magellanische Meerenge. Unterredung mit den Patagoniern. Reise bis an die Insel St. Elisabeth.

Nimborum in patriam, loca foeta furentibus Austris.
Virg. Aen. l. X.

Mit der Ausbesserung und Einladung der Etoile war der ganze October verstrichen. Die Kosten beliefen sich sehr hoch, als wir mit den königlichen und andern Privatliferanten zusammen rechneten. Ich bezahlte sie mit dem wegen des Abtritts der Malouinischen Inseln erhaltenen Gelde, und zog also keine Wechsel auf den königlichen Schatz in Paris. So habe ich es auf der ganzen Reise gemacht, weil ich dadurch insgemein einen geschwinden und vortheilhaften Kauf schließen konnte.

Den 31sten October 1767 traf ich die Etoile mit anbrechendem Tage etliche Meilen von der Encenada an. Sie hatte bereits den Tag zuvor die Fahrt nach Montevideo angetreten. Den 3ten November Abends warfen wir daselbst Anker. Die Reise von Montevideo nach der Encenada ist deswegen so beschwerlich, weil man den engen Kanal zwischen der Bank Ortiz, und einer andern kleinen südwärts gelegenen suchen muß, deren keine durch Tonnen oder sonst auf eine Art gezeichnet ist. Ueber dieses kann man das Ufer gegen Süden nicht sehen, weil es so niedrig ist. Ein Zufall hat die westliche Seite der Bank Ortiz gezeichnet, indem die zwey Masten eines hier versunkenen Portugisischen Schiffes aufrecht stehen geblieben. Man findet außerdem in dem Kanal

vier

vier bis fünf Faden Tiefe. Diese Fahrt kostete uns drey Matrosen, weil das Boot, als wir das Schiff drehen wollten, darunter gerieth, und in den Grund gejagt wurde. Ich hatte auch den Verdruß, wahrzunehmen, daß die Etoile, das Kalfaterns ungeachtet, dennoch Wasser zog. Die obern Planken mußten nicht gut vermacht seyn, weil das Schiff, so lange es nicht über dreyzehn Fuß ins Wasser gieng, trocken geblieben war.

Wir brachten einige Tage zu, um so viel Lebensmittel an Bord der Boudeuse zu bringen, als Raum darauf hatten; die Fregatte oben ausbessern zu lassen, welches bisher nicht geschehen können, weil die Werkzeuge bey der Etoile gebraucht waren; und Gras für unser Rindvieh schneiden zu lassen. Den 10ten wurden die Seegel und Stangen zurecht gemacht, wir mußten aber noch zwey Tage warten, bis sich der Sturm legte. Indessen kam ein Schiff mit Mehl von Buenos Ayres an, wovon wir noch sechzig Tonnen in die Fregatte luden. Wir hatten nunmehr auf zehn Monate Lebensmittel an Bord: aber das meiste Getränk bestund in Branntewein. Das Schiffsvolk war sehr gesund, weil es während des langen Aufenthalts in dem Fluß la Plata, allemal der dritte Theil auf dem Lande geschlafen, und sie insgesammt frisches Fleisch genossen hatten. Sie waren auf diese Weise gleichsam vorbereitet, die vielen Mühseligkeiten und Gefahren einer langen Reise auszustehen.

Ich mußte meinen Steuermann, Zimmermeister, Büchsenschäfter und einen Officier zu Montevideo lassen, welche ihres Alters und schwächlichen Gesundheit halben nicht fort konnten. Ueber dieses waren, aller unsrer Vorsicht ungeachtet, ein Du-

zend

zend Soldaten und Matrosen davon gelaufen. Ich hatte aber einige Matrosen, einen Ingenieur, und einen Feldscheerer von den Malouinischen Inseln mitgenommen, so daß die Anzahl von Menschen eben so stark, als vor einem Jahre bey der Abreise von Nantes war.

Den 14ten November früh um vier Uhr verliessen wir endlich Montevideo. Zu Mittage waren wir ohngefehr sechs Meilen Ostwärts davon entfernt, und ich setzte den Punkt die fernere Reise darnach zu bestimmen, unter vier und dreyßig Grad vier und funfzig Minuten südlicher Breite und acht und funfzig Grad sieben und funfzig Minuten westlicher Länge von Paris fest. Ich habe die Lage von Montevideo nach der Observation des Herrn Verron angenommen, welcher den Ort vierzig Minuten dreyßig Secunden weiter gegen Westen setzt, als er auf Bellins Charten steht. Bey dem Aufenthalte auf dem Lande berichtigte ich meinen Octanten nach den Entfernungen der bekanntesten Sterne: es fand sich, daß er die Höhe der Sterne allemal um zwey Minuten zu geringe angab, darnach ich mich in der Folge beständig richtete. Zur Nachricht dienet, daß die Lage der Küsten künftig nur nach dem Kompaß angegeben ist, und daß es allemal angemerkt ist, wenn sie berichtiget worden.

Den Tag unserer Abreise sahen wir bis Abends Land, und der Bleywurf zeigte mir beständig zunehmende Tiefe. Vom 16ten bis zum 21sten hatten wir widrige Winde und eine tobende See. Den 22sten dauerte ein entsetzlicher Sturm die ganze Nacht. Die Etoile gab ein Zeichen, daß sie Noth litte. Den andern Morgen legte sich der Wind, und den 24sten konnten wir wieder mehrere Seegel beysetzen.

tzen. Ich ließ die Etoile so nahe am Bord kommen, daß wir uns zurufen konnten. Herr von Girandais sagte mir, daß die Stange des Vormarsseegels gebrochen, und vier große Haupttauen an der Fockstange zerrissen, daß überdieses alles von Montevideo mitgebrachte Rindvieh bis auf zwey Stücke gestorben wäre. Uns war es eben so gegangen, und der Verlust desto größer, weil wir nicht wußten, wenn sich solcher würde ersetzen lassen.

Die übrigen Tage des Monats blies der Wind veränderlich. Die Ströme trieben uns sehr merklich gegen Süden, bis sie unter dem fünf und vierzigsten Grad der Breite unmerklich wurden. Wir fanden einige Tage keinen Grund, bis den 27sten Abends, da wir bey einer Tiefe von siebenzig Faden ohngefehr zwanzig Meilen von der Küste der Patagons zu seyn glaubten. Die Tiefe nahm allmählig ab, bis auf vierzig Faden, da wir das Vorgebirge der Jungfern erblickten.

Ich wollte mich der Küste nicht zu sehr nähern, bis wir den neun und vierzigsten Grad der Breite erreicht hatten, wegen einer unter dem acht und vierzigsten Grad dreyßig Minuten bereits im Jahre 1765. ohngefehr drey Meilen von der Küste bemerkten Bank. Wir sahen solche frühe und zwar zugleich mit dem Lande, und weil es zu Mittage helle Wetter war, so konnte ich die Breite genau bestimmen. Weil die Wellen sich auf dieser steinigten Untiefe etwas kurz brechen, so glaubte derjenige, welcher sie zuerst sahe, daß ein Wallfisch solche in die Höhe bließ.

Den 1sten und 2ten December war der Wind günstig, obgleich heftig, das Meer stürmisch und das Wetter neblich. Daher wir des Tags scharf see-

gelten,

gelten, und des Nachts die meisten Seegel einzogen. Wir sahen diese Zeit über viele Quebrantaneſſos und Eisvögel, welche auf allen Meeren der ganzen Erdkugel von schlimmer Vorbedeutung sind, weil sie sich verlieren, so bald der Himmel heiter und das Meer ruhig ist. Wir bemerkten auch eine Menge von Seewölfen, Pinguuinen und Wallfischen. Einige dieser Ungeheuer schienen auf der Haut und den Schuppen mit solchen weißen Würmern, oder Kanälen, worinn sich Würmer aufhalten, bedeckt zu seyn, wie man am Kiel alter Schiffe, die im Hafen verfaulen, sieht. Den 30sten November setzten sich zweene Vögel, wie ein Paar große Tauben, auf unsre Seegelstangen. Ich hatte bereits einen Zug solcher Vögel in der Bay der Malouinischen Inseln wahrgenommen.

Den 2ten December Nachmittags sahen wir das Vorgebirge der Jungfern, und vermöge der zu Mittage genommenen Höhe, konnte ich dessen Lage genau bestimmen. Ich fand solche unter dem zwey und funfzigsten Grade drey und zwanzig Minuten Breite, und ein und siebenzig Grad fünf und zwanzig Minuten zwanzig Secunden westlicher Länge von Paris. Weil das Kap der Jungfern für die Schifffahrt wichtig ist, so will ich die Ursachen anzeigen, warum ich meine Angabe für richtig halte.

Den 27sten November Nachmittags hatte der Ritter du Bouchage acht Entfernungen des Mondes von der Sonne bemerkt, und dadurch die mittlere westliche Länge des Schiffs fünf und sechzig Grad dreyßig Secunden um ein Uhr drey und vierzig Minuten sechs und zwanzig Secunden nach der wahren Zeit gefunden. Herr Veiron observirte fünf Entfernungen, und brachte für unser Schiff auf denselben

ben Zeitpunkt eine Länge von vier und sechzig Grad sieben und funfzig Minuten heraus. Das Wetter begünstigte diese Bemerkungen sehr. Den 29sten bestimmte Herr Verron durch fünf beobachtete Entfernungen die Länge des Schiffs sieben und sechzig Grad neun und vierzig Minuten dreyßig Secunden, um drey Uhr sieben und funfzig Minuten fünf und dreyßig Secunden nach der wahren Zeit.

Wenn man nun, um den Ort des Schiffs zur Zeit, da sich das Kap der Jungfern zuerst zeigte, fest zu setzen, sich nach der am 27sten November bestimmten Länge richtet, und das Mittel zwischen den Beobachtungen der Herren du Bouchage und Verron nimmt, so wird sich für die Länge des gedachten Vorgebirges ein und siebenzig Grad, neun und zwanzig Minuten, zwey und vierzig Secunden westwärts von Paris geben. Nach den Beobachtungen vom 29sten November läge das Kap um acht und dreyßig Minuten, sieben und vierzig Secunden weiter gegen Westen, mich dünkt aber, daß es besser sey, die Beobachtungen vom 27sten November zum Grunde zu legen, ob sie gleich ein paar Tage älter sind, weil mehr Beobachtungen angestellt worden, und die Beobachter keine Gemeinschaft mit einander hatten. Der Unterschied beträgt über dieses nicht mehr, als drey Minuten, dreyßig Secunden, welches die Richtigkeit der Beobachtung außer Zweifel setzt. Will man das Mittel zwischen den Beobachtungen dieser beyden Tage nehmen, so bekommt man für die Länge des Kaps ein und siebenzig Grad, neun und vierzig Minuten, fünf Secunden, welche von der ersten Bestimmung wenig unterschieden ist, und von meiner Schätzung des Weges nur um eine halbe Meile abweicht.

Diese Länge des Vorgebirges ist um zwey und vierzig Minuten, zwanzig Secunden weiter westwärts, als Bellin sie auf seinen Charten angiebt, und um eben so viel setzt er auch Montevideo zu weit gegen Westen, wie zu Anfang dieses Kapitels erinnert worden. Auf des Lord Ansons Charte wird die Länge des Kaps zwey und siebenzig Grad gegen Westen von London angegeben, welches beynahe fünf und siebenzig Grad von Paris austrägt, und ein beträchtlicher Irrthum ist. Er fehlt auch um eben so viel in der Bestimmung der Mündung des Flusses la Plata, und der ganzen Küste der Patagons überhaupt.

Obige Beobachtungen sind mit einem Englischen Octanten gemacht. Die Methode, die Länge auf der See durch die Entfernungen des Mondes von der Sonne oder den Zodiakalsternen zu bestimmen, ist seit einigen Jahren gebräuchlich. Der Abt la Caille und Dapres haben sich dessen auf der See bedient, und auch den Octanten von Hadley gebraucht. Da die Richtigkeit dieser Beobachtungen aber meistens von der Genauigkeit des Instruments abhängt, dessen man sich bedient, so würde der Heliometer des Herrn Bouguer, der zur Abmessung großer Winkel eingerichtet ist, sehr gut zur Berichtigung der observirten Entfernungen zu gebrauchen seyn. Der Abt la Caille hatte vermuthlich bereits darauf gedacht, weil er einen machen lassen, mit dem man Bogen von sechs bis sieben Graden ausmessen kann. Die Ursache, warum er dieses Instrument zur Beobachtung auf der See nirgends anpreiset, rühret vermuthlich daher, weil er voraus sahe, daß es mit vielen Schwürigkeiten verknüpft seyn würde.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Herr Verron brachte ein Instrument mit, das er schon auf andern Seereisen gebraucht, und Megameter heißt. Dieses scheint von dem Heliometer bloß darinn unterschieden zu seyn, daß die Schraube, welche die Objectivgläser bewegt, länger ist, und man also Winkel bis auf zehn Grade damit messen kann.

Seit dem 2ten December Nachmittags, da wir das Kap der Jungfern, und bald darauf auch die Feuerinsel sahen, hatten wir einige Tage widrigen Wind und Sturm. Wir lavirten bis den 3ten Abends um sechs Uhr, da der Wind etwas günstiger ward, um den Lauf gegen die Mündung der Meerenge zu richten. Es währte aber nicht lange, so legte sich der Wind völlig, und die Küsten wurden neblicht. Den 4ten in der Frühe seegelten wir abermals gegen die Meerenge, weil wir aber wegen Nebel und Regen das Land bald nicht mehr erkennen konnten, so mußten wir wieder die offene See suchen. Um fünf Uhr ward es auf einen Augenblick helle, und wir näherten uns der Meerenge ziemlich. Der Wind sprang aber gleich wieder nach Südwest, ward stürmisch, und brachte einen Nebel zuwege, daß wir die Seegel einziehen, und stille zwischen beyden Küsten liegen mußten.

Den 4ten Nachmittags zerriß unser großes Fockmastseegel; zu gleicher Zeit hatten wir nur zwanzig Faden Tiefe, daher ich mich, aus Furcht für der Bank, welche sich gegen Südsüdost von dem Kap der Jungfern erstreckt, entschloß, mit wenigen Seegeln längst der Küste hinzufahren, welches uns zugleich Zeit ließ, ein anderes Seegel aufzuspannen. Uebrigens hatte ich bey dieser geringen Tiefe nichts zu befürchten, wie ich nachher erfuhr, als ich bleyete, und zugleich die Erde vollkommen im Gesichte hatte;

denn es ist die ordentliche Tiefe des Kanals. Denjenigen zur Nachricht, die hier bey dunklem Wetter laviren, setze ich nur noch hinzu, daß der kiesigte Grund anzeigt, daß man näher am festen Lande ist, weil man gegen der Feuerinsel feinen Sand antrift.

Abends hellte sich das Wetter auf, der Wind trieb uns aber mehr abwärts. Wir erblickten daher den 5ten, obgleich Wetter und Wind den ganzen Tag günstig waren, erst Nachmittags um zwey Uhr das Land wieder. Um vier Uhr erkannten wir das Kap der Jungfern, und seegelten ohngefehr in der Entfernung einer Meile vorbey. Näher darf man sich nicht füglich wagen, weil sich bis so weit eine Bank in die See erstreckt. Ich vermuthe beynahe, daß wir über die Spitze derselben weggeseegelt, denn da wir zwischen fünf und zwanzig und siebenzehen Faden Tiefe hatten, zeigte die Etoile, welche mit uns einerley Fahrt hatte, daß sie nur acht Faden fände, den Augenblick darauf nahm die Tiefe aber wieder zu.

Das Vorgebürge der Jungfern ist ein ebnes Land von mittelmäßiger Höhe, dessen Ufer aber senkrecht in die Höhe steht. Der Prospekt in Ansons Reisen ist sehr richtig. Um neun und ein halb Uhr Abends waren wir an der nördlichen Ecke der Einfahrt der Straße, wo eine Reihe Klippen beynahe eine halbe Meile in die See geht. Wir zogen deswegen die meisten Seegel ein, und um eilf Uhr hatten wir das Kap gegen Norden. Der Wind gieng scharf, und die trübe Luft drohte Sturm, daher ich die Nacht auf dem Verdeck zubrachte.

Den 6ten ließ ich bey Anbruch des Tages mehrere Seegel aufspannen. Um vier und ein halb Uhr sa-

hen wir Land; es schien als wenn uns die Fluth gegen Südsüdwest getrieben hätte. Um fünf Uhr waren wir nur eine Meile von der Küste, und entdeckten das Kap der Possessionsbay, welches man sehr leicht kennt, weil es das erste in die See hineinragende Land, seit der Einfahrt in die Straße auf der Nordseite ist. Es geht mehr gegen Süden, als die übrige Küste, welche bis an den ersten schmalen Kanal der Straße einen großen Meerbusen macht, der die Possessionsbay heißt. Zu gleicher Zeit sahen wir auch die Feuerinsel. Der Wind ward uns sehr günstig um weiter in die Meerenge zu kommen. Wir suchten so viel möglich an der Küste der Patagons zu bleiben, und uns die Fluth, welche das Schiff gegen Westen trieb, zu Nutze zu machen.

Zu Mittage nahmen wir die Sonnenhöhe, und aus der Bestimmung des Orts von unserm Schiffe, fand ich nur einen Unterschied von einer Minute, in der Breite des Kaps der Jungfern, mit der Berechnung vom 3ten dieses Monats. Wir berichtigten durch diese Observation, auch die Breite des Kaps der Possessionsbay, und des Kaps vom heiligen Geist auf der Feuerinsel.

Den 6ten lavirten wir den ganzen Tag mit vier großen Seegeln, ohne uns über ein paar Meilen von der Küste zu entfernen. Wir kamen durch diese langweilige Fahrt aber fast nicht von der Stelle; so viel uns die Fluth vorwärts brachte, so viel zog uns die Ebbe wieder zurück. Den 7ten zu Mittage waren wir immer noch bey dem Kap der Possessionsbay. Das Kap Orange lag ohngefehr drey Meilen gegen Südwest. Man kennt es an einer ziemlich hohen Spitze die gegen das Meer abgebrochen zu seyn scheint. Es

liegt

liegt an der Einfahrt des ersten engen Kanals *) der Meerenge. Die Spitze des Kanals ist wegen einer Bank gefährlich, die sich fast anderthalb Meilen in die See erstreckt: ich konnte deutlich erkennen, wie sich die Wellen darauf stießen. Um zwey Uhr waren wir vor dem Kanal, konnten aber wegen der Fluth bey gutem Winde und allen Seegeln nicht hinein. Alle Bemühung war vergebens, der Wind ließ nach, und wir mußten wieder zurück. Es war zu besorgen, daß der Wind nachlassen, und die Fluth uns an die Bänke gegen Osten und Westen des Kanals treiben könnte.

Wir suchten also einen Ankerplatz in der Possessionsbay, als uns die Etoile ein Zeichen gab, daß die Tiefe auf einmal von zwanzig bis auf fünf Faden abgenommen hätte; wir suchten uns deswegen vom Ufer zu entfernen, weil die ganze Bay gleichsam mit einer Bank eingefaßt zu seyn scheint. Eine Zeitlang hatten wir steinigten Grund, bis wir endlich um sieben Uhr in zwanzig Faden Tiefe Sand fanden, und eine Meile vom Lande Anker warfen. Die Possessionsbay ist allen Winden bloß gestellt, und folglich ein schlechter Ankerplatz. Hinten in der Bay erheben sich fünf Klippen, deren eine von ziemlicher Höhe ist: die andern viere sind niedrig aber spitzig. Wir gaben ihnen den Namen, der Vater Aymond und seine vier

*) Vom Kap der Jungfern bis zur Einfahrt des ersten engen Kanals sind ohngefähr sieben bis acht Meilen. Die Meerenge ist durchgehends drey bis vier Meilen breit. Die nordliche Küste ist bis an das Kap der Possessionsbay eben, und ziemlich flach. Von diesem Kap an muß man sich für eine Bank hüten, welche man in dieser Bay antrifft. Wenn die vier Spitzen oder Klippen, welchen ich den Namen der vier Söhne Aymonds gegeben habe, aussehen, als wenn es nur zwey wären, die gleichsam eine Thüre vorstellen, alsdenn ist man quer vor dieser Bank.

Söhne. Diese Gegend der Straße wird dadurch sehr kenntlich. Während der Nacht wurfen wir zu verschiedenen Zeiten der Fluth das Bley, fanden aber keinen merklichen Unterschied in Ansehung der Tiefe.

Den 8ten frühe spannten wir die vier großen Seegel auf, und giengen mit einem frischen Nordwestwind der Fluth entgegen. Um acht Uhr legte sich der Wind etwas, und wir mußten zuweilen heftige Stöße von der Fluth ausstehen. Um zehen fieng die Fluth an gegen Westen zu treiben, wir überließen uns solcher mit eingezognen Seegeln, und lenkten das Schiff bald auf die eine, bald auf die andere Seite, nachdem die Fluth uns rechts oder links zu nahe ans Ufer trieb. Auf diese Weise passirten wir den ersten Kanal innerhalb zween Stunden, ob der Wind gleich heftig und entgegen war.

Diesen Morgen richteten die Patagons, welche die ganze Nacht hinten in der Bay Feuer unterhalten hatten, auf einer Anhöhe eine weiße Fahne auf, und wir thaten ein gleiches um ihnen zu antworten. Dieß waren vermuthlich dieselben Wilden, welche die Etoile im Jun. 1766. in der Boucaultsbay gesehen, und ihnen zum Zeichen, des mit ihnen errichteten Bündnisses, diese Fahne gelassen. Aus der Sorgfalt, mit der sie solche aufbewahrt, sollte man schließen, daß diese Nation friedfertig ist, auf ihr gegebenes Wort hält, oder wenigstens für die empfangenen Geschenke dankbar ist.

Wir bemerkten auch als wir in dem engen Kanal waren, ohngefehr zwanzig Menschen auf der Feuerinsel, die mit Häuten bedeckt waren, und so wir weiter fuhren, uns eiligst längst der Küste nachliefen. Sie schienen uns zuweilen Zeichen mit den Händen zu geben,

ben, als wenn wir zu ihnen kommen sollten. Nach den Berichten der Spanier haben die Einwohner dieses Reichs von der Feuerinsel nichts von den rohen Sitten der meisten Wilden. Sie begegneten dem Schiffsvolk des im Jahre 1765. an dieser Küste verunglückten Spanischen Schiffs, die Empfängniß, sehr freundschaftlich, halfen einen Theil der Ladung retten, und ein Dach darüber machen, um solche vor üblen Wetter zu schützen. Die Spanier baueten aus den Trümmern der Schiffe eine Barke, mit der sie nach Buenos Ayres zurück giengen. Hieher sollte die Schebecke der Andalus Missionarien bringen, als wir den Fluß la Plata verließen. Die Ströme führeten die Wachstafeln, die einen Theil der Ladung ausmachten, bis nach den Malouinischen Inseln, wo man sie im Jahre 1766. fand.

Wir waren um Mittag aus dem ersten Kanal, und konnten nunmehr die Seegel aufziehen. Wind und Fluth führten uns westwärts, verließen uns aber um drey Uhr, daher wir in der Boucaultsbay die Anker fallen lassen mußten.

Gleich darauf befahl ich von der Fregatte und der Etoile ein paar Böte ins Meer zu lassen. Wir stiegen zehen Officiers an der Zahl mit Flinten bewafnet hinein, und landeten hinten in der Bay, jedoch mit der Vorsicht, daß die Böte flott, und die Matrosen darinne blieben. Kaum waren wir ausgestiegen, als sechs Amerikaner in vollem Gallop auf uns angesprengt kamen. Sie stiegen in einer Entfernung von funfzehn Schritten ab, kamen mit einem Geschrey Chaua zu uns, gaben uns die Hände, und schrien aus vollem Halse beständig Chaua, welches wir ihnen gleichfalls zuriefen. Sie schienen sich über unsre Ankunft zu freuen. Zweye unter ihnen zitterten anfangs

fangs vor Furcht, bekamen aber bald Herze. Nach vielen gegenseitigen Freundschaftsbezeigungen ließ ich ihnen Kuchen und frisches Brod austheilen, welches ihnen sehr wohl schmeckte. Ihre Anzahl vermehrte sich beständig. In kurzer Zeit waren ihrer dreyßig beysammen, darunter sich junge Leute und ein Kind von zehen Jahren befand. Alle kamen mit einem gewissen Zutrauen zu uns, und bewillkommten uns eben so freundlich als die ersten. Unsere Ankunft schien sie gar nicht zu befremden. Sie machten mit der Stimme den Knall einer Flinte nach, und zeigten dadurch an, daß sie unser Feuergewehr kannten.

Ueberhaupt sahe man deutlich, daß sie gerne thun wollten, was uns gefiel. Einige von uns suchten Pflanzen: gleich fiengen etliche Patagons an auch dergleichen zu suchen, und diejenigen zu bringen, welche unsere Officiers abgepflückt hatten. Ein Wilder zeigte dem Herrn von Bouchage sein schlimmes Auge, und gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß er ihm eine Pflanze anzeigen sollte, den Schaden zu heilen. Folglich müssen sie einen Begriff von der Heilungskraft der Kräuter haben. Dieß ist dieselbe Kunst, welche Machaon, den die Fabel zum Arzte der Götter macht, ausübte; Vermuthlich giebt es solche Machaons auch unter den Wilden.

Wir tauschten gegen allerhand ihnen angenehme Kleinigkeiten, Häute von Guanaques und Peruvianischen Ziegen (vigognes) ein. Sie verlangten durch Zeichen Rauchtaback. Die rothe Farbe gefiel ihnen; wenn sie etwas rothes an uns gewahr wurden, so strichen sie mit der Hand darauf, und bezeigten ein Verlangen darnach. So oft man ihnen etwas gab, oder sie liebkosete, betäubten sie uns mit dem Geschrey Chaua. Wir gaben ihnen einen Schluck Brantewein,

wein, so bald sie solchen niederschluckten, schlugen sie sich mit der Hand auf die Brust, und gaben einen zitternden unvernehmlichen Ton von sich. Sie thaten dieses einer nach dem andern, und verschaften uns dadurch ein sonderbares Specktakel.

Der Tag war inzwischen bald verstrichen, so daß es Zeit war, wieder am Bord zurück zu kehren. Wie sie unsre Absicht merkten, schienen sie nicht damit zufrieden zu seyn. Sie gaben uns durch Zeichen zu verstehen, daß noch mehrere von ihrer Nation kommen würden, und wir versprachen ebenfalls durch Zeichen, daß wir morgen wieder kommen, und was sie verlangten mitbringen wollten. Es schien als hätten sie lieber gewünscht, wir wären am Lande geblieben. Als sie aber sahen, daß wir wirklich fortgiengen, begleiteten sie uns bis ans Ufer, und ein Patagon sang während der Zeit. Einige wadeten bis an die Knie ins Wasser, um uns desto länger zu folgen. Wir mußten auf unsere Böte genau Acht geben, weil sie sich alles zueigneten, was ihnen in die Augen fiel. Einer hatte eine Sichel genommen, gab sie aber gutwillig wieder her. Ehe wir uns entfernten, sahen wir noch mehrere im vollen Galop herbey eilen. Bey der Trennung ermangelten wir nicht ein lautes Chaua anzustimmen, so daß die ganze Küste wiederschallte.

Dieß waren dieselben Amerikaner, welche die Matrosen der Etoile im Jahre 1766. angetroffen hatten. Einer von unsern Leuten erinnerte sich sehr genau den einen von den Wilden auf der ersten Reise gesehen zu haben. Die Männer sind wohl gewachsen, keiner von denen, die zu uns kamen, war unter fünf Fuß sechs Zoll und auch nicht über fünf Fuß zehen Zoll lang. Auf der ersten Reise hatten unsre Leute einige über sechs Fuß hoch bemerkt. Ihr außerordentlich breiter Rücken, großer Kopf, und plumpen Glieder

geben ihnen ein riesenmäßiges Ansehen. Sie sind stark, wohl beleibt, haben ein festes Fleisch und starke Nerven. Man sieht, daß es Menschen sind, die nach der simplen Natur leben, nahrhafte Speisen genießen, und dadurch den höchsten Grad des Wachsthums und der Stärke, deren der menschliche Körper fähig ist, erreicht haben. Ihre Gestalt ist nicht unangenehm und bey einigen artig. Das Gesicht ist von runder Form, aber etwas platt; die Augen sind lebhaft, die Zähne ungemein weiß, aber sehr breit. Ihre langen schwarzen Haare binden sie auf dem Kopf zusammen. Ihre Farbe ist braungelb, wie durchgehends bey allen Amerikanern, so wohl in dem heißen, als in dem gemäßigten Erdstrich. Einige hatten roth gemalte Backen. Ihre Sprache schien uns ganz sanft, überhaupt hatten sie in ihrem Charakter nichts wildes. Von ihren Weibern bekamen wir keine zu Gesicht. Vielleicht ließen sie solche holen, weil sie darauf drangen, daß wir warten sollten; sie hatten auch einen Boten nach einem großen Feuer, eine halbe Meile von uns, abgeschickt, wo ihr Lager zu seyn schien, und zeigten uns, daß jemand von dort herkäme.

Die Patagons gehen wie die Indianer am Fluß la Plata gekleidet. Sie tragen ein bloßes Fell, das ihre Scham bedeckt, und einen großen Mantel von Fellen der Guanaques oder Surillos, der mit einem Gürtel um den Leib gebunden ist, und bis auf die Füsse hinabhängt. Sie lassen aber insgemein das Stück, welches die Schultern bedecken soll, hinunter hängen, und gehen des rauhen Clima ungeachtet mit dem Oberleibe beständig nackend. Die Gewohnheit macht sie ohne Zweifel gegen die Kälte unempfindlich. Ob wir gleich in den hiesigen Sommermonaten hier waren, so stieg das Reaumürische Thermometer

meter nur erst einen Tag auf zehen Grad über den Gefrierpunkt. Sie tragen eine Art von Halbstiefeln, die hinten offen sind, von Pferdefellen. Ein paar hatten über die Knie kupferne Ringe von zwey Daumen breit.

Ihre Waffen bestunden in zwey runden Kieselsteinen, die an beyden Enden eines gedrehten Darmes befestigt sind, dergleichen wir bereits beschrieben haben. Sie sind in diesem ganzen Strich von Amerika üblich. Sie hatten auch kleine eiserne Messer, die einen bis zween Zolle breit, und von Englischer Fabrik waren. Vermuthlich rühren solche von dem Commodore Byron her. Ihre Pferde waren klein, mager, und nach der Art der Einwohner am Flusse la Plata gesattelt und gezäumet. Ein Patagon hatte an seinem Sattel vergoldete Nagel, und hölzerne Steigbügel mit Kupferblech beschlagen; einen Zaum von Leder, mit einem Worte ein ganzes Spanisches Reitzeug. Ihre vornehmste Nahrung scheint das Fleisch und Mark von den Guanaques und Vigognes zu seyn. Einige hatten ganze Viertel davon an den Pferden hängen, wovon sie roh speisten. Sie führten auch einige kleine garstige Hunde bey sich, welche sowohl als die Pferde Seewasser sauffen, weil das süße Wasser auf dieser Küste und selbst tiefer im Lande selten ist.

Keiner unter ihnen schien vornehmer zu seyn, als der andere, sie bezeigten auch keine mehrere Achtung gegen ein paar alte Männer, die unter ihren Haufen waren. Wir bemerkten, daß einige die Spanischen Wörter Magnana, muchacho, bueno chico, Capitan, aussprachen. Vermuthlich lebt dieses Volk wie die Tartarn, und streift in den ungeheueren Ebenen des südlichen Amerika umher. Männer, Weiber

ber und Kinder sind beständig zu Pferde, und verfolgen das Wild und Rindvieh, daran ein großer Ueberfluß ist. Sie kleiden sich in Fellen und machen ihre Wohnungen davon; Vielleicht haben sie auch darinne eine Aehnlichkeit mit den Tartarn, daß sie die Karavanen der Reisenden plündern. Am Schlusse dieser Nachricht, will ich nur noch anmerken, daß wir in der Folge auf unsrer Fahrt im Südmeer eine Nation antrafen, welche die Patagons an Länge übertrift.

Der Boden war an dem Orte wo wir landeten trocken, und hatte in diesem Stücke viel ähnliches mit den Malouinischen Inseln. Die Kräuterkenner fanden hier auch dieselben Pflanzen. Das Ufer des Meers war auf eben die Art mit Schilf und solchen Muscheln bedeckt. Es giebt hier keine hohen Wälder, sondern nur Gebüsche. Als wir in der Boucaultsbay lagen, fieng die Fluth an uns widrig zu seyn, und während der Zeit, daß wir auf dem Lande waren, stieg sie, und hatte einen Zug gegen Osten. Diese Bemerkungen konnten wir auf dieser Reise zu verschiedenen malen mit Gewißheit wiederholen; sie war uns schon auf der ersten Reise merkwürdig vorgekommen. Um neun Uhr Abends wandte sich die Ebbe nach Westen. Wir hatten ein und zwanzig Faden Tiefe, da wir zur Zeit als wir uns vor Anker legten, nur achtzehen Faden fanden.

Den 9ten früh um vier Uhr giengen wir mit allen Seegeln gegen die Fluth an, legten aber kaum eine halbe Meile zurück, als sich ein starker Wind aus Südwesten erhob, der uns nöthigte abermals Anker zu werfen. Das üble Wetter hielte zwey ganze Tage an. Wir waren auf diesem kurzen Wege gleichwohl

weiter von der Küste entfernt, daher wir die ganze Zeit über kein Boot aussetzen konnten. Die Patagons waren vermuthlich eben so mißvergnügt darüber als wir. Wir sahen, daß sich der ganze Haufe noch immer an dem Ort unsrer Landung aufhielte, und wir glaubten durch Ferngläser zu entdecken, daß sie einige Hütten aufgerichtet hatten. Ihr Hauptquartier war weiter entfernt, denn wir sahen beständig Reiter hin und herreiten. Wir bedauerten, daß wir ihnen das, was wir versprochen hatten, nicht bringen konnten, weil sie sich ohne große Kosten befriedigen ließen.

Der Unterschied von Ebbe und Fluth machte hier nur einen Faden aus. Herr Verron fand durch Beobachtung der Entfernung des Mondes von dem Stern Regulus, die westliche Länge drey und siebenzig Grade sechs und zwanzig Minuten funfzehn Secunden, da die östliche Einfahrt des andern Kanals drey und siebenzig Grad, vier und dreyßig Minuten, dreyßig Secunden beträgt. Der Reaumürische Thermometer fiel von neun auf sieben Grad.

Den 11ten um Mitternacht, gab ich das Zeichen zum Aufbruch. Wir konnten unsern Anker nicht lichten, und nachdem wir lange mit vielen Rollen daran gearbeitet hatten, riß endlich das Tau, und der Anker gieng verloren. Wir zogen alle Seegel auf, der schwache Nordwestwind konnte uns aber kaum gegen die Fluth bringen, ob sie gleich in dem andern Kanal nicht so stark ist, als in dem ersten. Zu Mittage kam uns die Ebbe zu statten, unter deren Begünstigung wir den andern Kanal glücklich passirten *).

Bis

*) Vom ersten bis zum andern Kanal sind ohngefehr drey bis vier Meilen, und die Meerenge ist auch ohngefehr eben so breit.

Bis um drey Uhr war der Wind sehr abwechselnd, darauf erhob sich ein starker Sturm aus Südsüdwest mit Wirbelwinden. Wir erreichten die Insel Elisabeth, wo wir zwey Meilen vom Ufer auf sieben Faden, und die Etoile eine halbe viertel Meile von uns auf siebenzehen Faden, ankerten.

Der widrige Wind, der mit Regen und Hagel vermischte Sturm, nöthigte uns den 11ten und 12ten hier liegen zu bleiben. Den letzten Tag ließen wir Nachmittags ein Boot ins Wasser, und fuhren auf der Nordostseite an die Insel. Die Küsten sind hoch und senkrecht, ausgenommen gegen Südwest und Südost, wo das Ufer flach wird. Man kann aber doch allenthalben anländen, weil das Land hin und wieder Einschnitte hat, wo es flach ist. Der Boden ist dürre, wir trafen kein anderes Wasser als in einem kleinen Teiche an, welches salzigt schmeckte. Wir fanden auch verschiedene eingetrocknete Moräste, wo sich auf dem Boden eine dünne Rinde von Salz angesetzt hatte. Es zeigten sich einige Trappen, sie waren aber so schüchtern, daß wir sie nie zum Schuß bringen konnten, ob sie gleich auf den Eyern saßen. Es scheint, daß die Wilden zuweilen hieher kommen, weil wir einen todten Hund, Feuerstäten, und verschiedne Muschelschalen fanden, wovon die Thiere verzehrt waren. Es giebt kein Holz auf der Insel, man kann nur mit einer Art von Heidekraut Feuer machen. Wir hatten schon etwas davon gesammlet, weil wir befürchteten, wegen des üblen Wetters, hier bleiben zu müssen. Hätten wir nicht um neun Uhr abfahren können, so möchte unser Nachtlager eben so elend als die Mahlzeit gewesen seyn.

Neuntes Kapitel.

Fahrt von der Insel St. Elisabeth bis an das Ende der Magellanischen Straße, nebst Anmerkungen darüber in Absicht auf die Schifffahrt.

Wir hatten nunmehr den waldichten Theil der Meerenge vor uns, nachdem die ersten Schwierigkeiten glücklich überstanden waren. Wir konnten erst den 13ten Nachmittags mit Nordwestwinde unsere Fahrt fortsetzen, und fuhren, des Sturms ungeachtet, durch den Kanal, welcher die Insel St. Elisabeth von der Löwen- und der St. Bartholomäusinsel trennt. Wir durften nicht alle Seegel fallen lassen, obgleich heftige Stöße über die Insel St. Elisabeth herüber kamen, und mußten uns auf die Seite dieser Insel halten, um nicht auf die gegen über befindliche Bank zu gerathen. Unterhalb dem schwarzen Kap wandten wir uns gegen das feste Land, wo es anfängt waldicht zu werden, und einen artigen Prospekt ausmacht. Die Küste läuft hier gegen Süden, und die Ebbe und Fluth sind nicht mehr so merklich.

Wir hatten bis um sechs Uhr Abends frischen Wind mit einigen Stößen; wir hofften dem runden Kap in der Nacht vorbey zu kommen, und im Fall eines Sturms den Hafen Famine zu erreichen, allein unsere Hoffnung ward bald vereitelt. Der Wind sprang auf einmal nach Südwesten, die Küste ward neblicht, es erhob sich ein Sturm mit gewaltigem Regen und Hagel, mit einem Worte, das Wetter ward so fürchterlich, als es kurz zuvor schön gewesen war. Das hiesige Clima ist so beschaffen; das Wetter ist unaufhörlichen Veränderungen unterworfen,

und diese folgen so schnell, daß man die Gefahr unmöglich voraussehen kann. Unser großes Seegel zerriß, daher wir mit dem Fockmastseegel laviren mußten, um zu versuchen, ob es nicht möglich wäre um die Spitze von St. Anna zu kommen, und in der Bay Famine einigen Schutz zu finden. Wir konnten unsern Zweck aber nicht erreichen, ob es gleich nur eine halbe Meile Weges war. Der Strom und Wind jagte uns vielmehr in neun Stunden zwo Meilen wieder zurück; wir suchten längst der nordlichen Küste mit dem Bleywurfe in der Hand eine Ankerstelle, die wir des Morgens um eilf Uhr in einer Bay fanden, die ich nach meinem Lieutenant Duelos nannte.

Diese Bay ist gegen Osten offen, und hat eine geringe Tiefe. Die nordliche Spitze geht weiter in die See, als die südliche. Beyde sind ohngefähr eine halbe Meile aus einander; sie hat sechs bis acht Faden Tiefe in einem guten Grunde, ein Ankertau lang vom Ufer. Sie giebt einen vortrefflichen Ankerplatz, weil die Westwinde, welche die häufigsten und gefährlichsten sind, über die hohe Küste wegstreichen. Zwo kleine Flüsse, die fünfhundert Schritte von ihrer Mündung gutes Wasser haben, fallen hier in die See. Eine Art von Wiese läuft an dem Ufer, wo man anlandet, hin; hinter derselben erhebt sich ein Wald in einem halben Cirkul. Uebrigens giebt es hier fast gar keine Thiere. Wir durchstrichen einen großen Umfang, ohne anderes Wildpret, als einige Schnepfen, Enten und Trappen in geringer Anzahl zu sehen. Wir fanden auch eine Art kleiner Papageyen, die sich für keine Kälte scheuet.

An der Mündung des einen Flusses in dieser Bay fanden wir sieben Hütten von geflochtenen Zweigen,

die

die wie ein Backofen aussahen; sie schienen erst kürzlich gemacht zu seyn, und lagen voll von allerley Muschelschaalen. Unter der Zeit, daß wir am Lande waren, stieg das Wasser um einen Fuß, und der Strom kam aus Morgen. Das war gerade das Gegentheil von dem, was wir seit dem Kap der Jungfern bemerkt hatten, indem das Meer stieg, wenn der Strom aus der Meerenge gieng. Ich möchte aber aus verschiedenen Beobachtungen schliessen, daß Ebbe und Fluth, wenn man die beyden engen Kanäle einmal passirt ist, in dem ganzen Stück der Meerenge, welche von Norden gegen Süden läuft, aufhört regelmäßig zu seyn. Die vielen Kanäle, welche das Feuerland durchschneiden, bringen vermuthlich diese unregelmäßige Bewegung des Wassers hervor. An den beyden Tagen, die wir hier zubrachten, wechselte das Thermometer von acht bis zu fünf Graden ab. Den fünften zu Mittage beobachteten wir die Höhe, und fanden drey und funfzig Grad zwanzig Minuten. Heute ward Holz gefällt, weil wir wegen der Windstille nicht fort konnten.

Abends schien der Gang der Wolken einen bessern Lauf zu nehmen; ein günstiger Wind erhob sich, daß wir den 16ten früh um vier Uhr unter Seegel gehen konnten, obgleich der Himmel bedeckt war, und die Nordostwinde, nach der Art des hiesigen Himmelsstriches, Nebel und Regen mitbrachten. Wir passirten die Spitze von St. Anna und das runde Vorgebirge. Jene ist platt und von einer mittelmäßigen Höhe; sie deckt eine tiefe Bay, wo man eine sichere und bequeme Ankerstelle hat. Diese Bay führt den Namen Port Famine, wegen des unglücklichen Schicksals der Kolonie Philippeville, welche der sich klug dünkende Sarmiento hier anlegte. Das

runde Kap ist hoch, und durch seinen Namen schon kenntlich. Die ganze Küste ist waldicht und steil, hingegen die von dem Feuerlande, wegen der vielen Buchten, sehr ungleich. Sie fällt fürchterlich in die Augen. Die Berge sind mit einem blauscheinenden Schnee bedeckt, der so alt ist, als die Welt. Zwischen dem runden Kap und dem Kap Forward giebt es vier Bayen, wo man ankern kann.

Zwey von diesen Vorgebürgen werden durch ein Kap von einander getrennt, dessen sonderbares Ansehen unsere Aufmerksamkeit auf sich zog, und angezeigt zu werden verdient. Es ist über hundert und funfzig Fuß über dem Meere erhaben, besteht aus lauter horizontalen Lagen versteinerter Muscheln, und stellt ein Denkmal der großen Veränderungen dar, welche der Erdboden erlitten. Ich habe am Fuße dieses Vorgebirges mit einem Bleywurfe von hundert Faden keinen Grund gefunden.

Der Wind brachte uns bis auf eine Meile von Kap Forward, darauf überfiel uns eine Meerstille von zwo Stunden. Ich gebrauchte diese Zeit, um in einem kleinen Boote die Gegend um das Kap Forward zu untersuchen. Dieses Kap ist die südlichste Spitze des festen Landes von Amerika. Nach guten Observationen setzten wir dessen Breite auf vier und funfzig Grad fünf Minuten fünf und vierzig Secunden. Es sieht aus wie eine Fläche mit zwo Spitzen, von denen die östliche höher ist als die westliche. Unter dem Kap findet man fast keinen Grund; doch kann man in einer Art von kleinen Bay, in welche sich ein ziemlich beträchtlicher Fluß ergießt, auf funfzehn Faden ankern, wiewohl nur im Nothfall, weil die Südwinde hier sehr gefährlich sind. Das ganze Kap besteht aus einem senkrechten Felsen, der mit

Sneech

Schnee bedeckt ist. Gleichwohl wachsen einige Bäume aus den Spalten der Felsen hervor, und werden durch die unaufhöliche Feuchtigkeit unterhalten. Wir landeten an einer Felsenspitze, darauf kaum vier Menschen Platz hatten, und steckten auf dieser äußersten Spitze eines großen Welttheiles die Fahne unsers Schiffes auf. Von hier sahen wir das Kap Holland gegen Westen vier Grad nordwärts, zum Beweise, daß sich die Küste von hier gegen Norden zieht.

Um sechs Uhr Abends kam ich wieder am Bord; bald darauf lief der Wind nach Südwesten, und nöthigte mich in der Französischen Bay einen Ankerplatz zu suchen, welchen wir um acht Uhr in zehn Faden Tiefe fanden. Weil wir uns auf die ganze Reise durch die Südsee mit Wasser und Holz versehen mußten, und mir das übrige Stück der Meerenge unbekannt war, indem ich auf meiner ersten Reise nur bis hieher kam: so entschloß ich mich hier von beyden den nöthigen Vorrath einzunehmen, zumal da Herr von Gennes diese Bay dazu bequem und sicher hält. Wir brachten also noch denselben Abend alle unsere Boote ins Meer.

In der Nacht lief der Wind alle Striche des Kompasses durch, und versetzte uns gewaltige Stöße. Das Meer ward sehr ungestüm, und brach sich um uns her auf eine Bank, die unter der ganzen Bay wegzugehen schien. Das Schiff ward durch die öftere Veränderung des Windes beständig umgedrehet, so daß wir die ganze Nacht in beständiger Furcht waren, das Kabeltau möchte sich um den Anker wickeln. Die Etoile lag mehr außerhalb der Bay, und litte nicht so viel. Um zwey Uhr des Morgens schickte ich ein kleines Boot ab, um die Einfahrt des Flus-

ses, dem Herr von Gennes seinen Namen gegeben, zu untersuchen. Das Meer war niedrig, und stieg auf eine Bank, welche vor der Mündung liegt; es fand sich, daß unsere Schalouppen nur bey hohem Wasser in den Fluß fahren, folglich des Tages nur eine Ladung holen konnten. Diese Schwierigkeit, und weil ich den Ankerplatz nicht recht sicher hielt, bewogen mich, die Schiffe in eine andere kleine Bay eine halbe Meile ostwärts zu führen. Ich hatte hier im Jahre 1765. eine Ladung Holz für die Kolonie auf den Maluinischen Inseln geholet, und das Schiffsvolk hatte sie nach meinem Namen genennet. Ich untersuchte, ob das Volk von beyden Schiffen hier auch bequem Wasser einladen könnte, und fand, daß außer dem Flusse, der in die Bay selbst fällt, und zum täglichen Gebrauch und zum Waschen dienen sollte, jede von den benachbarten beyden Bayen einen Fluß hatten, daraus man Wasser genung holen konnte, ohne weit darnach zu gehen.

Wir giengen also den 17ten mit unsern Schiffen bey der Französischen Insel vorbey, und legten uns in der Bay Bougainville vor Anker, die durch zwo kleine Inseln gedeckt ist. Die größte davon bekam den Namen der Observationsinsel. Die Bay ist zweyhundert Klafter lang, funfzig breit, und mit hohen Bergen umgeben, die sie für alle Stürme schützen. Die See sieht daher allezeit wie ein ebenes Bassin aus. Um drey Uhr waren wir vor der Bay, und schickten Leute ans Land, um die Schiffe mit Tauen bis hinten an das Ufer derselben bogsiren zu lassen. Wir fanden bey dem Flusse zwo Hütten von Zweigen, welche seit langer Zeit verlassen schienen. Ich ließ im Jahre 1765. eine dergleichen von Baumrinde machen, einige kleine Geschenke darinn liegen und eine weiße

Fahne

Fahne daby aufstecken, wenn etwa Wilde herkommen möchten. Die Hütte war zerstört, und die Fahne mit den Geschenken weggenommen.

Den 18ten ließ ich ein kleines Lager auf dem Lande aufschlagen, um die Arbeiter und das, was ausgeladen werden mußte, zu beschützen. Alle Tonnen wurden ans Land geschafft, um sie auszubessern und zu schwefeln, und die Schaluppe neu kalfatert. Der Rest des Decembers verstrich einen Vorrath von Holz zu fällen und Planken zu schneiden. Alles erleichterte unsere Arbeit; wir fanden bereits einen Weg in den Wald gebahnt, und mehr Bäume gefällt als wir gebrauchten. Das Schiff, der Adler, hatte solche im Jahre 1765. hier liegen lassen. Wir brachten achtzehn Kanonen an ihren gehörigen Platz unter den Verdeck. Die Etoile war so glücklich, ihre leck gewordenen Stellen zu verstopfen, welches eine große Erleichterung für das Schiffsvolk war, das durch das unaufhörliche Pumpen sehr abgemattet ward.

Herr Verron gieng gleich zu Anfange mit seinen Instrumenten auf die Observationsinsel; der hiesige Himmel schickt sich aber nicht für die Astronomen. Er brachte die Nächte vergebens zu, ohne die Länge bestimmen zu können. Durch drey Bemerkungen fand er die Polhöhe der Insel mit dem Quadranten drey und funfzig Grad funfzig Minuten fünf und zwanzig Secunden. Die Fluth stieg nie über zehn Fuß. Das Thermometer stand während unsers Aufenthaltes insgemein zwischen acht und neun Graden; es fiel aber auch bis auf fünfe, und am höchsten stand es auf zwölf und einen halben Grad. Die Sonne schien alsdann heiter, und schmolz durch ihre Strahlen, die man hier sonst selten zu Gesichte bekommt,

kommt, einen Theil des Schnees auf den Bergen. Herr Commerson nutzte diese Tage, um in Gesellschaft des Prinzen von Nassau Kräuter zu sammlen. Er hatte viele Hindernisse zu überwinden; allein der unfruchtbare Boden lieferte etwas neues in seinen Augen, und die Magellanische Meerenge bereicherte seine Sammlung mit unbekannten und merkwürdigen Pflanzen. Die Jagd und der Fischfang belohnten die Mühe nicht so reichlich. Man fieng nichts; wir sahen nur ein einziges vierfüßiges Thier, nemlich einen Fuchs, der den Europäischen ähnlich war, und bey dem Arbeiten geschossen wurde.

Wir machten verschiedene Versuche, die nächsten Küsten des festen Landes und der Feuerinsel zu untersuchen. Der erste lief fruchtlos ab. Den 22sten fuhr ich mit dem Herrn Bournand und Du Bouchage in der Absicht ab, das Kap Holland und die benachtbarten Ankerplätze zu sondiren. Anfangs war das Wetter herrlich; es erhob sich aber bald ein starker Wind aus Südwesten, mit dem wir drey Stunden kämpfen mußten, bis wir endlich mit genauer Noth die Mündung eines kleinen Flusses erreichten, der sich in eine enge Bucht ergießt, welche durch die östliche Spitze des Kaps Forward gedeckt ist. Wir waren von Regen und Kälte ganz erstarrt, und machten uns im Walde eine Hütte von Zweigen, um wenigstens einigermaßen geschützt zu seyn. Dieß war ein Pallast nach dem Geschmack der Eingebornen, wir waren aber nicht gewohnt uns darinn aufzuhalten. Die Kälte und Feuchtigkeit jagte uns bald hinaus; wir machten ein Feuer, und suchten uns mit dem Seegel unsers Bootes so gut zu schützen, als wir konnten. Die Nacht war schrecklich; Wind und Regen verdoppelten sich, und nöthigten

uns

uns mit Anbruch des Tages den Rückweg zu suchen. Wir mußten uns glücklich schätzen, die Fregatte um acht Uhr erreicht zu haben, denn bald darauf ward der Sturm so arg, daß es unmöglich gewesen wäre an die Rückfahrt zu denken. Der schrecklichste Sturm hielt zween Tage an, alle Berge wurden mit Schnee bedeckt, und gleichwohl befanden wir uns mitten im Sommer, da die Sonne achtzehn Stunden über dem Horizonte stand.

Einige Tage darauf nahm ich mir vor, die Küsten an der Feuerinsel zu untersuchen, um dem Kap Forward gegen über einen Hafen ausfindig zu machen, und von dort über Kap Holland längst der Küste bis an die Französische Bay in gleicher Absicht zurückzukehren. Ich ließ die Schaluppe der Boudeuse und das große Boot der Etoile bewaffnen, gieng den 27sten früh nach der Französischen Bay unter Seegel, und stach von dort nach der Feuerinsel hinüber, wo wir um zehn Uhr bey einem kleinen Flusse in einer Bucht, die aber auch für kleine Fahrzeuge nicht einmal gut ist, anlangten. Inzwischen könnte man im Nothfall mit der Fluth in den Fluß gehen, und auf diese Weise Schutz finden. Wir speiseten am Ufer in einem artigen Wäldchen, das mit seinem Schatten etliche Hütten von Wilden deckte.

Nachmittage ruderten wir längst der Küste der Feuerinsel und einem tiefen Meerbusen vorbey, dessen Ende wir nicht absehen konnten. Er ist ohngefähr eine Meile breit, und in der Mitte liegt eine hohe Insel. Aus der großen Menge Wallfische und der hohlen See schlossen wir, daß es vielleicht eine Meerenge wäre, die bey dem Kap Horn in das große Weltmeer gienge. Wie wir meist vorüber waren,

sahen wir verschiedene Feuer aufgehen, und auslöschen, und erkannten zuletzt auch Wilde an der niedrigen Spitze einer Bay, wo ich anländen wollte. Wir giengen gleich auf den Ort des Feuers loß, und ich sahe daß es dieselbe Horde wäre, die ich bey meiner ersten Reise in die Meerenge bereits gesehen hatte. Wir nannten sie Pecherais, weil dieß das erste Wort war, das sie von sich hören ließen, und beständig wiederholten, wie die Patagons ihr Chaua. Ich werde diese Bewohner des waldigten Theils der Meerenge bald näher beschreiben. Weil sich der Tag neigte, so konnten wir uns diesesmal nicht lange bey ihnen aufhalten. Ihre Anzahl belief sich auf vierzig Personen, an Männern, Weibern und Kindern. Sie hatten zehen bis zwölf Kanots in einer nahen Bucht liegen. Wir verließen sie, um queer über die Bay nach einer Bucht zu rudern, die wir, wegen der eingetretnen Nacht, nicht untersuchen konnten. Wir brachten solche am Ufer eines ansehnlichen Flusses bey einem großen Feuer zu, und unsre großen Seegel dienten statt der Zelte. Das Wetter war, die Kälte ausgenommen, schön.

Des andern Morgens frühe sahen wir, daß die Bay ein schöner Hafen war, und untersuchten dessen Tiefe mit dem Bleywurf genau. Der Grund ist kiesigt, sandigt, und zwischen zwölf und vierzig Faden tief. Die Schiffe sind hier für alle Winde sicher. Die östliche Ecke wird durch eine große Spitze kenntlich, welche wir den Dom nannten; gegen Westen liegt eine Insel, zwischen der und dem Lande keine großen Schiffe passiren können. Von der Bay kommt man durch einen engen Kanal in den Hafen, darinn man vier bis zehen Faden Tiefe hat. Weil der Ankerplatz so vortrefflich ist, haben wir ihm den

Namen

Namen von Beaubassin gegeben. Wenn man auf guten Wind wartet, darf man nur in der Bay bleiben. Der Hafen hingegen ist der schönste Platz, um Wasser und Holz einzunehmen, und die Schiffe ausbessern zu lassen.

Ich ließ den Ritter Bournand mit der Schaluppe hier, um diesen wichtigen Ort aufs genaueste zu untersuchen, und gieng mit dem Boot der Etoile weitere Entdeckungen zu machen. Wir nahmen unsern Lauf gegen Westen, und kamen zuerst an eine Insel, um die man rings umher achtzehn bis fünf und zwanzig Faden zum Ankern hat. Wir sahen hier einige Wilde fischen. Vor Sonnenuntergang erreichten wir noch eine Bay, wo drey bis vier Schiffe einen bequemen Ankerplatz haben. Ich gab der Bay den Namen Cormorandiere, wegen einer Klippe, die eine Meile weit gegen Ostsüdost liegt.

Den 29ten frühe giengen wir aus dieser Bay gegen Westen, mit Hülfe einer starken Fluth. Zuerst passirten wir durch ein paar Inseln von ungleicher Größe, welche ich die beyden Schwestern nannte. Sie liegen ohngefehr ein paar Meilen von dem Kap Forward. Etwas weiter hin kamen wir an einen Berg, den wir seiner Form wegen den Zuckerhut nannten. Ohngefehr drey Meilen von der Cormorandiere entdeckten wir eine Bay, die hinten mit einem herrlichen Hafen versehen ist. Wegen eines in demselben befindlichen schönen Wasserfalles, gab ich der Bay und dem Hafen den Namen von der Kascade. Man kann keinen sichern Platz zum Ankern, Holz und Wasser einladen finden.

Der Wasserfall entsteht von einem kleinen Fluß, der sich zwischen hohen Gebürgen durchschlängelt, und

hier funfzig bis sechzig Klaftern herabstürzt. Ich stieg oben hinauf; der Boden wechselt daselbst mit kleinen Gebüschen und Ebenen ab, die mit Moos bewachsen sind. Ich suchte vergebens nach Spuren von Menschen; die Bewohner dieser Gegenden verlassen das Ufer des Meeres nicht, wo sie ihre Nahrung finden. Der ganze Strich der Feuerinsel von der Insel St. Elisabeth an, scheint mir nichts anders als ein Haufen großer ungleicher Inseln zu seyn, deren hohe Berge mit ewigem Schnee bedeckt sind. Vermuthlich haben viele der Kanäle zwischen den Inseln mit der See Gemeinschaft. Man trifft hier dieselben Bäume und Pflanzen an, wie bey den Patagons, und wenn man die Bäume ausnimmt, hat der Boden viel ähnliches mit dem von den Malouinischen Inseln.

Die Entdeckung dieser drey Hafen, wird die Schiffahrt durch diesen Theil der Magellanischen Straße, künftig um ein großes erleichtern. Das Kap Forward ist eine der fürchterlichsten Stellen derselben, und hält wegen der Stürme allemal schwer zu passiren. Zuweilen werden die Schiffe bis an das Kap Famine zurückgejagt. Man kann nunmehr diese herrschenden Winde nutzen, man darf sich nur auf die Seite der Feuerinsel halten, und einen von diesen drey Ankerplätzen zu erreichen suchen, welches durch Laviren in einem Kanal geschehen kann. Von hier aus kann man nachher durch Hülfe der Fluth, die hier merklich wird, ohne viel Schwierigkeit den Hafen Galant erreichen.

Wir brachten im Hafen der Kascade eine sehr unangenehme Nacht zu; Es war kalt und regnete unaufhörlich, welches auch den dreyßigsten den ganzen Tag anhielt. Um fünf Uhr stachen wir bey einem heftigen

Winde,

Winde, und einer für unser kleines Boot fürchterlichen See, nach dem festen Lande zwischen Kap Holland und Kap Forward hinüber. An Untersuchung der Küste war nicht zu gedenken, wir mußten beständig längst der Küste hinfahren, und das Seegel wegen der Windstöße in Händen haben: es fehlte nicht viel, daß eine hohle Welle unser Boot, als wir der Französischen Bay vorüber fuhren, umgeworfen hätte. Um zehen Uhr frühe langte ich wieder am Bord der Fregatte an. Unterdessen war alles wieder in die Schiffe gebracht worden, so daß wir uns wieder aus der Bay hinauslegen konnten.

Den 31sten December ließ ich unsere Schiffe durch die Böte aus der Bay bogsiren. Um sieben Uhr erhob sich der Wind aus Nordost. Um Mittag entstund Nebel und Regen. Wir fuhren bey der Bay der Kascade, dem Kap Forward, und um sechs Uhr Abends auch dem Kap Holland vorbey. Weil es sehr finster ward, so ließ ich um zehen Uhr auf der Rhede des Hafens Galant Anker werfen. Es war ein Glück daß wir hier lagen, denn in der Nacht erhob sich ein heftiger Sturm und Regen aus Südwesten.

Wir traten also das 1768. Jahr in der Bay Fortescu an, welche sich mit dem Hafen Galant endigt. Wir hatten Zeit genug seine Lage zu berichtigen, weil wir hier drey Wochen zubringen mußten, gegen die der rauheste Winter in Paris für nichts zu achten ist. Ich muß den Lesern einige Nachrichten mittheilen, auf was Art wir diese traurigen Tage zubrachten.

Meine erste Sorge war, die Küste bis an die Bay Elisabeth, und die Inseln mit denen die Ma-

gella-

gellanische Straße hier gleichsam besäet ist, zu untersuchen. Zwey von diesen Inseln, nämlich die, welche Marborough Carl und Monmouth genannt, konnten wir von unserm Ankerplatz sehen. Die weiter entfernten hat er die königliche, und die am meisten westwärts gelegene, die Rupertsinsel genannt. Die Westwinde erlaubten uns nicht den andern Jenner abzugehen, wir stiegen also, ungeachtet des Regens, an Land, wo wir Spuren von den hier gewesenen Englischen Schiffen fanden. Z. E. frisch gesägtes Holz, ein Brett, worauf man deutlich las, Chatam-Martch 1766. In verschiedenen Bäumen waren die Anfangsbuchstaben mit der Jahrzahl 1767. eingeschnitten.

Herr Verron hatte seine Instrumente auf die Halbinsel, welche den Haven formirt, bringen lassen, uud fand zu Mittage mit einem Quadranten die Breite drey und funfzig Grad vierzig Minuten ein und vierzig Secunden. Aus dieser Beobachtung, und aus der von hier aus beobachteten Lage des Kaps Holland, und aus der am 16ten December an der Spitze des Kaps Forward gleichfalls untersuchten Lage des Kaps Holland, haben wir die Entfernung des Hafens Galant von dem Kap Forward sechs Meilen gefunden. Herr Verron fand die Abweichung der Magnetnadel durch das Azimuth zwey und zwanzig Grad dreyßig Minuten zwey und dreyßig Secunden gegen Nordost, und die Inclination gegen die Polhöhe eilf Grad, eilf Minuten. Dieß sind die einzigen Beobachtungen, welche in drey Wochen gemacht werden konnten, weil die Nächte eben so fürchterlich als die Tage waren. Den 3ten Januar hätte man die Länge der Bay durch eine Mondfinsterniß genau bestimmen können, aber es regnete die ganze Zeit.

Der

Der 4te und 5te Januar waren ein paar erschreckliche Tage, Regen, Schnee und Stürme plagten uns unaufhörlich. Ich hatte den 5ten ein Boot abgeschickt, um einen Ankerplatz an der Feuerinsel zu suchen, und man hatte einen gegen Südwest der Inseln Carl und Monmouth gefunden. Zugleich ließ ich den Gang der Ebbe und Fluth in dem Kanal untersuchen, weil ich mit deren Beyhülfe, zumal wenn ich die Ankerstellen wüßte, auch mit widrigem Winde durchzukommen dachte, ich konnte aber nicht dazu gelangen. Während unsers hiesigen Aufenthalts fanden wir, daß die Fluth gegen Osten, und die Ebbe gegen Westen gieng.

Den 6ten schien der Wind etwas günstiger zu werden, kaum hatten wir aber unsre Anker gelichtet, so erhoben sich solche Windstöße, die uns nöthigten sie wieder fallen zu lassen. Heute kamen einige Wilde am Bord. Frühe ließen sich vier Pyrogen an der Ecke des Kaps Galant sehen, drey ruderten hinten in die Bay, und eine kam auf die Fregatte zu. Nachdem sie eine Stunde Halte gemacht, näherten sie sich endlich unserm Schiffe. Es saß ein Mann und eine Frau mit zwey Kindern darinne; sie schrien zu wiederholten malen Pecherais. Die Frau blieb in der Pyroge, und der Mann stieg allein mit einer beherzten und muntern Miene am Bord. Zwey andre Pyrogen folgten diesem Beyspiele, und die Männer brachten die Kinder mit.

Es schien ihnen zu gefallen. Wir ließen sie singen, tanzen, und ihnen Musik machen. Vornehmlich ließen sie sich das Essen gut schmecken, sie aßen alles was ihnen vorkam, Brod, gesalzenes Fleisch, und Talg. Wir konnten die unbequemen Gäste gar

nicht

nicht wieder loß werden, sie giengen nicht in ihre Pyrogen, als bis wir gesalzenes Fleisch vor ihren Augen hinein bringen ließen. Sie bezeugten weder über unsere Schiffe, noch über das, was wir ihnen zeigten, einige Verwunderung. Weil sie gar keine Begriffe von Werken der Kunst hatten, so konnten sie auch keinen Geschmack daran finden. Sie haben eben so wenig Kenntniß von den größten Kunststücken des menschlichen Verstandes als von den Phänomenen der Natur. Dieser Haufen von Wilden brachte einige Tage im Hafen Galant zu, und während der Zeit sahen wir sie einigemal am Bord und auf dem Lande.

Diese Wilden sind klein, häßlich, mager, und haben einen unerträglichen Geruch an sich. Sie gehen fast nackend; ihre ganze Kleidung bestehet in schlechten Häuten von Seewolfsfellen, die zu klein sind, um sie völlig zu bedecken. Von eben diesen Häuten machen sie die Dächer ihrer Hütten, und die Seegel der Pyrogen. Sie haben auch einige Felle von Guanaques, aber in geringer Anzahl. Die Weiber sind häßlich, und die Männer scheinen sich nicht viel aus ihnen zu machen. Sie fahren in den Pyrogen, und sorgen für deren Unterhaltung. Sie schwimmen der Kälte ungeachtet nach diesen Pyrogen, welche statt des Hafens im Schilf liegen; sie leeren das Wasser aus, welches hineingelaufen ist; Auf dem Lande lesen sie Holz und Muscheln, ohne daß die Männer Theil an allen diesen Arbeiten nehmen. Wenn die Weiber gleich Kinder an der Brust haben, sind sie doch nicht frey davon; sie tragen solche in einem Wolfsfelle, das ihre ganze Bedeckung ausmacht, auf dem Rücken.

Ihre Pyrogen sind von Baumrinden gemacht, die mit Schilf schlecht zusammen gebunden, und die Fugen mit Moos verstopft werden. In der Mitten ist ein kleiner Heerd von Sand, darinn sie beständig Feuer unterhalten. Sie führen Bogen und Pfeile, welche beyde von Weißdorn, den man hier häufig antrifft, gemacht sind. Die Sehnen der Bogen sind von Därmen, und die Spitzen der Pfeile von Stein, welche künstlich genug geschärft sind. Diese Waffen taugen bloß gegen Wildpret, aber gegen keinen Feind; sie sind eben so schwach als die Menschen, welche sie führen. Wir haben auch Knochen von Fischen einen Fuß lang bey ihnen gesehen, die an dem einen Ende zugespitzt, und auf der Seite zackig waren. Anfangs hielten wir sie für Dolche, nachgehends aber für ein Instrument zum Fischfang. Sie befestigen sie an langen Stangen, und werfen sie wie Harpunen. Diese Wilden wohnen alle unter einander, Weiber, Männer und Kinder, und zwar in Hütten, in deren Mitte Feuer brennt. Ihre vornehmste Nahrung sind Muscheln; jedoch haben sie auch Hunde und Schlingen von Fischbein gemacht. Ich habe bey allen schlechte Zähne bemerkt, welches, wie ich vermuthe, daher kommt, daß sie die Muscheln brennend heiß verzehren, ob sie gleich noch halb roh sind.

Sie scheinen gutherzig zu seyn, sind aber zugleich so einfältig, daß man ihnen für ihre Gutherzigkeit keinen Dank weis. Wir hielten sie für abergläubisch, und vermutheten, daß sie gewisse Geister, die Böses thun, glauben. Diejenigen, welche solche beschwören können, sind zugleich ihre Aerzte und Priester. Unter allen Wilden, die ich in meinem Leben gesehen, leben die Pecherais am schlechtesten und wildesten, oder was man im eigentlichsten Verstande

im Stande der Natur nennen kann. Wenn ein Mensch, der frey und sein eigner Herr ist, dabey weder Pflichten noch Berufsgeschäffte kennt, und mit dem zufrieden ist, was er hat, weil er es nicht besser weis, beklagt zu werden verdient, so würde ich diese vorzüglich beklagen, da ihnen nicht nur alles fehlt, was zur Bequemlichkeit des menschlichen Lebens gehört, sondern da sie auch mit dem schrecklichsten Clima auf der Welt zu kämpfen haben.

Unter allen Nationen, die ich in der Welt angetroffen, machen diese Pecherais die kleinste Gesellschaft von Menschen aus; gleichwohl findet man Marktschreyer bey ihnen, wie sich bald zeigen wird. Sobald mehrere Familien, (ich verstehe unter einer Familie, Eltern und Kinder), beysammen wohnen, so entsteht ein verschiedenes Interesse, indem ein jeder mit Gewalt oder durch List herrschen will. Aus den Familien entsteht eine Art von bürgerlicher Gesellschaft, bey der ein beobachtender Geist, und wenn sie auch in Wäldern wohnte, und aus nichts als nahen Verwandten bestünde, den Keim aller Laster finden wird, denen die Menschen bey gesitteten Nationen Namen gegeben, und die der Grund von dem Steigen und Fallen ganzer Staaten sind. Aus eben diesem Grunde folgt auch, daß in solchen bürgerlichen Gesellschaften, die durch gute Sitten verfeinert worden, Tugenden entstehen, deren solche Menschen, die noch gar zu sehr nach dem Stande der Natur leben, nicht fähig sind.

Den 7ten und 8ten Januar war es, wegen des üblen Wetters, unmöglich das Schiff zu verlassen. Unser Anker riß los, und wir mußten einen andern werfen. Zuweilen hatten wir auf vier Zoll hoch Schnee auf dem Verdeck. Mit Anbruch des Tages

war

war alles mit Schnee bedeckt, ausgenommen das platte Land, wo er wegen der Feuchtigkeit nicht liegen blieb. Das Thermometer fiel auf fünf, vier, ja gar auf zwey Grade über den Gefrierpunkt herab. Den 9ten Nachmittags war das Wetter etwas erträglicher. Die Pecherais wollten am Bord kommen, und hatten sich zu dem Ende recht geputzt, das heißt, den ganzen Leib mit rothen und weißen Flecken bemalt. Als sie aber merkten, daß unsere Böte nach ihren Hütten zuruderten, folgten sie diesen nach. Eine einzige Pyroge fuhr nur am Bord der Etoile, blieb aber nicht lange da, sondern kam bald zu den andern, mit denen unsere Herren gute Freunde waren. Die Weiber hielten sich indessen in einer besondern Hütte auf, und die Wilden schienen mißvergnügt, wenn man zu ihnen gehen wollte. Sie luden unsere Officiers vielmehr in die anderen Hütten ein, und boten ihnen Muscheln an, die sie zuvor aussogen, ehe sie solche präsentirten. Man machte ihnen kleine Geschenke, darüber sie sehr vergnügt waren. Sie sangen, tanzten und bezeigten mehr Munterkeit, als man insgemein bey den Wilden antrifft, deren äußerliches Ansehen meistens traurig und ernsthaft ist.

Ihre Freude wurde bald unterbrochen, weil eines ihrer Kinder von zwölf Jahren, das einzige von dem ganzen Haufen, dessen Figur uns gefiel, auf einmal anfieng Blut zu speyen, und Convulsionen zu bekommen. Man hatte dem Knaben Stücken Glas am Borde geschenkt, ohne sich vorzustellen, daß es solche schlimme Folgen nach sich ziehen würde. Die Wilden haben die Gewohnheit sich Stückchen Marienglas in die Kehle und Nasenlöcher zu stecken, vielleicht weil sie es für kräftig wider die Zaubereyen,

oder für ein Heilungsmittel gegen gewisse Krankheiten halten; der Knabe hatte das Glas vermuthlich auf eben die Art gebrauchen wollen. Die Lippen, der Gaumen und das Zahnfleisch waren allenthalben geritzt, und gaben beständig Blut von sich.

Die Wilden wurden dadurch bestürzt und mißtrauisch; sie bildeten sich ein, das Kind wäre von uns bezaubert. Das erste, was einer ihrer Zauberer that, war, daß er dem Knaben einen von uns erhaltenen leinwandenen Kittel abzog, und den Franzosen wiedergeben wollte; als sie sich dessen weigerten, warf er ihnen solchen vor die Füße. Ein anderer Wilder, der sich vermuthlich nicht viel aus den Bezauberungen machte, und das Kleid liebte, nahm es zu sich.

Der Zauberer legte darauf das Kind in einer Hütte auf den Rücken, kniete zwischen dessen Beinen nieder, krümmte sich über ihn, drückte ihm den Leib mit seinem Kopfe und den Händen aus allen Kräften, und schrie dazu, ohne daß man vernehmliche Sylben hörte. Zuweilen hob er sich in die Höhe, öffnete die Hände und bließ in die Luft, als wenn er das Uebel gefangen hätte, oder einen bösen Geist wegblasen wollte. Ein altes Weib schrie und heulte unterdessen dem Kranken ins Ohr, um ihn zu betäuben. Dieser schien beynahe mehr von den Mitteln, als von dem Uebel selbst auszustehen. Nunmehr ließ ihm der Zauberer etwas Ruhe, um sich, so wie es in solchen Fällen üblich ist, zu putzen. Er puderte sich die Haare, und befestigte zween weiße Flügel an den Kopf, so wie man den Merkur abmalt. Er fieng seine Possen darauf mit mehrerem Zutrauen aber eben so wenigem Erfolg von neuem an. Das Kind schien sehr schwach zu seyn, weswegen unser Geistlicher es heimlich taufte.

Inzwischen kamen die Officiers wieder am Bord, und erzählten mir, was vorgegangen wäre. Ich begab mich alsobald mit unserm Feldscheerer ans Land, der etwas Milch und eine erweichende Tisane mitnahm. Bey unserer Ankunft fanden wir den Kranken außer der Hütte. Der Zauberer, zu dem sich noch ein anderer auf eben die Art geputzter gesellt hatte, hatte seine Operationen auf dem Leibe, den Lenden und dem Rücken des Knaben wieder angefangen. Man konnte es nicht ohne Mitleiden ansehen, wie das arme Kind gequält ward, und wie geduldig es solches ausstand. Sein Körper war schon ganz blau, und gleichwohl fuhr der Zauberer unter unaufhörlichen Beschwerungen fort. Der Schmerz und die Thränen der Eltern, die Theilnehmung des ganzen Haufens, welche sie durch deutliche Zeichen zu erkennen gaben, und das geduldige Leiden des Knabens waren für uns ein rührender Anblick.

Die Wilden merkten, daß wir Mitleiden mit ihnen hatten, und ihr Mißtrauen schien abzunehmen. Sie ließen uns zu dem Kranken hinzugehen, und der Feldscheerer untersuchte den Mund, aus dem der Vater und ein anderer Wilder das Blut aussaugten. Wir hatten viele Mühe die Wilden zum Gebrauche der Milch zu überreden. Sie mußte etlichemal gekostet werden, endlich entschloß sich der Vater, des Widerstandes der Zauberer ungeachtet, solche seinem Sohne trinken zu lassen, und die Kanne mit der erweichendem Tisane anzunehmen. Die Zauberer schienen auf unsern Zauberer mißgünstig zu seyn, ihn aber doch endlich für einen geschickten Künstler zu halten. Sie öffneten für ihn eine lederne Tasche, welche sie beständig an der Seite haben, und ihre Federmützen, weißen Puder, Marienglas und andere

Instrumente ihrer Kunst darinn bey sich führen; sobald er solche angesehen, machten sie die Tasche geschwind wieder zu. Wir bemerkten auch, daß der eine Zauberer, indem der andere beschäfftigt war das Uebel des Kranken zu beschwören, durch seine Künste die bösen Wirkungen der Zaubereyen, weswegen sie uns im Verdacht hatten, zu verhindern suchte.

Mit dem Eintritte der Nacht kehrten wir wieder nach unseren Schiffen zurück. Das Kind stund nicht mehr so viel aus, aber aus dem beständigen Erbrechen fürchteten wir, daß etwas von dem Glase in den Magen gekommen war, und hatten bald Ursache unsere Muthmaßungen für gegründet zu halten. Um zwey Uhr nach Mitternacht hörten wir ein wiederholtes Geheule, und mit Anbruch des Tages giengen die Wilden unter Seegel. Sie flohen vermuthlich einen durch den Tod und die Fremdlinge, die nach ihrer Meynung zu ihrem Verderben gekommen waren, entheiligten Ort. Sie konnten aber, wegen des Windes, nicht um die westliche Spitze der Bay kommen. Als die See etwas ruhiger geworden, giengen sie aufs neue unter Seegel; allein ein Windstoß trieb sie in die See, und zerstreuete ihre kleinen Fahrzeuge. Sie waren nur froh uns zu entfliehen, und ließen eine Pyroge, die einer Ausbesserung bedurfte, zurück.

Satis est gentem effugisse nefandam.

Sie verließen uns in den Gedanken, daß wir ihnen schaden wollten, und wer wird ihnen dieses unter obigen Umständen nicht zu Gute halten? Für einen so schwachen Haufen war ein zwölfjähriger Knabe, der alle Gefahren der Kindheit überstanden, allerdings ein großer Verlust.

Der

Der Ostwind stürmte bis zum 13ten Januar, da es etwas ruhig ward, mit größter Heftigkeit unaufhörlich fort. Den 14ten früh wollten wir versuchen weiter zu gehen. Zwo Stunden darauf erhob sich aber aufs neue ein schreckliches Ungewitter, und der Sturm hielt den 15ten an, ob die Sonne gleich den ganzen Tag schien.

Den 16ten giengen wir unter Begünstigung der Ebbe unter Seegel; weil der Wind aber bald in Westen lief, so konnten wir die Insel Rupert mit der Ebbe nicht erreichen. Wir blieben den ganzen Tag zwischen der Rupertsinsel und der so genannten Spitze der Passage, in der Hoffnung mit der nächsten Ebbe die Dauphinsbay auf der Insel Louis le Grand zu erreichen; weil wir aber durch das Laviren rückwärts kamen, so schickte ich ein Boot gegen Südost von der Rupertsinsel, um einen Ankerplatz bis zur Wiederkunft der Ebbe zu suchen. Es fand bald einen, wir waren aber schon unter dem Winde, und mußten solchen erst durch das Laviren gegen das feste Land wieder suchen. Auf einmal trieb die Fluth das Schiff vor den Wind, und der Strom hatte uns schon bis auf ein halbes Kabeltau an das Ufer gejagt. Ich ließ geschwind in acht Faden Tiefe den Anker fallen, er blieb aber, wegen des felsigten Bodens, nicht sitzen. Wir waren noch drey Schiffslängen vom Ufer, und hatten nur noch drey und einen halben Faden Tiefe am Hintertheile der Fregatte, als uns ein kleiner Wind half, und uns durch die eiligst aufgezogenen Seegel abwärts trieb. Alle Böte von uns und der Etoile kamen zu Hülfe, und suchten die Fregatte vom Lande zu bogsiren. Wir ließen das Kabeltau laufen, es verwirrte sich aber unter dem Verdecke, wodurch die Fregatte nicht fort-

konnte, und in die größte Gefahr gerieth. Ich entschloß mich, es eiligst kappen zu lassen, und rettete die Fregatte dadurch. Nachdem ich noch ein paar vergebliche Versuche gemacht weiter zu kommen, kehrte ich wieder nach dem Hafen Galant zurück, wo unsere Böte mit dem herausgezogenen Anker und Tauen bey einbrechender Nacht gleichfalls eintrafen. Der Anschein vom guten Wetter hatte uns also zu nichts genutzt, als uns in die größte Gefahr zu bringen.

Der folgende Tag war stürmischer als alle vorigen. Der Wind erhob in der Straße ganze Berge von Wasser, zuweilen sahen wir mehrere auf einmal in entgegen gesetzter Richtung. Um zehn Uhr hatte es das Ansehen, als wenn der Wind nachlassen wollte, aber um den Mittag gab ein Donnerschlag, der einzige, den wir hier gehört, gleichsam das Signal zu einem weit heftigeren Sturme, als zuvor. Unser Anker riß los, wir mußten den Hauptanker fallen lassen, und unsere großen Mast- und Fockmaststangen nebst den untern Seegelstangen einziehen. Inzwischen zeigten Bäume und Pflanzen, vermöge der Jahreszeit, das schönste Grün, welches aber den übrigen so traurigen Anblick dieser unglückseligen Gegend nicht erträglich machte. Das munterste Gemüth muß seine Lebhaftigkeit unter diesem schrecklichen Himmelsstriche verlieren, welchen die Thiere aller Elemente fliehen, und wo ein kleiner Haufe von Menschen, der durch die Bekanntschaft mit uns noch elender geworden, ein mühseliges und langweiliges Leben führt.

Den 18ten und 19ten hatten wir einige gute Augenblicke. Ich schickte das Boot der Etoile aus, um den Kanal der heiligen Barbara zu untersuchen.

Nach

Nach dem Tagebuche des Marcant *), der ihn entdeckt hat, muß er gegen Südosten der Bay Elisabeth liegen. Den 20sten kam Herr Landais mit dem Boote zurück, und berichtete, daß er sich zwar nach der Anweisung des Marcant gerichtet, aber statt des Ausflusses des Kanales nichts als Eisbänke und Land gefunden, daß es an guten Ankerplätzen fehle. Er fuhr darauf auf der Südseite der Insel Louis le Grand hinum, ohne einen solchen Kanal zu entdecken, und fand nur an der Feuerinsel eine schöne Bay, welches vermuthlich dieselbe ist, welche Beauchene die heilige Christbay genennet.

Aus diesen Nachrichten schloß ich, daß der wahre Kanal der heiligen Barbara, vielleicht der Bay, wo wir lagen, gegen über gesucht werden müßte. Wir hatten von den Bergen des Hafens Galant oft bemerkt, daß südwärts von der Insel Monmouth ein großer mit vielen Inseln besetzter Kanal läge, dessen Ende man nicht absehen konnte, daß man aber auch zugleich südwärts von der Insel Louis le Grand eine Oeffnung sähe, die man fälschlich für den Kanal der heiligen Barbara hielte. Sobald wir nunmehr gewiß wußten, daß diese Oeffnung nichts anders als eine tiefe Bay war, zweifelten wir nicht, daß der Kanal südwärts von der Insel Monmouth der wahre Kanal der heiligen Barbara seyn müßte.

Eine genaue Kenntniß des Kanales der heiligen Barbara ist desto wichtiger, weil die Fahrt durch die Magellanische Meerenge dadurch um ein großes abgekürzt wird. Sie ist bis an den Hafen Galant so lang nicht; die schlimmste Stelle ist das Kap For-

*) Frezier theilt solches Auszugs weise in seinen Reisen mit.

ward, welches man aber nunmehr durch die drey von mir entdeckten Häfen an der Feuerinsel viel leichter passiren kann. Hat man den Hafen Galant einmal erreicht, und der Wind erlaubt nicht die ordentliche Straße zu gehen, so kann man mit nordlichen Winden nach dem Kanale der heiligen Barbara hinüber stechen, und in vier und zwanzig Stunden das große Südmeer erreichen. Ich wollte zwey Böte in diesen Kanal schicken, die dieses Problem völlig aufgelöset haben würden, aber es war wegen des Sturmes nicht möglich.

Den 21sten, 22sten und 23sten hörten die Windstöße, Schnee und Regen gar nicht auf. In der Nacht vom 21sten bis den 22sten legte der Wind sich eine kurze Zeit, um neue Kräfte zu sammlen. Es erhob sich ein solcher entsetzlicher Wirbelwind aus Südwesten, daß die ältesten Matrosen nie dergleichen erlebt hatten. Beyde Schiffe rissen von ihren Ankern, und mußten den Hauptanker fallen lassen. Wir nahmen alle Stangen ein, und der Bezanmast ward auf die Segeltauen geworfen. Zum Glücke dauerte dieser Wirbelwind nicht lange.

Den 24sten ward das Wetter gelinder, und wir setzten unsere Schiffe wieder in Stand, um abseegeln zu können. Seit der Ankunft im Hafen Galant hatten wir etliche Tonnen Ballast eingenommen, und unsere anderen Sachen so gestellt, daß die Fregatte ihren vorigen Lauf wieder bekommen sollte; es gelang uns zum Theil. Inzwischen wird man allemal, wenn man in Gegenden reiset, wo die Ströme stark sind, viele Schwierigkeiten finden, Schiffe von der Länge, wie die Französischen Fregatten, leicht zu regieren.

Den 25sten zogen wir endlich früh um drey Uhr alle Seegel auf, welches in dieser Gegend etwas seltenes ist. Zwischen den königlichen Inseln und dem festen Lande ist die Meerenge nicht viel über eine Meile breit, zwischen der Insel Rupert und der Passagespitze nur eine halbe Meile, und zwischen der Insel Louis le Grand und der Bay Elisabeth ohngefähr drey Viertel Meile.

Von der Bay Elisabeth lenkt sich die Küste gegen Westnordwest, bis an den Fluß, welchen Narborough Batchelor und Beauchesne Massacre nennt. Bey seiner Mündung ist ein guter Ankerplatz. Der Fluß ist sehr kenntlich, weil er aus einem langen Thale kommt, und gegen Westen einen hohen Berg mit einer waldigten Spitze hat. Vom Flusse Massacre bis an den Kanal St. Hieronymus sind ohngefähr anderthalb Meilen. Bey dem Flusse Massacre sieht man nichts als diesen falschen Kanal, und man kann ihn leicht für den rechten nehmen, welches uns auchbegegnete, weil das Land nach dem Kap Quad so weit hinumläuft, daß es mit der Insel Louis le Grand zusammen zu hängen scheint, und man also die rechte Oeffnung, wodurch man fahren muß, nicht sieht. Um sich aber nicht zu irren, darf man sich nur immer an der Küste der Ludwigsinsel halten, welches mit keiner Gefahr verknüpft ist. Vom Kanale St. Hieronymus bis an das Kap Quad sind ohngefähr zwo Meilen.

Die Insel Louis le Grand ist ein paar Meilen lang, und hat ihre Richtung nach Westnordwest bis an die Dauphinsbay, darauf wendet sie sich an die westliche Spitze oder das Kap Ludwig gegen Westen. Nachdem wir unsern Irrthum wegen des falschen Kanals gemerkt hatten, hielten wir uns beständig

auf die Seite der Insel, und sahen den Hafen Phelippeaux sehr deutlich, der uns eine bequeme und sichere Bucht zu seyn schien. Zu Mittage hatten wir das Kap Quad zurückgelegt; das schöne Wetter hielt den ganzen Tag an, so daß wir mit allen Seegeln fahren konnten.

Vom Kap Quad läuft die Meerenge ziemlich in gerader Linie gegen Westen fort, daher auch dieses Stück den Namen der langen Straße bekommen. Die Gestalt des gedachten Kaps ist sonderbar. Es besteht aus lauter steilen Felsen, und diejenigen, welche seine weiße Spitze ausmachen, haben viel ähnliches mit alten Ruinen. Bis an dieses Vorgebürge sind die Küsten mit Waldungen besetzt, durch deren Anblick die beschneiten Spitzen der Gebürge etwas erträglich werden. Wenn man das Kap Quad zurück gelegt hat, so ändert sich der Prospeckt; die Küsten stellen zu beyden Seiten nichts als kahle Felsen dar, darauf man keinen grünen Fleck wahrnimmt. Die Spitzen sind mit Schnee bedeckt, und in den Thälern liegen nichts als ungeheuere Haufen von Eis, dessen Alter sich aus der Farbe schließen läßt. Narborough erstaunte über diesen Anblick, und nannten diesen Strich die Wüste von Süden; man kann sich in der That nichts schrecklicheres vorstellen.

Wenn man bey dem Kap Quad ist, so scheint die Feuerinsel ein Ende zu haben, weil das Kap Mundai so weit vorragt. Auf der Seite des festen Landes liegen drey Vorgebürge, denen wir besondere Namen gegeben haben. Das erste nannten wir seiner Figur wegen Cap fendu. Es liegt ohngefehr drey Meilen vom Kap Quad zwischen ein paar schönen Bayen, wo man sicher Ankern kann, wenn der Grund so gut ist, als sie geschützt liegt. Eine Meile

weiter liegt das Kap Etoile, und von diesem wieder eben so weit das Kap Boudeuse. Diese Küsten sind hoch und steil, und scheinen sowohl als auf der Seite der Feuerinsel gute Ankerplätze zu haben. Wir seegelten aber zum Glücke mit so gutem Winde, daß wir keine Zeit hatten sie zu untersuchen. Die Meerenge ist in der langen Straße ohngefehr eine Meile breit, und bey dem Kap Mundai am schmalsten.

Um neun Uhr Abends waren wir ohngefehr ein paar Meilen von gedachtem Vorgebirge. Der Wind gieng scharf aus Osten, und das Wetter war trübe, deswegen entschloß ich mich mit halben Seegeln den Weg fortzusetzen. Um zehen Uhr ward es finster, und der Wind erhob sich so stark, daß wir unsre Böte am Bord bringen mußten. Es regnete und ward so dunkel, daß wir um eilf Uhr keine Küste erkennen konnten. Als ich mich bey dem Kap Mundai zu seyn glaubte, befahl ich das Schiff auf die Seite zu legen, und es bald so bald anders zu drehen, nachdem wir glaubten der einen oder der andern Küste am nächsten zu seyn. Diese Nacht war eine der bedenklichsten auf der ganzen Reise.

Mit Anbruch des Tages sahen wir Land. Der Wind bließ frisch aus Osten, und führte viele Nebel mit sich, daher wir nur dann und wann die Küste, die meiste Zeit aber gar nichts davon sahen. Zu Mittage erblickten wir endlich das Kap der Pfeiler und die vier Evangelisten. Die letztern Inseln konnte man nur vom Mastkorbe sehen. So wie wir uns dem Kap der Pfeiler näherten, entdeckten wir den weiten Horizont des Meeres, der durch kein Land mehr eingeschränkt war, und die hohen Wellen aus Westen verkündigten uns das große Weltmeer. Um zwey Uhr hatten wir das Kap des Victoires in Nord-

westen

westen, und das Kap der Pfeiler in Süden, etwas westwärts.

Wenn man dem Kap Mundai vorbey ist, so zieht sich die nordliche Küste in einen Bogen, und der Kanal erweitert sich bis gegen vier Meilen. Ich schätze die Entfernung dieses Kaps bis an das Kap der Pfeiler, oder der südlichen Ecke der Meerenge auf zehen Meilen. Gegen Süden ist die Küste hoch und steil. Auf der Nordseite liegen viele kleine Inseln und Klippen, weswegen man sich hüten muß, ihnen zu nahe zu kommen. Ich kann von diesen letzten Küsten nichts sagen, da wir sie wegen des Nebels kaum auf einige Augenblicke gesehen. Das letzte Land auf der Nordseite ist das Kap des Victoires. Es scheint von mittelmäßiger Höhe zu seyn, wie das Kap Desire, welches ausserhalb der Meerenge auf der Feuerinsel liegt. Die Küste zwischen diesen beyden Kaps ist mit kleinen Inseln besetzt, welche die zwölf Apostel heißen.

Das Kap der Pfeiler ist hoch, und besteht aus einem großen Klumpen Felsen, darunter zwey die Gestalt großer hoher runder Thürme haben. Drey bis vier Meilen gegen Nordwesten liegen die vier Evangelisten; drey dieser Inseln sind platt, die vierte hat die Gestalt eines Heuschobers, und liegt ziemlich weit von den übrigen entfernt. Vom Kap des Victoires liegen sie nur ein paar Meilen. Wenn man aus der Straße kommt, ist es einerley, ob man sie auf der rechten oder linken Seite liegen läßt. Fährt man aber hinein, so ist es besser sie auf der Südseite zu passiren, und sich überhaupt an der südlichen Küste zu halten, weil auf der Nordseite viel kleine Inseln und große Bayen liegen, die zu gefährlichen Irrthümern verleiten könnten.

Von zwey Uhr bis zum Untergang der Sonnen war der Wind zwar scharf aber abwechselnd, wir lavirten mit allen Seegeln um den zwölf Apostеln vorbey zu kommen. Wir befürchteten schon noch eine Nacht in der Straße zubringen zu müssen, allein um acht Uhr waren wir glücklich vom Lande entfernt, und stachen nunmehr mit vollen Seegeln und frischem Nordwinde in das große Weltmeer. Ich nahm hier einen neuen Punkt zur Bestimmung der fernern Reise an, nämlich zwey und funfzig Grad funfzig Minuten südlicher Breite, und neun und siebenzig Grad neun Minuten westlicher Länge von Paris.

Nachdem wir also sechs und zwanzig Tage lang unaufhörlich widriges und entsetzliches Wetter ausgestanden hatten, brachte uns ein guter Wind auf den wir gar nicht hoffen durften, in sechs und dreyßig Stunden in den stillen Ocean. Dieß ist vielleicht das einzige Exempel, daß ein Schiff auf einmal, und ohne zu ankern, vom Hafen Galant in die offen See seegeln können.

Ich schätze die ganze Länge der Magellanischen Meerenge vom Kap der Jungfern bis zum Kap der Pfeiler auf etliche achtzig Meilen (114 lieues). Wir brachten zwey und funfzig Tage darüber zu. Ich wiederhole noch einmal, daß die Fluth vom Kap der Jungfern; bis an das Kap Noir gegen Osten, und die Ebbe gegen Westen geht, und daß solche sehr heftig ist. Vom Kap Noir bis an den Hafen Galant ist sie nicht so heftig, und unregelmäßig. Von hier bis an das Kap Quad sind die Ströme sehr stark. Von dem Hafen Galant an, haben Ebbe und Fluth eben die Richtung, als beym Kap der Jungfern. Diese Anmerkung widerspricht demjenigen, was andere Schiffahrer von dieser Meerenge beobachtet haben,

ben, gleichwohl ist dieses ein wichtiger Punkt, bey dem es nicht gleichgültig ist, daß ein jeder seine eigene Meynung hat.

Aller Schwierigkeiten ungeachtet, die wir bey der Fahrt durch die Meerenge ausgestanden haben, würde ich doch allemal rathen, in den Monaten vom September bis zum Merz, diese Fahrt dem Wege um das Kap Horn vorzuziehen. In den andern Monaten, da die Nächte sechzehn bis achtzehn Stunden lang sind, würde ich die letztere wählen. Der widrige Wind, und eine stürmische See sind nicht so gefährlich, hingegen ist es der Klugheit nicht gemäß, blindlings zwischen den Küsten zu fahren. Die Fahrt durch die Straße ist zwar langweilig, man kann die Zeit aber auch gut nutzen, Wasser und Holz einladen, und Fische und Muscheln fangen. Das Schiffvolk wird bey der Reise um das Kap Horn allezeit mehr vom Skorbut leiden, als wenn man durch die Meerenge geht. Als wir aus derselben kamen, hatten wir keinen Kranken am Bord.

Reise um die Welt.

Zweyte Abtheilung.

Die Reise von der Einfahrt in das Südmeer bis zur Zurückkunft nach Frankreich.

Et nos iam *tertia* portat
Omnibus errantes terris et fluctibus aestas.
Virg. Aen. I.

Erstes Kapitel.

Reise von der Magellanischen Meerenge bis an die Insel Taiti, und die auf dieser Fahrt gemachten Entdeckungen.

Seit dem Eintritt in das Südmeer bekamen wir nach einigen Tagen veränderliche Winde, bald darauf standhafte Süd und Südsüdwestwinde. Ich vermuthete solche so bald nicht, weil die Westwinde insgemein bis auf dreyßig Grade anhalten. Meine Absicht war, nach der Insel Juan Fernandes zu seegeln, daselbst gute Astronomische Beobachtungen anzustellen, und einen gewissen Punkt auf der Charte fest zu setzen, um darnach meine Reise durch den unermeßlichen Ocean, dessen Umfang von den Seefahrenden verschiedentlich angegeben wird, zu bestimmen. Da sich aber die guten Winde einfanden, ließ ich dieses Projeckt fahren, wodurch meine Reise nur verlängert worden wäre.

In den ersten Tagen gieng ich so weit westwärts als möglich, theils um den rechten Wind zu bekommen, theils um mich von der Küste von Chili, die auf der Charte nicht richtig genug abgezeichnet ist, zu

entfer-

entfernen. Weil die Winde aber etwas westlich waren, so hätten wir doch auf das feste Land von Amerika stoßen müssen, wenn die Charte des Don Juan und Ulloa richtig wäre. Diese beyden Spanischen Officiers haben die alten Charten des nördlichen Amerika verbessert. Sie geben die Lage der Küste vom Kap Corsoe bis Chilos gegen Nordost und Südwest nach Muthmaßungen an, die sie vermuthlich für gegründet halten. Diese Verbesserung bedarf aber einer neuen; es wäre nicht gut für die aus der Magellanischen Meerenge nach Norden gehenden Schiffe, wenn diese Verbesserung bey den veränderlichen Winden von Südwest bis zu Nordwest richtig wäre. Narborough, der im Jahre 1669. aus der Straße längst der Küste Chili, bey allen Buchten nahe vorbey, und bis zum Flusse Baldivia, wo er einlief, hinauf fuhr, versichert, daß er von dem Kap Desire gegen Norden fünf Grad östlich geseegelt. Dieser Erfahrung ist mehr zu trauen, als der Muthmaßung der gedachten beyden Officiers. Wäre letztere richtig, so hätten wir, wie gesagt, bey dem Strich, den wir seegelten, nothwendig auf die Küste stoßen müssen.

Als wir im Südmeere waren, verabredete ich mich mit dem Kapitain der Etoile dahin, um einen größern Strich des Oceans zu durchseegeln, daß er alle Morgen, so weit als es die Umstände zuließen, gegen Süden laufen, jedoch ohne die Fregatte aus den Augen zu verlieren, und Abends sich wieder auf eine viertel Meile nähern sollte. Auf diese Weise konnte die Etoile der Boudeuse im Nothfall zu Hülfe kommen. Dieß beobachteten wir auf der ganzen Reise.

Den 30sten Januar fiel ein Matrose über Bord, den wir wegen stürmischer See nicht retten konnten.

Ich

Ich richtete meinen Lauf, um das Land zu finden, welches der Englische Seeräuber David im Jahre 1686. in der Parallele zwischen dem 27sten und 28sten Grad südlicher Breite gesehen, und der Holländer Rogewin im Jahre 1722. vergebens gesucht hat. Ich suchte es bis zum 17ten Februar, eben so vergeblich, da ich es bereits den 14ten nach Bellins Charten antreffen müssen. Um die Osterinsel wollte ich mich auch nicht weiter bekümmern, weil die Breite nicht gewiß bestimmt ist. Einige Geographen setzen sie zwischen sieben und zwanzig und acht zwanzig Grad Breite, und Buache allein beym ein und dreyßigsten Grade. Als wir den 14ten Februar sieben und zwanzig Grad sieben Minuten Höhe observirten, und uns unter dem hundert und vierten Grade zwölf Minuten westlicher Länge von Paris schätzten, sahen wir eine Art Vögel (equerrets) die sich nicht leicht über dreyßig bis vierzig Meilen von der Erde entfernen. Wir trafen auch einen Büschel grüner Kräuter an, die sich an den Kiel des Schiffs hängen. Aus diesen Ursachen seegelten wir bis zum 17ten denselben Strich. Aus Davids Nachrichten schließe ich, daß das von ihm gesehene Land die Inseln St. Ambrosius und St. Felix gewesen, welche ohngefehr hundert und funfzig Meilen von der Küste Chili entfernt liegen.

Vom 23sten Februar bis zum dritten März hatten wir zuweilen Meerstille, Regen und abwechselnde Winde zwischen Südwest und Nordwest. Alle Vormittage hatten wir vorüberziehende dicke Wolken mit Donnerschlägen. Woher diese sonderbare Witterung unter dem Wendecircul, und in dem stillen Meere kam, das wegen der gleichförmigen Passatwinde, welche das ganze Jahr regieren sollen, berühmt ist, kann

ich nicht sagen. Wir befanden uns in der Folge mehrmalen in diesem Falle.

Im Februar theilte Herr Verron mir vier Beobachtungen zu Bestimmung der Länge mit. Die erste gab auf dem 6ten zu Mittage nur einen Unterschied von ein und dreyßig Minuten, und um so viel war ich nach meiner Schätzung zu weit westwärts. Den 27sten war ich um einen Grad, fünf und zwanzig Minuten weiter westwärts als seine Ausrechnung. Zu der Zeit fielen Windstillen und widrige Winde ein. Das Thermometer wechselte bis wir die Parallele unter dem fünf und vierzigsten Grad erreicht hatten, zwischen fünf und acht Graden über dem Gefrierpunkte ab. Zwischen den Parallelen von sieben und zwanzig bis vier und zwanzig Grad stand das Wetterglas zwischen siebenzehen und neunzehen Graden.

So bald wir die Magellanische Straße verließen äußerte sich auf der Fregatte eine epidemische Halskrankheit. Wir schrieben solche dem Schneewasser aus der Straße zu, ich ließ deswegen alle Tage ein Maaß Eßig und einige glühende Kugeln in das Wasser werfen. Zu unserm Glücke hörte die Krankheit durch die simplen Hülfsmittel auf, und zu Ende des Februars hatten wir noch keinen bettlägrigen Kranken. Vier Matrosen hatten nur einige Flecken vom Skorbut. Wir fiengen um diese Zeit eine Menge von Bonite, und zwar in acht Tagen so viel, daß das Volk auf beyden Schiffen eine Mahlzeit darinne thun konnte.

Im Monat März liefen wir beständig unter der Parallele fort, wo auf Bellins Charte die Inseln Quiros liegen. Den 20sten fiengen wir einen Ton-

fisch,

fisch, in dessen Magen wir eine Art unverdaueter Fische fanden, die sich nicht weit von der Küste entfernen. Dieß war ein Zeichen des in der Nähe befindlichen Landes, und den 22sten um sechs Uhr frühe entdeckten wir vier Inseln in Südwesten, und eine zwey Meilen westwärts. Ich nannte jene die vier Facardins, weil sie uns aber zu sehr aus dem Winde lagen, so steuerte ich auf die letzte Insel zu. Wie wir uns näherten, fanden wir eine ebene sandige Küste, und das Land war mit dickem Gebüsche bewachsen, worüber Cocusnüsse mit ihren Aesten hervorragten. An der Ostseite war die Brandung zu stark um anzulanden. Das grüne reizte unsre Augen, die Cocusbäume hiengen voll von Früchten, der Rasen war mit den schönsten Blumen bewachsen; unzählige Vögel schwärmten am Ufer umher, und schienen eine fischreiche Küste anzudeuten.

Wir sehnten uns alle nach einer Landung, wir fuhren um die Westseite hinum, in der Hofnung, dort unsern Zweck eher zu erreichen. Allenthalben war die Brandung gleich stark und nirgends eine Bucht, oder ein sicherer Winkel, daran sich die Wellen gebrochen hätten. Wir gaben alle Hoffnung zum Landen auf, und wollten wieder in See stechen, als einer schrie, daß ein paar Menschen nach dem Ufer liefen. Wir konnten uns nicht vorstellen, daß eine so kleine Insel bewohnt wäre, und dachten anfangs, daß hier einige Europäer Schiffbruch gelitten hätten. Ich befahl die Seegel einzuziehen, und alles zu versuchen, um sie zu retten. Die Männer waren in das Holz gelaufen, kamen aber bald funfzehn bis zwanzig an der Zahl wieder mit starken Schritten zum Vorschein. Sie waren nackend und trugen lange Spieße, damit sie unsern Schiffen gleichsam droheten. Darauf giengen sie wieder in das Holz, wo wir ihre Hütten

durch Fernröhre erkannten. Dem Anscheine nach, waren es große braungelbe Menschen. Wie müssen sie hieher gekommen seyn? was für eine Verbindung haben sie mit andern Wesen, und was wird aus ihnen, wenn sie sich vermehren, da die ganze Insel nur eine halbe Meile im Durchmesser hat? Ich nannte sie die Insel der Lanciers. In einer Entfernung von einer halben Meile nach Nordost, fand die Etoile auf zwey hundert Faden keinen Grund.

Von diesem Tage an, zogen wir allemal des Nachts einige Seegel ein, um nicht auf eine von den niedrigen Küsten zu gerathen, welche so gefährlich sind. In der Nacht vom 22sten bis 23sten mußten wir wegen eines entstandenen Ungewitters stille liegen. Frühe sahen wir in Nordnordwest Land, und steuerten darauf zu; um acht Uhr waren wir keine zwey Meilen mehr davon entfernt. Ob es gleich etwas neblicht war, bemerkten wir doch, daß längst der Küste eine Bank lief, und daß das Ufer niedrig und mit Bäumen besetzt war. Wir lenkten das Schiff wieder seewärts, bis wir bey hellerm Himmel uns mit weniger Gefahr dem Lande nähern konnten. Um zehen Uhr seegelten wir eine halbe Meile vom Lande nach der Länge hin, um einen Ort zum Landen zu suchen. Mit einem Bleywurf von hundert und zwanzig Faden fanden wir noch keinen Grund. Die ganze Küste war mit einer Bank umgeben, darauf sich das Meer mit Gewalt brach. Bald darauf erkannten wir, daß diese Insel aus zwey schmalen Streifen Landes besteht, die in Nordwest zusammen stossen, und in Südost offen sind. Zwischen beyden Streiffen geht das Meer hinein, so daß die Insel die Gestalt eines langen Hufeisens hat. Ihre ganze Länge beträgt acht bis neun Meilen.

Die beyden Streiffen sind so schmal, daß wir über beyde hinsehen und jenseits das Meer erkennen konnten. Sie scheinen aus bloßen Sandhügeln zu bestehen, und auf den Flächen zwischen denselben trifft man weder Bäume noch etwas grünes an. Auf den höchsten Hügeln stehen Cocus und andere niedrige dicke Bäume. Nachmittags sahen wir Pyrogen in dem Kanal zwischen gedachten beyden Streiffen, theils seegeln, theils rudern. Die darinne sitzenden Wilden waren nackend. Abends bemerkten wir viele von diesen Insulanern längst der Küste; sie schienen eben solche lange Spieße in Händen zu haben, als die Einwohner der zuvor erwähnten Insel. Wir hatten noch keinen Ort zum Anländen ausfindig machen können; allenthalben schäumete das Meer mit gleicher Heftigkeit. Die einbrechende Nacht verhinderte uns weitere Untersuchungen anzustellen. Wir brachten solche mit Laviren zu, und als wir den 24sten frühe eben so wenig einen Ort zum Landen ausfindig machen konnten, setzten wir unsere Reise fort. Ich gab der Insel wegen ihrer Gestalt den Namen la Harpe. Man möchte bey dieser sonderbaren Insel die Frage aufwerfen, ob sie erst entstanden, oder ob sie ihrem Untergange nahe ist. Die Herzhaftigkeit der Einwohner, welche groß und wohlproportionirt schienen, ist zu bewundern. Sie leben auf diesen Sandhügeln unbesorgt, da sie doch, so zu sagen, beständig der Gefahr ausgesetzt sind, durch einen Sturm verschlungen zu werden.

An eben diesem Tage erblickten wir Abends in einer Entfernung von vier bis fünf Meilen abermals Land. Die ungewisse Lage desselben, der Sturm und die Dunkelheit nöthigte uns die Nacht stille zu liegen. Den 25sten fanden wir, daß es abermals eine

niedrige Insel von ohngefehr vier und zwanzig Meilen im Umfange war. Bis zum 27sten fuhren wir durch viele niedrige und theils ganz unter Wasser liegende Inseln. Wir untersuchten noch viere davon, die alle von gleicher Beschaffenheit, und unzugänglich waren. Sie verdienten nicht, daß wir weiter Zeit dabey verloren. Ich habe diesen Haufen von Inseln, deren wir eilfe sahen, und derer es vermuthlich noch mehrere giebt, den Namen vom gefährlichen Archipel (Archipel dangereux) gegeben. Die Schifffahrt ist unter diesen niedrigen, mit Klippen und Bänken umgebnen Inseln sehr gefährlich, daher man, zumal bey der Nacht, sehr behutsam seyn muß.

Ich faßte den Entschluß gegen Süden zu gehen, um aus diesen gefährlichen Gewässern zu kommen. Den 28ten sahen wir kein Land mehr. Quiros hatte im Jahre 1606. den südlichen Theil dieser Reihe von Inseln entdeckt; der Admiral Roggewin gerieth im Jahre 1722. bey der funfzehenten Parallele auch darunter, und nannte sie das Labyrinth. Ich weis nicht worauf die Geographen sich gründen, wenn sie zu Ende dieser Inseln eine Küste festen Landes anzeigen, das Quiros gesehen haben soll, und dem sie eine Länge von fünf und vierzig Meilen geben. Alles, was man aus dem Tagebuche dieses Seefahrers schließen kann, ist, daß das erste Land, wo er nach der Abreise aus Peru ausgestiegen, über fünf Meilen groß gewesen. Er beschreibt es aber gar nicht als groß, sondern setzt vielmehr hinzu, daß die Wilden, welche es bewohnt, ihm zu verstehen gegeben, daß er auf seinem Wege ein großes Land finden würde. Wäre dergleichen wirklich hier, so hätten wir darauf treffen müssen, weil

weil die kleinste Breite, welche wir bisher gehabt haben, siebenzehen Grade vierzig Minuten beträgt, und dieß ist die Breite, welche Quiros dem Lande giebt, welches die Geographen für gut finden, so groß vorzustellen.

Ich will nicht läugnen, daß sich eine solche Menge niedriger und fast unter Wasser liegender Inseln nicht wohl ohne ein in der Nähe liegendes großes festes Land, gedenken läßt. Aber die Geographie setzt wirkliche Dinge zum Grunde, man darf hier nicht in seinem Zimmer nach der Wahrscheinlichkeit schliessen, ohne in die größten Irrthümer zu fallen, die in der Folge erst mit Schaden der Seefahrer verbessert werden können.

Herr Verron theilte mir im Märzmonat drey Beobachtungen über die Länge mit. Die erste war mit dem Octanten des Hadley gemacht, und auf den 3ten dieses zu Mittage berechnet, und ich befand mich nach meiner Schätzung nur um ein und zwanzig Minuten dreyßig Secunden weiter gegen Westen, als seine Berechnung auswies. Die mit dem Megameter gemessenen Secunden gaben auf den 10ten zu Mittage einen merklichen Unterschied mit meiner Schätzung, denn diese war um drey Grad sechs Minuten weiter westlich als die Beobachtung. Seit der Abreise von der Magellanischen Meerenge hatte ich die Länge allezeit nach dem damals festgesetzten Punct geschätzt, ohne sie zu berichtigen, oder sie nach den Beobachtungen zu ändern.

Das Thermometer ist diesen Monat beständig, selbst in der Nähe vom Lande zwischen achtzehen und

neunzehen Graden geblieben. Zu Ende des Monats hatten wir fünf Tage Sturm, und unaufhörlichen Regen. Der Skorbut fieng sich an bey acht bis zehen Matrosen zu zeigen. Die Feuchtigkeit, uud das nasse Wetter, beförderte solchen hauptsächlich. Man gab einem jeden täglich ein Maaß Limonade, von Limonadenpulver gemacht, dem wir auf der ganzen Reise ungemein viel zu danken haben.

Seit dem 3ten März hatte ich auch den Anfang gemacht, mich der Blasen des Herrn Poissonnier zu bedienen, und zur Suppe, zum Kochen des Fleisches und Gemüses süß gemachtes Seewasser zu nehmen. Das dadurch erhaltene Wasser war uns auf einer so langen Seereise eine große Beyhülfe. Wir unterhielten das Feuer unter der Blase zwölf Stunden, und bekamen dadurch jedesmal ein Oxhoft gutes Wasser. Um das süße Wasser noch mehr zu schonen, ward das Mehl zum Brodbacken mit Seewasser genetzt.

Den andern April sahen wir des Morgens um zehen Uhr in Nordnordosten einen hohen steilen Berg, der ganz allein zu liegen schien, und dem ich den Namen le Boudoir oder le Pic de la Boudeuse gab. Wir liefen gegen Norden um ihn näher zu sehen, und entdeckten in Nordwesten eine Küste, die zwar auch hoch schien, deren Umfang wir aber nicht absehen konnten. Wir hatten Holz und andre Erfrischungen und folglich eine Landung höchst nöthig, dazu hofften wir hier Gelegenheit zu finden. Den Tag über war der Wind stille, gegen Abend erhob sich eine Kühlung, die uns in der Nacht dem Lande näher brachte, daß wir mit eingezogenen Seegeln den Tag erwarten mußten. Nachdem die Sonne den Nebel um neun Uhr verjagt hatte, zeigte sich das Land sehr deutlich, den

Bou-

Boudoir konnten wir aber nur vom Mastkorbe sehen. Wir suchten die Insel vor dem Winde zu bekommen. So wie wir uns näherten, erblickten wir eine andere Küste noch weiter gegen Norden, konnten aber nicht unterscheiden, ob es eine andere Insel war, oder ob sie mit der erstern zusammen hienge. Diese Inseln nannten wir den Archipel de Bourbon.

In der Nacht vom 3ten bis zum 4ten lavirten wir, um weiter gegen Norden zu kommen. Wir sahen mit großen Freuden allenthalben Feuer auf der Küste, als ein Zeichen, daß sie bewohnt war. Den 4ten entdeckten wir mit Sonnen Aufgang, daß die beyden Küsten, welche uns gestern getrennt schienen, durch eine niedrige und einwärts gebogene Küste zusammen hiengen, und eine Bay formirten deren Einfahrt gegen Nordosten lag. Wir fuhren mit vollen Seegeln auf diese Bay zu, und wurden eine Pyroge gewahr, die mit Seegeln und Rudern nach der Küste eilte. Sie vereinigte sich mit einer Menge anderer von allen Ecken der Insel, die uns entgegen kamen. Eine führte die andere gleichsam an, darinn zwölf nackende Männer saßen, die uns Zweige von Bananiers anboten, und durch ihre Geberden zu verstehen gaben, daß es Zeichen des Friedens wären. Wir versicherten sie durch allerley Zeichen gleichfalls unserer Freundschaft, darauf kamen sie an unser Schiff, und einer unter ihnen, der sich durch seine dicken und straubigten Haare, die wie eine Strahlenkrone aufwärts stunden, auszeichnete, überreichte uns nebst dem Friedenszweige ein kleines Schwein und einige Bananes. Wir nahmen das Geschenk an, welches er an einen Strick band, den wir ihnen zuwarfen, und schickten ihnen dafür Mützen und

Halstücher. Diese Geschenke waren das erste Unterpfand unsers Bündnisses mit diesem Volke.

In kurzer Zeit versammleten sich über hundert Pyrogen von verschiedener Größe um unsere beyden Schiffe. Sie waren mit Cocusnüssen, Bananes, und andern Früchten des Landes beladen, welches für uns große Leckerbissen waren. Wir tauschten sie gegen allerley Kleinigkeiten aus. Der Handel ward mit beyderseitigen Zutrauen geschlossen, aber keiner von den Insulanern wagte sich am Bord. Wir mußten in ihre Pyrogen steigen, oder ihnen von weiten zeigen, was wir vertauschen wollten. Wenn wir einig waren, so ließen wir einen Korb hinunter, und gaben ihnen bald unsere Waaren zuerst, bald erhielten wir ihre Früchte zuerst. Sie waren darinn so treuherzig, daß wir uns daraus gute Vorstellungen von ihrem Charakter machten. Sie hatten auch gar keine Waffen in ihren Pyrogen. Bey dieser ersten Zusammenkunft waren keine Weiber. Die Pyrogen blieben bis zur Annäherung der Nacht bey uns, da wir uns in See wandten, und sie ans Land fuhren.

Wir suchten in der Nacht Norden zu gewinnen, doch so, daß wir uns nicht über ein paar Meilen von der Küste entfernten. Die ganze Küste war bis nach Mitternacht, so wie in der vorigen Nacht mit kleinen nicht weit von einander entfernten Feuern erleuchtet. Es schien als wenn diese Erleuchtung mit Fleiß gemacht wäre. Wir ließen, um ihnen gleichsam darauf zu antworten, einige Racketen in der Nacht aufsteigen. Den 5ten brachten wir den ganzen Tag mit Laviren zu, und ließen unterdessen durch unsre Böte einen Ankerplatz suchen. Der Anblick der Küste, die sich als ein Amphitheater erhebt, gab uns einen reizenden Prospekt. Ob die Berge gleich sehr hoch sind,

so

so entdeckt man doch nirgends nackende Felsen, sondern alles ist mit Bäumen bedeckt. Mitten im südlichen Theil der Insel erhob sich eine sehr hohe freystehende Spitze, die aber bis oben hinauf mit Bäumen besetzt, und den andern an Höhe gleich war. Sie schien unten kaum 30 Klafter im Durchmesser zu haben, und nahm allmählig ab. Von weiten sah sie aus als eine Pyramide von erstaunlicher Höhe, welche durch die Kunst mit Kränzen geziert wäre. Das flache Land ist in Wiesen und kleine Wäldgen abgetheilt, und längst der ganzen Küste erstreckt sich am Fuße des in mehrerer Entfernung liegenden höhern Landes, ein platter Strich, der überall angebauet ist. Hier sahen wir die Wohnungen der Insulaner unter Bananiers und Cocusbäumen, die voll Früchte hiengen.

Wie wir längst der Küste hinfuhren, zog eine prächtige Kaſcade, welche ihr schäumendes Wasser in die See hinabstürzte, unsere Augen auf sich. Wir wünschten einstimmig an diesem angenehmen Orte ankern zu können. Die Böte fanden aber nichts als steinigten Grund, folglich mußten wir uns entschliessen eine bessere Stelle zu suchen.

Mit Anbruch des folgenden Tages kamen die Pyrogen wieder am Bord, und der ganze Tag ward mit Tauschen zugebracht. Diesesmal trafen wir einen neuen Handel, sie brachten nicht nur Obst wie gestern, sondern auch Hüner, Tauben, allerley Werkzeuge zum Fischen, sonderbare Zeuge, Muscheln u. d. gl. Sie verlangten zum Tausch Eisen und Ohrenringe. Der Handel geschahe wie gestern mit gegenseitigem Zutrauen. Heute kamen auch einige Weiber in den Pyrogen, die artig und meist nackend waren.

ren. Ein Wilder kam am Bord der Etoile, und blieb die Nacht da, ohne einige Bekümmerniß blicken zu lassen.

Den 6ten früh waren mir durch Laviren an die nordliche Spitze der Insel gekommen. Hier sahen wir eine andere liegen; zwischen beyden zeigten sich verschiedene Bänke, welche die Durchfahrt verhinderten. Ich entschloß mich deswegen wieder umzukehren, und in der Bay, die wir zuerst entdeckten, einen Ankerplatz zu suchen. Unsere Böte fuhren voraus, und fanden längst der ganzen nordlichen Seite der Bay eine Viertelmeile vom Ufer eine Untiefe, die sich bey der Ebbe zeigte. Inzwischen entdeckten sie eine halbe Meile von der nordlichen Spitze einen Einschnitt von zwey Kabeltauen breit, wo sich dreyßig bis fünf und dreyßig Faden Tiefe, und hinter denselben eine Rhede von neun bis dreyßig Faden tief fand. Zugleich hatte man verschiedene kleine Flüsse entdeckt, die zum Wassereinladen sehr bequem waren. Diese Nachricht bewog mich diesen Ankerplatz zu wählen. Wir steuerten gerade darauf zu, und nahmen, nachdem jedes Schiff den ersten Anker auf vier und dreyßig Faden und auch den zweyten geworfen hatten, unsere Stangen und Seegelstangen ein.

Je näher wir dem Lande kamen, desto zahlreicher umgaben die Einwohner unsere Schiffe. Ihre Anzahl war so groß, daß wir viele Mühe hatten, unsere Schiffe zu befestigen. Alle schrien Tayo, welches so viel heißt als Freund, und gaben uns auf alle Arten ihre Freundschaft zu erkennen. Alle verlangten Nägel und Ohrenringe. In den Pyrogen fanden sich viele Weiber, die den Europäerinnen, in Ansehung des schönen Wuchses, den Vorzug streitig

machen

machen konnten, und auch übrigens nicht heßlich waren. Die meisten dieser Nymphen waren nackend, weil die Männer und alten Weiber, die sich bey ihnen befanden, ihnen ihre Bedeckung, die sie gemeiniglich tragen, weggenommen hatten; sie machten allerley freundliche Mienen gegen uns, beobachteten aber doch bey aller Naivetät eine gewisse Art von Schamhaftigkeit, welche die Natur dem andern Geschlechte allenthalben eingeprägt hat, und vermöge deren sie das, was sie oft am meisten wünschen, auch in einem Lande, wo die Freyheit des ersten Weltalters herrschte, zu verheelen wußten. Die Männer handelten freyer und unverstellter; sie suchten uns zu bewegen eine Frau zu wählen, mit ihr ans Land zu gehen, und gaben uns zu verstehen, auf was Art wir uns mit ihnen beschäfftigen sollten. Man kann sich vorstellen, wie schwer es hielt vierhundert junge Französische Seeleute, die in sechs Monaten keine Frauensperson gesehen hatten, zu bändigen. Aller Vorsicht ungeachtet kam ein Mägdchen auf das Verdeck, und stellte sich bey der Spille zum Ankertaue, wo sie ihre Bedeckung fallen ließ, und wie Venus da stand, als sie sich dem Phrygischen Hirten zeigte. Matrosen und Soldaten alles lief zur Spille, und vielleicht ist niemals so fleißig an einem Ankertaue gearbeitet worden.

Durch unsere Sorgfalt erhielten wir doch das bezauberte Schiffsvolk im Zaume, ob wir gleich nicht wenig mit uns selbst zu kämpfen hatten. Mein Koch war entwischt, kam aber bald mehr tod als lebendig wieder. Kaum war er mit seiner Schönen ans Land getreten, umgaben ihn eine Menge Insulaner, zogen ihn ganz nackend aus, betrachteten ihn von oben bis unten, und erhoben ein großes Geschrey.

schrey. Er wußte nicht was daraus werden sollte, und war für Furcht ganz außer sich. Nachdem sie ihn genug betrachtet hatten, gaben sie ihm seine Kleider wieder, ließen seine Schöne zu ihm, und drungen sehr eifrig in ihn, seinen Begierden mit ihr nachzuhängen. Er war aber dergestalt außer sich, daß sie ihn wieder am Bord schleppen mußten, und versicherte mich, wenn ich auch noch so sehr auf ihn schmälete, so würde ich ihm doch nie eine solche Furcht einjagen, als er jetzt ausgestanden hätte.

Zweytes Kapitel.

Aufenthalt auf der Insel Taiti *). Nachricht von dem, was uns daselbst begegnet.

Nachdem die Schiffe sicher vor Anker lagen, gieng ich mit einigen Officiers ans Land, um einen Ort zum Wasserladen ausfindig zu machen. Wir wurden von einer Menge Menschen beyderley Geschlechts empfangen, die sich nicht satt an uns sehen konnten; die Dreistesten faßten uns an, hoben unsere Kleider auf, um zu sehen, ob wir eben so wie sie gemacht wären. Keiner hatte ein Gewehr, auch nicht einmal einen Stab. Sie wußten nicht, wie sie ihre Freude uns zu sehen ausdrücken sollten. Das Haupt oder der Regente dieser Gegend führte uns in sein Haus, wo wir fünf bis sechs Weiber und einen ehrwürdigen Alten antrafen. Die Weiber grüßten

*) Die Inseln, welche Bougainville hier beschreibt, sind das Georgsland oder das Prinz Wallisland, wo Wallace kurz zuvor gewesen, und die Lage vor ihm bestimmt hatte. Die Insel Taiti heißt eigentlich Ota-Haytie, und ist das vom Wallace so genannte Georgsland. Anmerk. d. Uebers.

ten uns, indem sie die Hand anf die Brust legten, und etlichemal Tayo ausriefen. Der Alte war der Vater des Regenten. Er hatte nichts vom Alter, als das ehrwürdige Ansehen, welches die Jahre einem wohlgebildeten Menschen geben, einen grauen Bart und Haare; sein Leib war völlig und musculös, man sahe weder Runzeln, noch andere Zeichen der Schwachheit an ihm. Dieser ehrwürdige Alte schien unsere Ankunft kaum zu bemerken, er begab sich weg, ohne auf unsere Bewillkommung zu achten, ohne weder Furcht, noch Bewunderung und Neugierde zu bezeigen. Er nahm an dem Erstaunen der andern über uns keinen Antheil; seine ernste Miene schien gleichsam eine Furcht anzudeuten, daß die glücklichen Tage, welche er so ruhig zugebracht, durch die Ankunft der Fremdlinge gestört werden möchten.

Man ließ uns die Freyheit das Haus innwendig zu besehen, welches von den andern Wohnungen weder in Ansehung der Verzierung, noch des Geräthes, sondern nur in der Größe verschieden war. Die Breite betrug ohngefähr achtzig und die Tiefe zwanzig Fuß. Wir bemerkten einen hölzernen Cylinder, der vier Fuß lang und mit schwarzen Federn geziert war, und unter dem Dache hieng. Ein paar hölzerne Figuren hielten wir für ihre Götzen. Die Figur des Gottes stand an einem Pfeiler; die Göttinn war gegen über an die Wand gelehnt, und an das Rohr, daraus die Wand gemacht war, befestigt. Diese Figuren waren schlecht gearbeitet, und ohne Verhältnisse, drey Fuß hoch, und stunden auf einem cylindrischen Postemente, das hohl und durchbrochen geschnitzt war. Es hatte die Forme eines runden Thurmes, sechs bis sieben Fuß Höhe, und bestund aus einem schwarzen sehr harten Holze.

Der

Der Regente nöthigte uns, auf dem Grase vor seinem Hause Platz zu nehmen, und ließ Früchte, geröstete Fische und Wasser bringen. Während der Mahlzeit ließ er einige Stücke Zeuge und zwey große Halsbänder, die von Weiden geflochten, und mit schwarzen Federn und Zähnen vom Hayfisch geziert waren, bringen. Sie sahen ohngefähr so aus, wie die großen Kragen, die man zu Königes Franz I. Zeiten in Frankreich trug. Den einen hieng er mir und den andern dem Ritter Oraison um. Als wir aufbrechen wollten, merkte einer von uns, daß ihm ein Sackpuffer aus der Tasche gestohlen war. Wir gaben solches dem Regenten zu verstehen, der gleich alle, die um uns waren, visitiren wollte, und einigen übel begegnete. Wir verhinderten solches, und suchten ihm nur begreiflich zu machen, daß der Thäter sich leicht damit tödten könnte.

Der Regente und das ganze Volk begleiteten uns bis an unsere Böte. Als wir meist am Ufer waren, blieben wir bey einem der Einwohner stehen, der sehr wohlgebildet war. Er lag unter einem Baume, und bat, daß wir uns gleichfalls auf dem Rasen niederlassen sollten. Wir thaten es; er wandte sich darauf gegen uns, und sang ganz langsam vermuthlich ein anakreontisches Lied nach einer Art von Flöte, in die ein Indianer mit der Nase bließ. Diese angenehme Scene verdiente mit des Boucher Pinsel geschildert zu werden. Vier Insulaner aßen und schliefen ganz geruhig mit uns am Bord. Wir machten ihnen eine Musik mit unseren Instrumenten, und ließen ihnen ein kleines Feuerwerk von Raketen und Schwärmern sehen, welches sie in Furcht und Erstaunen setzte.

Den 7ten früh kam der Regente, welcher Ereti heißt, am Bord. Er brachte uns ein Schwein, junge Hühner und das uns gestern entwendete Pistol. Diese Handlung der Billigkeit gab uns einen sehr guten Begriff von ihm. Wir machten nunmehr Anstalten die Kranken und unsere Wassergefäße an das Land zu schaffen, und eine Wache zu ihrer Sicherheit zu setzen. Nachmittags landete ich mit Waffen und Bagage, und wir fiengen an am Ufer des kleinen Flusses, daraus wir Wasser schöpfen wollten, ein Lager aufzuschlagen. Ereti sahe anfangs die Soldaten unter den Waffen und die Zurüstungen zum Lager, ohne darüber mißvergnügt zu seyn. Einige Stunden darauf kam er in Begleitung seines Vaters und der Vornehmsten, die ihm deswegen Vorstellungen gethan hatten, zu mir, und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß ihnen unser Aufenthalt auf dem Lande mißfiele, daß wir den Tag über uns, so lange als es uns beliebte, auf der Insel aufhalten könnten, aber des Nachts uns wieder nach unseren Schiffen begeben müßten. Ich bestund auf Anlegung des Lagers, und zeigte ihm, daß es uns, um Holz und Wasser am Bord zu bringen, und mit den Einwohnern zu handeln, unumgänglich nöthig wäre. Sie hielten einen Rath zusammen, worauf Ereti mich fragte, ob wir beständig hier bleiben, oder ob und wenn wir wieder abreisen wollten? Ich bedeutete ihm, daß wir längstens in achtzehn Tagen unter Seegel gehen wollten, und gab ihm zum Zeichen achtzehn Steine. Man berathschlagte von neuem, und berief mich dazu. Ein ernsthafter Mann, der viel zu gelten schien, schlug mir nur neun Tage vor, ich bestund aber auf achtzehn, da sie sich es endlich gefallen ließen.

Von Stunde an ward das Vergnügen wieder unter ihnen hergestellt. Ereti bot uns einen großen Platz bey dem Flusse an, wo einige Pyrogen lagen, die er wegnehmen ließ. Wir schlugen hier Zelter für unsere mit dem Scharbock behafteten Matrosen auf, von der Etoile waren zwey und zwanzig und von der Boudeuse zwölfe, und einige Gesunde zu ihrer Bedienung. Die Wache bestund aus dreyßig Soldaten, und die anderen Arbeiter und Kranken erhielten auch Flinten. Ich blieb die erste Nacht am Lande, und Ereti wollte solche in unseren Zelten zubringen. Er ließ seine Abendmahlzeit holen, und speisete mit uns. Vorher jagte er den Haufen Indianer, die unser Lager umgaben, fort, und behielt nur fünf bis sechs seiner Freunde bey sich. Nach der Mahlzeit wollte er einige Racketen steigen sehen, wobey er eben so viel Furcht als Vergnügen bezeigte. In der Nacht ließ er eine von seinen Weibern holen, und im Zelte des Prinzen von Nassau schlafen.

Den folgenden Tag wandten wir an, unser Lager in Ordnung zu bringen. Der Platz war gut vermacht, und mit einer Art von Matten bedeckt. Es bekam nur einen Ausgang, und dieser war mit einem Thore versehen und mit Wache besetzt. Ereti, seine Weiber und Freunde hatten nur blos den Zutritt, die übrigen mußten alle draußen bleiben. Ein Mann mit einer Spißruthe war hinreichend, um sie abzuwehren. Die Einwohner brachten uns von allen Seiten Früchte, Hühner, Schweine, Fische und Leinwand hieher, und tauschten diese Sachen gegen Nägel, Werkzeuge, falsche Perlen, Knöpfe und dergleichen Kleinigkeiten um, die in ihren Augen Kostbarkeiten waren. Sie gaben auf alles, was uns gefiel, genau Acht. Sie merkten, daß wir

Pflanzen gegen den Scharbock und Muscheln sammleten. Es währte nicht lange, so brachten uns Weiber und Kinder um die Wette ganze Körbe voll solcher Pflanzen und Muscheln, und ließen sich mit einer Kleinigkeit befriedigen.

An eben diesem Tage ersuchte ich den Regenten, mir einen Ort zum Holzfällen anzuzeigen. Auf dem niedrigen Lande, wo wir uns aufhielten, wuchsen nur Fruchtbäume, und eine Art von weichem Holze, das viel Gummi gab. Das harte Holz steht auf den Gebirgen. Ereti wieß mir solches an, und zeigte mir, auf welche Seite die Bäume fallen müßten. Die Einwohner halfen uns viel bey unserer Arbeit. Unsere Leute fällten das Holz, und sie trugen die in Klaftern gesetzten Scheite nach den Böten. Sie halfen auch die Gefäße mit Wasser füllen, und brachten sie an die Schaluppen. Wir bezahlten sie mit Nägeln, deren Anzahl sich nach ihrem Fleiße richtete. Das einzige Uebel dabey war, daß man alles, was ans Land gebracht wurde, und so gar seine Taschen hüten mußte, weil es in ganz Europa keine so geschickten Hände zum Stehlen giebt, als hier.

Inzwischen scheint der Diebstahl unter ihnen nicht gewöhnlich zu seyn. In ihren Häusern ist nichts verschlossen, alles liegt und hängt umher, ohne Schloß, oder daß jemand Acht darauf giebt. Die Neugierde, weil ihnen alles fremde Gegenstände waren, reizte ihre Begierden; und es giebt überall Menschen von schlechtem Charakter. In den beyden ersten Nächten war, der Schildwachen und Patruillen ungeachtet, gestohlen worden. Die Diebe versteckten sich in dem Schilfe hinter unserem Lager. Es ward zum Theil weggeräumt, und ich befahl inskünftige auf die Diebe Feuer zu geben. Ereti gab mir selbst

diesen Rath, aber er zeigte erst etlichemal sehr sorgfältig seine Wohnung, und bat sich aus, ja auf die andere Seite zu schießen. Ich schickte auch alle Abende drey mit kleinen Kanonen besetzte Fahrzeuge ab, die sich bey dem Lager hinlegen mußten.

Diese kleine Diebereyen bey Seite gesetzt, so gieng alles sehr freundschaftlich zu. Unsere Leute giengen täglich, entweder einzeln oder einige beysammen, in kleinen Haufen unbewaffnet auf dem Lande umher. Die Wilden nöthigten sie in ihre Wohnungen, und gaben ihnen zu essen. Es blieb nicht bey der Bewirthung allein, sondern man both ihnen auch junge Mägdchen an. Die Wohnung war gleich voll von Männern und Weibern, welche die Neugierde herbeylockte. Man streute ein Lager von Laub und Blumen, und blies ein Hymenslied auf der Flöte dazu. Die Göttinn der Liebe ist hier zugleich die Göttinn der Gastfreyheit; sie hat hier keine Geheimnisse. Die Wilden wunderten sich, wenn unsere Leute Bedenken trugen ihr öffentlich zu opfern, welches den Europäischen Sitten so sehr zuwider ist. Inzwischen zweifle ich nicht, daß mancher Matrose sich nach dem Landesgebrauche bequemt hat.

Ich bin mehrmalen, in Gesellschaft von ein paar andern, tiefer in das Land hinein gegangen; es schien mir der Garten in Eden zu seyn. Man sahe die schönsten Wiesen mit den herrlichsten Obstbäumen besetzt, und mit kleinen Flüssen durchschnitten, welche allenthalben ein frisches Ansehen verbreiteten, ohne daß die Feuchtigkeit davon beschwerlich fiel. Ein zahlreiches Volk genießt die Schätze, welche die Natur ihnen in so reicher Maaße austheilt. Wir fanden Haufen von Weibern und Männern unter dem Schatten der Obstbäume sitzen, welche uns freundschaftlich

schaftlich grüßten; die uns begegneten, traten auf die Seite, um Platz zu machen. Allenthalben herrschte Gastfreyheit, Ruhe, sanfte Freude, und dem Anscheine nach waren die Einwohner sehr glücklich.

Ich hatte noch zwo Enten und welsche Hühner von beyden ein Paar, diese schenkte ich dem Regenten, um Junge davon zu ziehen. Ich that ihm auch den Vorschlag, einen Garten nach unserer Manier anzulegen, und verschiedene Körner zu säen, welche er mit Freuden annahm. Ereti ließ den Platz in kurzer Zeit mit Pfählen einfassen. Ich ließ ihn umgraben, und man bewunderte unsere Werkzeuge. Sie haben auch um ihre Wohnungen eine Art von Gärten, darinn viele Giraumons, Patates, Ignames und andere Wurzeln zu ihrer Nahrung wachsen. Wir haben ihnen Korn, Gerste, Hafer, Reis, Türkisches Korn, Zwiebeln und allerley Arten von Küchenkräutern gesäet. Vermuthlich werden sie diese wohl unterhalten, weil sie den Landbau zu lieben scheinen. Ich glaube, man könnte sie leicht gewöhnen, den herrlichsten Boden, den man sich gedenken kann, anzubauen.

In den ersten Tagen unserer Ankunft gab ein Regente einer in der Nähe liegenden Gegend mir einen Besuch, und brachte mir Obst, Schweine und Hühner zum Geschenke. Er hieß Toutaa, war sehr lang und schön gewachsen. Einige seiner Verwandten begleiteten ihn, die fast alle sechs Fuß lang waren. Ich schenkte ihnen Nägel, allerley Werkzeuge, falsche Perlen und seidene Zeuge. Als ich ihn wieder besuchte, wurden wir wohl aufgenommen, und der gute Toutaa both mir eine seiner Weiber, die jung und artig war, an. Die Gesellschaft war zahlreich, und man stimmte ein Hymenslied an.

Auf diese Art empfangen die Einwohner ihre ceremonischen Besuche.

Den 10ten ward einer der Wilden getödtet, und die Einwohner führten große Klagen darüber bey mir. Ich schickte in das Haus, wo der Leichnam lag, und es zeigte sich, daß er erschossen worden. Gleichwohl ward keiner mit einem Feuergewehre aus dem Schiffe und aus dem Lager gelassen. Ich gab mir unaufhörlich Mühe, den Urheber dieser boshaften That ausfindig zu machen. Die Insulaner glaubten vermuthlich, daß der Ermordete Unrecht gehabt, denn sie hörten nicht auf mit ihrer gewöhnlichen Treuherzigkeit zu uns zu kommen. Man berichtete mir jedoch, daß viele Einwohner mit ihren Sachen ins Gebirge gezogen, und daß aus dem Hause des Ereti alles Geräthe weggeschafft wäre. Ich machte dem Ereti neue Geschenke, und er fuhr fort die aufrichtigste Freundschaft gegen uns zu bezeugen.

Unterdessen suchte ich alle unsere Arbeiten so viel möglich zu beschleunigen; wir fanden hier zwar alles, was wir brauchten, ich trauete aber dem Ankerplatze nicht, den ich aus Noth gewählt hatte. Es zeigte sich bald, daß meine Furcht nur gar zu gegründet war. Den 12ten früh um fünf Uhr riß unser großer Anker und der kleine Plichtanker im Grunde, der mit vielen Korallenstauden angefüllt war, ab. Wir ließen so gleich den Hauptanker fallen, ehe dieser aber noch Grund gefaßt hatte, stießen wir auf die Etoile, kamen aber, durch eine geschwinde Wendung der Etoile, ohne weiteren Schaden aus einander. Wir brachten darauf unsern großen Anker und die abgerissenen Kabeltauen wieder am Bord. Das Tau ward an einen Anker von zweytausend und

siebens

siebenhundert Pfunden, den wir von der Etoile holen ließen, befestigt. Wir machten eiligst unser Fockmastseegel zurecht, um, wenn der Wind es erlaubte, abseegeln zu können.

Nachmittage legte sich der Wind, und wir befestigten abermals ein paar Anker. Ich schickte ein Boot ab, um nordwärts eine Durchfahrt zu suchen, weil wir in diesem Falle fast mit allen Winden abseegeln konnten. Hierzu kam ein neues Unglück; indem wir mit einer Arbeit beschäfftiget waren, wovon unsere ganze Wohlfahrt abhieng, erhielt ich Nachricht, daß drey Einwohner in ihren Hütten mit Bajonetten erstochen wären, daß die alten Männer, Weiber und Kinder ins Gebirge flöhen, alle ihre Habseeligkeiten, sogar die Ermordeten, mit sich fortschleppten, und daß wir vielleicht einen Ueberfall von dem aufgebrachten Volke zu besorgen hätten. Wir mußten also zu einer Zeit einen Krieg mit der Nation befürchten, da unsere Schiffe in Gefahr waren, an die Küste geworfen zu werden. Ich begab mich ins Lager, und ließ vier Soldaten, die man für die Mörder hielt, in Fesseln legen, worüber die Wilden ihre Zufriedenheit bezeigten.

Ich brachte einen Theil der Nacht am Lande zu, aus Furcht, die Wilden möchten diesen Mord rächen wollen. Wir hatten einen vortheilhaften Stand zwischen zween Flüssen, die Fronte war mit einem Moraste gedeckt, und hinter uns war die offenbare See, davon wir Meister waren. Wir hätten diesen Posten aber doch nicht gegen die vereinigte Macht der Insulaner vertheidigen können. Die Nacht verstrich ganz ruhig, außer daß uns einige Diebe ein paarmal in Schrecken setzten.

Diese Furcht war nicht die schlimmste, sondern der Gedanke, beyde Schiffe an dieser Küste einzubüßen, war weit ärger. Seit zehn Uhr hatte sich ein starker Wind aus Osten erhoben, um zwey Uhr jagten einige Stöße die Schiffe gegen die Küste, weswegen ich mich am Bord begab; sie währten zum Glück nicht lange, und der Wind blies vom Lande. Mit Anbruche des Tages vermehrte sich unsere Angst; beyde Ankertaue der Fregatte rissen, und sie war nur ein Kabeltau vom Ufer, wo die ganze Brandung der See anschlug. Je größer die Gefahr ward, je weniger konnten wir uns helfen. Die beyden Anker, deren Taue gesprungen, waren für uns verloren, weil man die Zeichen, wo sie lagen, nicht mehr fand; sie mochten entweder zu Grunde gegangen, oder von den Indianern bey der Nacht genommen seyn. Nunmehr waren vier Anker innerhalb vier und zwanzig Stunden eingebüßt, und unser Verlust war noch nicht alle.

Um zehn Uhr früh riß das neue Kabeltau, welches wir an den großen Anker von zweytausend und siebenhundert Pfunden befestiget hatten, abermals, und die Fregatte, welche nur noch an einem kleinen Anker lag, wurde gegen die Küste getrieben. Wir wollten unsern Hauptanker fallen lassen, aber was half es, wir waren der Bank an der Küste so nahe, daß wir das Tau nicht so geschwind ablaufen lassen konnten, und also unsern Untergang unvermeidlich vor Augen sahen. Eine Kühlung aus Südwesten gab uns auf einmal Hoffnung ein Seegel aufziehen zu können. Es geschahe, und wir arbeiteten unterdessen, um die Ankertaue ablaufen zu lassen. Der Wind sprang gleich wieder in Osten; inzwischen hatten wir Zeit gehabt, das Ende des andern Anker-

taues

taues von der Etoile am Bord zu bekommen, dadurch halfen wir uns etwas von der Küste. Wir schickten unsere Schaluppe der Etoile zu Hülfe, um solche recht zu befestigen. Sie hatte eine bessere Ankerstelle getroffen, und folglich nicht so viel gelitten. Darauf holte unsere Schaluppe den großen Anker von zweytausend und siebenhundert Pfunden aus dem Grunde heraus, wir befestigten ein neues Kabeltau daran, und legten uns damit gegen Nordosten. Die Erhaltung der Fregatte hatten wir in diesen Tagen hauptsächlich dem Beystande des Kapitains der Etoile zu danken.

Inzwischen war mit Anbruche des Tages kein Insulaner in unser Lager gekommen, man sahe keine Pyrogen, die Häuser waren verlassen, und das Land schien eine Wüste zu seyn. Der Prinz von Nassau hatte sich mit vier bis fünf Personen etwas ins Land gewagt, um einige Einwohner aufzusuchen, und sie wieder treuherzig zu machen. Er traf den Ereti mit vielen andern eine halbe Meile vom Lager an. Sobald Ereti den Prinzen sahe, gieng er mit bestürzter Miene auf ihn zu. Die weinenden Weiber warfen sich ihm zu Fuße, küßten ihm die Hand, und sagten einigemal mit Thränen: Tago made, d. i. ihr seyd unsere Freunde, und bringt uns um. Durch viele Freundschaftsbezeugungen und Versprechungen brachte er sie endlich wieder zurück.

Ich sahe vom Borde, daß eine Menge Menschen wieder nach unserm Lager lief, und Cocusnüsse, Hühner, Bananes, brachten, daraus ich die wieder hergestellte Einigkeit muthmaßte. Ich begab mich so gleich ans Land, um den Vornehmsten seidene Zeuge und Werkzeuge von allerley Art auszutheilen, bezeugte ihnen mein Beyleid wegen des gestern vor-

gefallenen Unglückes, und versprach ihnen Genugthuung. Die guten Leute überhäuften mich mit Liebkosungen, und waren froh über den hergestellten Frieden. In kurzer Zeit fanden sich eine große Menge Volks und auch Diebe wieder ein, und unser Lager sahe wie ein Jahrmarkt aus. Sie brachten heute mehr Eßwaaren als jemals. Sie verlangten, man sollte in ihrer Gegenwart einigemal schießen, und geriethen darüber in eine große Furcht und Erstaunen, weil die Thiere gleich auf der Stelle tod waren.

Das Boot, welches ich zur Untersuchung der nordlichen Küste ausgeschickt hatte, brachte die Nachricht mit, daß eine schöne Durchfahrt wäre. Es war zu spät, um heute Gebrauch davon zu machen. Zum Glücke war die Nacht ruhig. Den 14ten früh gab ich der Etoile Befehl, weil sie alles Wasser und Mannschaft am Bord hatte, durch die neue Fahrt gegen Norden unter Seegel zu gehen. Ich behielt ihre Schaluppe und zwey kleine Anker, und nahm auch, so bald sie unter Seegel gieng, das Ende ihres großen Ankertaues am Bord, dergestalt, daß wir vor zwey großen und drey kleinen Ankern lagen. Um zwey Uhr sahen wir mit Vergnügen, daß die Etoile durch alle gefährliche Stellen war. Unsere Lage schien nunmehr nicht so schrecklich, da wir wenigstens ein Schiff in Sicherheit sahen, und also Hoffnung hatten, darauf unser Vaterland wieder zu sehen. Als die Etoile in offner See war, schickte der Kapitän uns Herrn le Roi mit dem Boote zurück, weil solcher die Durchfahrt untersucht hatte,

Wir brachten den Tag und einen Theil der Nacht zu, um unser Wasser, Hospital und übriges Geräthe am Bord zu bringen. Ich vergrub bey dem Lager eine auf Eichenholz geschriebene Innschrift,

dadurch

dadurch wir von der Insel feyerlich Besitz nahmen, und zugleich eine wohl vermachte Flasche mit dem Namen der Officiers, die auf beyden Schiffen waren. Ich that dieses auf allen während dieser Reise entdeckten Ländern. Die Nacht war ziemlich stürmisch, und machte uns bey allen fünf Ankern eine nicht geringe Unruhe.

Den 15ten frühe gieng der Wind vom Lande, wir lichteten unser Anker, und ließen die Tauen der übrigen fahren, um sie durch die Schaluppen heraus ziehen zu lassen. Wir waren bereits eine halbe Meile in der See und wünschten uns Glück, daß wir aus diesem gefährlichen Ankerplatz glücklich erlöset waren, als der Wind auf einmal nachließ, und die Fluth uns gegen die Bank, bey der wir passiret waren, trieb. Bey dem Schiffbruche, der uns in diesen Tagen drohete, war das schlimmste, daß wir befürchten mußten, unser Leben außer dem Vaterlande, aber doch auf einer mit allen von der Natur reichlich versorgten Insel ruhig und ohne Sorgen zuzubringen. Hier sahen wir aber unsern Tod vor Augen. Das Schiff hätte der Gewalt der Brandung auf der Bank nicht zwey Minuten widerstehen können, und kaum würden die besten Schwimmer ihr Leben gerettet haben. Ich hatte gleich beym ersten Augenblicke der Gefahr den Böten und Schaluppen ein Zeichen gegeben, um uns von der Küste zu bogsiren. Sie kamen in dem Augenblicke, da die Fregatte nur noch funfzig Klaftern von der Bank, und die Gefahr desto dringender war, weil wir ohnmöglich ankern konnten. Zugleich erhob sich ein Wind aus Westen, der unsre Hoffnung belebte, und uns um neun Uhr außer aller Gefahr setzte.

Ich schickte augenblicklich die Böte zurück, um die Anker zu suchen, und blieb indessen still liegen. Nachmittags legten wir uns bey der Etoile; Um fünf Uhr brachte unsre Schaluppe den großen Anker, und das Boot der Etoile einen kleinen Anker. Die andern beyden Anker konnten die Matrosen, weil sie zu sehr von der Arbeit abgemattet waren, und die Nacht einbrach, nicht herausziehen. Ich wollte sie den andern Morgen holen lassen, aber um Mitternacht erhob sich ein starker Wind aus Nordosten, der mich nöthigte, die Böte am Bord zu nehmen, und die Segel aufzuziehen, um von der Küste zu kommen. Unser hiesiger Aufenthalt von neun Tagen kostete uns also sechs Anker, die wir nicht verloren hätten, wenn wir mit eisernen Ketten versorgt gewesen wären. Damit sollen sich alle Schiffe auf solchen weiten Reisen versehen.

Da die Schiffe nunmehr in Sicherheit sind, wollen wir noch einen Blick auf die Insulaner zurück thun. Als sie mit Anbruch des Tages unsre Anstalten zur Abreise sahen, sprang Ereti in die erste Pyroge, die er fand, und kam am Bord. Bey der Ankunft umarmte er uns alle, hielt uns mit Thränen fest, und schien über unsere Abreise sehr gerührt. Kurz darauf kam seine große Pyroge mit allerley Lebensmitteln und Früchten. Seine Weiber saßen darinn, nebst dem Insulaner, welcher den ersten Tag unsrer Ankunft am Bord der Etoile kam, und darauf blieb. Ereti nahm ihn bey der Hand, präsentirte mir ihn, und gab mir zu verstehen, daß dieser Mann, Namens Aoturu, uns begleiten wolle, und bat mich es zu erlauben. Er präsentirte ihn darauf an alle Officiers insbesondere, setzte hinzu, es wäre sein Freund, den er seinen Freunden anvertraue, und empfahl uns solchen aufs eifrigste.

Wir

Wir machten dem Ereti noch Geschenke von allerley Art, darauf nahm er Abschied und verfügte sich zu seinen Weibern, welche die ganze Zeit über, daß die Pyroge am Bord lag, weinten. Es befand sich ein junges artiges Mägdchen darunter, der unser Insulaner beym Abschiede drey Perlen, die er in den Ohren hatte, schenkte, sich mit einem Kuß aus ihren Armen riß, und am Bord stieg. Wir trennten uns also von diesem gutherzigen Volke, über deren Kummer bey unsrer Abreise ich mich eben so sehr, als über ihr gutes und liebreiches Betragen bey der Ankunft, verwunderte.

Drittes Kapitel.

Beschreibung der neuen Insel Taiti. Sitten und Charakter der Einwohner.

Lucis habitamus opacis,
Riparumque toros, et prata recentia riuis
Incolimus.

Virg. Aen. lib. VI.

Wir gaben der neu entdeckten Insel anfangs den Namen Neu Cythere, aber künftig mag sie nach den Bewohnern Taiti heissen. Die Breite ist durch verschiedene Höhen der Sonne auf dem Lande bestimmt. Ueber die Länge hat Herr Verron auch eilf Beobachtungen angestellt, aber das Manuscript ist verloren gegangen, und nur die Beobachtungen in der letzten Nacht vor der Abreise geblieben. Inzwischen hält er die Mittelzahl derselben für ziemlich richtig, wenn gleich die Beobachtungen zusammengenommen, sieben bis acht Grad von einander abweichen. Der Verlust der Anker und die andern widrigen Zufälle nöthigte uns, die Insel weit geschwinder

zu

zu verlassen, als wir anfangs vermutheten, und verhinderten zugleich die Untersuchung der Küste. Die Südseite der Insel ist uns ganz unbekannt, wir haben nur ohngefehr funfzehn Meilen von Südost bis Nordwest befahren.

Zwischen der südostlichen Spitze und einem grossen Kap gegen Norden trifft man eine offene Bay gegen Nordosten an, welche ein paar Meilen tief ist. Das Ufer erniedrigt sich allmählig gegen diese Bay, und hier scheint der schönste und am meisten bewohnte Theil der Insel zu seyn. Vermuthlich träfe man hier verschiedene gute Ankerplätze an. Ein unglücklicher Zufall brachte uns an einen andern Ort. Nach Herrn Girandais Versicherung trifft man zwischen den beyden nordwärts liegenden Inseln einen Ankerplatz für dreyßig Schiffe in zehen bis drey und zwanzig Faden Tiefe, wo der Grund gut, und das Meer niemals unruhig ist. Die übrige Küste scheint hoch und durchgängig mit einer Bank umgeben zu seyn, die hin und wieder kleine Inseln formirt, darinne die Insulaner des Nachts kleine Feuer zum Fischfang und zur Sicherheit ihrer Schifffahrt unterhalten. Diese Bank hat hin und wieder Kanäle, die man passiren kann, man darf aber dem Grunde nicht trauen. Der Bleywurf zeigt zwar grauen Sand, unter demselben sind aber harte und schneidende Korallenstauden, die ein Kabeltau in einer Nacht abschneiden können, wovon wir eine traurige Erfahrung gemacht haben.

Die Berge, welche mitten auf der Insel Taiti liegen, sind nach Proportion des Umfangs der Insel erstaunlich hoch. Sie geben ihr aber kein trauriges ödes Ansehen, sondern liefern, so zu sagen, auf jedem Schritte reizende und abwechselnde Prospekte. Die

Land-

Landschaften sind reichlich von der Natur mit allen ihren Schätzen versorgt, und zeigen allenthalben eine angenehme Unordnung, welche die Kunst nicht nachzuahmen vermag. Von den Bergen rieseln eine Menge kleiner Bäche herab, die dem Lande die größte Fruchtbarkeit mittheilen, und sowohl zur Bequemlichkeit, als zur Zierde der Landschaft dienen. Das platte Land vom Ufer bis an die Berge ist ganz mit Fruchtbäumen besetzt, darunter die Wohnungen der Insulaner ohne Ordnung zerstreuet liegen, und also kein Dorf ausmachen. Man glaubt in die Elisäischen Felder versetzt zu seyn. Die öffentlichen Fußsteige werden sorgfältig unterhalten, und erleichtern die Verbindung der Einwohner unter einander.

Das vornehmste, was die Insel hervorbringt, sind Cocusnüsse, Bananes, die sogenannte Brodfrucht, Ignamen, Curassol, Giraumon, und verschiedene andere Wurzeln und Früchte, die dem Lande eigen sind: viel Zuckerrohr, das aber nicht gebauet wird, eine Art von wildem Indigo, und eine sehr schöne roth und gelbe Farbe, von der ich aber nicht sagen kann, wo man sie hernimmt. Herr Commerson hat hier die ganze Botanik von Westindien gefunden. Aoturu hat, die Zeit über, da er bey uns war, viele von unsern Früchten und Hülsenfrüchten gekannt und zu nennen gewußt, so wie auch viele Pflanzen, welche die Liebhaber in den Treibhäusern ziehen. Das Holz, welches zum Arbeiten taugt, wächst auf den Bergen, die Einwohner machen aber selten Gebrauch davon. Ihre große Pyrogen verfertigen sie bloß von Cedernholz. Wir haben auch Spieße von einem schwarzen harten und schweren Holze, welches dem sogenannten eisernen Holze gleicht, bey ihnen gesehen. Zu ihren gemeinen Pyrogen bedienen sie sich des Baumes,

mes, der die Brodfrucht trägt. Dieß Holz spaltet nicht, sondern ist so weich, und voll Gummi, daß es sich nicht arbeiten läßt.

Ob die hiesigen Berge gleich sehr hoch sind, so sind sie doch zu sehr mit Bäumen und Pflanzen bewachsen, als daß man vermuthen könnte, Metalle darinn zu finden. Wenigstens ist gewiß, daß die Einwohner keine Metalle kennen. Sie hießen alle Metalle, die wir ihnen zeigten, Auri, und unter diesem Namen forderten sie Eisen von uns. Woher sie Eisen kennen, darüber werde ich bald meine Meynung sagen. Ich weis nur einen Artickel, der zu einer ergiebigen Handlung dienen könnte, das sind die kostbaren Perlen. Die Vornehmen lassen solche ihren Weibern und Kindern in den Ohren tragen. Sie haben sie aber, so lange wir uns bey ihnen aufhielten, versteckt. Von den Schalen dieser Perlenmuscheln machen sie eine Art von Kastagnetten, deren sie sich beym Tanze bedienen.

Wir haben keine andre vierfüßige Thiere bey ihnen gesehen, als Schweine, kleine artige Hunde, und eine große Menge Ratzen. Die Haushühner, welche die Einwohner halten, sind den unsrigen völlig gleich. Wir fanden auch schöne grüne Turteltauben, große Tauben mit schönen blauen Kuppen, und kleine Papagayen, die mit ihren blau und roth gemischten Federn sonderbar aussehen. Ihre Schweine und das Geflügel füttern sie mit nichts als Bananes. Wir haben in den wenigen Tagen unsers Aufenthalts auf beyden Schiffen, acht hundert Stück Geflügel, und hundert und funfzig Schweine theils verzehrt, theils am Bord genommen. Ohne die Unruhen und Gefahr der letzten Tage, würden wir weit mehr mitgenommen

nommen haben, denn die Einwohner brachten uns täglich einen größern Vorrath.

Wir haben keine große Hitze ausgestanden. Das Wetterglas stieg nicht über zwey und zwanzig Grade und fiel zuweilen auf achtzehn. Die Sonne war aber schon acht bis neun Grade auf der Nordseite der Linie. Ein unschätzbarer Vorzug dieser Insel ist, daß man nicht von solchen Heeren von Insekten geplagt wird, wie sonst unter dem heißen Erdstriche, und daß es keine giftige Thiere giebt. Das Klima ist so gesund, daß keiner von unsern Leuten krank ward, ob sie gleich stark arbeiten, beständig im Wasser und in der Sonne seyn, und auf der bloßen Erde und unter freyem Himmel schlafen mußten. Die mit dem Scharbock behafteten, erholten sich, ob sie gleich keine Nacht Ruhe hatten, und wurden in der kurzen Zeit hergestellt. Einige wurden erst am Bord völlig wieder gesund. Die besten Beweise von der gesunden Luft, und der ordentlichen Lebensart der Einwohner ist ihre Gesundheit und Stärke. Ihre Wohnungen stehen allen Winden offen, ihr Lager besteht aus einigen Blättern, die sie auf der Erde hinstreuen, dem ungeachtet erreichen sie ohne weitere Schwachheiten ein glückliches Alter, behalten dem völligen Gebrauch ihrer Sinne, und die schönsten Zähne, die man sehen kann, bis an ihr Ende.

Ihre vornehmste Nahrung besteht in Vegetabilien und Fischen. Sie essen selten Fleisch, die Kinder und jungen Mägdchen niemals, und das trägt ohne Zweifel, so wie ihr Getränke, welches reines Wasser ist, das meiste zu ihrer Gesundheit bey. Der bloße Geruch von Wein und Brantewein, der Toback, das Gewürz, und alles was stark riecht und schmeckt, ist ihnen sehr zuwider.

Die Einwohner von Taiti bestehen aus zwey verschiedenen Gattungen, die aber einerley Sitten und Sprache haben, und sich auch ohne Unterschied mit einander zu vermischen scheinen. Die erste Gattung ist die zahlreichste, und bringt große Leute hervor, die gemeiniglich sechs Fuß und höher sind. Ich habe niemals so wohl proportionirte Männer gesehen: um einen Mars oder Herkules zu malen, würde man nirgends schönere Muster finden. Ihre Züge kommen mit der Europäer ihren vollkommen überein, und sie würden auch eben so weiß seyn, wenn sie sich nicht beständig in der freyen Luft und Sonne aufhielten. Ueberhaupt haben sie schwarzes Haar. Die zweyte Gattung ist von mittelmäßiger Größe, hat krause und harte Haare, wie Pferdehaar. Ihre Farbe und Züge kommen mit der Mulatten ihren überein. Der Insulaner, welcher mit uns zu Schiffe gegangen ist, gehört zu der letztern Gattung, ob gleich sein Vater Regente über einen gewissen Strich der Insel ist. Was ihm an Schönheit abgeht, das besitzt er desto mehr am Verstande.

Sie lassen die Haare am Kinn wachsen, scheeren sich aber die Backen und Oberlippen ab. Sie lassen den Nägeln auch ihren Wachsthum, ausgenommen den Nagel des Mittelfingers der rechten Hand. Einige schneiden sich die Haare kurz ab, andere binden sie oben auf dem Kopfe zusammen. Sie schmieren solche durchgängig, so wie auch den Bart mit Cocusöl. Ich habe nur einen einzigen gebrechlichen Mann gesehen, der dieses Unglück von einem Fall bekommen zu haben schien. Unser Feldscheerer versicherte, daß er bey einigen Spuren der Kinderblattern bemerket. Ich trug so viel möglich Sorge, daß sie durch unser Schiffsvolk nicht mit venerischen Krankheiten angesteckt

gesteckt werden sollten, weil dieses Uebel vermuthlich nicht bey ihnen bekannt ist.

Man sieht die Einwohner oft nackend, und nur mit einer bloßen Binde um den Leib, ihre Blöße zu decken. Die Vornehmen tragen ein Stück Zeuges um den Leib, das bis auf die Knie hinabhängt. Dieses ist auch die einzige Kleidung der Weiber, und manche wissen solche so artig umzuhängen, daß sich auch dabey Spuren von Koketterie zeigen. Sie gehen niemals in die Sonne ohne sich zu bedecken, und einen kleinen Hut von Schilf, mit Blumen besteckt, aufzusetzen, daher sind sie viel weißer als die Männer. Sie haben feine Züge, ihre größte Schönheit besteht aber in einem schön gebildeten Leibe, welcher von Jugend auf durch keine Schnürbrust verdorben worden.

So wie die Französischen Damen sich die Backen roth anpinseln, so streichen die Damen in Taiti den Hintertheil ihres Leibes blau an. Es gehört zum Putze, und ist ein Zeichen, daß sie vornehmer sind als andere. Die Männer thun ein gleiches. Die Farbe läßt sich nicht herunter bringen, vermuthlich durchstechen sie sich die Haut, und reiben den Saft gewisser Kräuter hinein, wie ich es bey den Wilden in Canada gesehen habe. Als Cäsar seine erste Landung in England that, fand er dieselbe Gewohnheit sich anzustreichen. *) Der sinnreiche Verfasser der philosophischen Betrachtungen über die Amerikaner giebt zur Ursache dieser allgemeinen Gewohnheit an, daß man sich dadurch in den wenig angebaueten Ländern für den Stich der Insekten, die sich auf eine un-

*) Omnes vero Britanni se vitro inficiunt, quod coeruleum efficit colorem.

glaubliche Art vermehren, hüten muß. Diese Ursache fällt aber in Taiti weg, weil es dort, wie bereits erinnert worden, gar keine solche unbequemen Thiere giebt. Die Gewohnheit sich anzustreichen, ist hier also eine Mode wie in Paris. Ein anderer Gebrauch sowohl bey den Männern als Weibern in Taiti ist, daß sie sich Löcher durch die Ohren stechen, und Perlen oder allerley Arten von Blumen daran hängen. Die größte Reinlichkeit trägt zu dem Reize dieses liebenswürdigen Volkes viel bey. Sie baden sich beständig, und essen und trinken niemals ohne sich vor und nachhero zu waschen.

Der Charakter der Einwohner von Taiti, hat uns sanft und gutthätig geschienen. Wir haben in der Insel nichts von innerlichen Kriegen, von einem Hasse unter einander bemerkt, ob das Land gleich in kleine Striche abgetheilt ist, deren ein jeder seinen eigenen Regenten hat. Es muß eine allgemeine Ehrlichkeit, und gar kein Mißtrauen unter ihnen statt finden, denn ihre Wohnungen stehen Tag und Nacht offen, sie mögen zu Hause seyn oder nicht. Ein jeder pflückt die Früchte von dem ersten Baume den er antrifft, und nimmt sich so viel er will, wenn er in ein fremdes Haus tritt. Es scheint, daß die zum menschlichen Leben unentbehrlichen Dinge bey ihnen allgemein sind, und daß also kein Eigenthum statt findet. Gegen uns waren sie zwar geschickte Diebe, aber dabey so furchtsam, daß man sie mit der geringsten Bedrohung verjagen konnte. Ihre Regenten mißbilligten dergleichen Diebereyen, und verlangten wohl gar, daß wir den Thäter tödten sollten. Ereti war aber nicht so strenge, als er es von uns verlangte. Wenn wir ihm einen Dieb anzeigten, so lief er ihm nach, und wenn er ihn einholte, welches gemeiniglich

geschahe,

geschahe, weil er hurtig und unermüdet im Laufen war, so bestund die Strafe in einigen Stockschlägen, und der Schuldige mußte das Gestohlene wieder ausliefern. Ich glaube nicht, daß sie schärfere Strafen kennen. Wenn wir einen von unsern Leuten in Ketten legen ließen, so bezeigten sie ein großes Mitleiden darüber. Ich habe nachgehends mit Gewißheit erfahren, daß sie die Diebe an Bäumen aufhängen, wie man es bey uns mit den Soldaten im Felde macht.

Sie führen fast beständig mit den Bewohnern der benachbarten Inseln Krieg. Sie gebrauchen ihre großen Pyrogen zu den Landungen und Seegefechten. Ihre Waffen bestehen in einem Bogen, einer Schleuder, und einem Spieße von sehr hartem Holze. Sie führen auf eine grausame Art Krieg. Nach den Berichten des Aoturu tödten sie die Männer und Knaben, welche sie gefangen bekommen, und ziehen ihnen die Haut vom Kinn nebst dem Bart ab, und tragen solche als ein Siegeszeichen. Die Weiber und Mägdchen lassen sie leben, würdigen solche aber nicht sich mit ihnen zu vermischen. Aoturu ist inzwischen der Sohn eines Regenten von Taiti, und einer Gefangenen von der benachbarten Insel Opoa, mit der sie oft Krieg führen. Vielleicht kommen die bey den verschiedenen Gattungen Menschen davon her, die man auf dieser Insel wahrnimmt. Uebrigens weis ich nicht wie sie ihre Wunden heilen; unsere Feldscheerer haben die Narben bewundert.

Ich werde am Ende dieses Kapitels noch etwas von ihrer Regierungsform anführen, desgleichen von dem Innbegriff der Macht der Regenten, von dem Unterschiede zwischen den Vornehmen und Geringen und von ihren Verbindungen unter sich, und unter

einem Haupte, da sie so wenige Bedürfnisse haben. Ich merke hier nur an, daß der Regente in bedenklichen Fällen nichts entscheidet, ohne sich mit seinem Rathe, oder den Vornehmsten der Nation, zu berathschlagen, z. E als es darauf ankam, ob wir ein Lager auf dem festen Lande anlegen sollten. Es scheint, als wenn jedermann dem Regenten ohne Anstand gehorcht, und daß die Vornehmen andere Wilde haben, die ihnen aufwarten und dienen, und über die sie einige Oberherrschaft ausüben.

Von ihrer Religion läßt sich nicht wohl etwas mit Gewißheit sagen. Wir haben hölzerne Statuen gesehen, und für ihre Gottheiten gehalten; aber ohne zu wissen, ob sie ihnen eine Art von Gottesdienst erweisen. Der einzige Religionsgebrauch, den wir bey ihnen bemerkt, betrifft ihre Todten. Sie behalten die todten Körper eine lange Zeit auf einem Gerüste liegend, darüber eine Art von Decke hängt. Der üble Geruch hält die Weiber nicht ab, einen Theil des Tages dabey zu sitzen, zu heulen, und die Gebeine mit Cocusöl zu salben. Die uns kannten, erlaubten uns den Zutritt zu diesem heiligen Orte, und sagten von dem Leichnam Emoe, das ist, er schläft. Wenn nichts als die Knochen mehr übrig sind, bringt man solche in die Wohnung, ich weis aber nicht wie lange sie daselbst aufgehoben werden. Ich habe gesehen, daß alsdenn ein angesehener Mann, welcher mit besonderen Zierathen zu diesem heiligen Gebrauche versehen ist, in das Haus kommt, und solche verrichtet.

Wir haben dem Aoturu viele Fragen in Ansehung der Religion gethan, und ohngefehr so viel begriffen, daß seine Nation sehr abergläubisch ist, daß die Priester eine außerordentliche Autorität haben, daß

sie

ſie außer der oberſten Gottheit Eri-t-Era, der König der Sonnen oder des Lichts, genannt, den ſie aber unter keinem ſinnlichen Bilde vorſtellen, noch verſchiedene Gottheiten haben, die theils Gutes, theils Böſes thun, daß der Name dieſer Gottheiten oder Genien Eatua iſt, daß über eine jede wichtige Handlung der Menſchen ein guter und ſchlimmer Genius waltet, von dem ihr ſchlimmer und guter Erfolg abhängt. Wir haben zuverläßig erfahren, daß ſie, wenn die Sonne ſich unter einem gewiſſen Aſpekt zeigt, welcher Malama Tamai, oder die Sonne im Zuſtand des Kriegs heißt, Menſchen opfern; man hat uns ſolchen aber nicht deutlich genug beſchreiben können, um uns einen richtigen Begriff davon zu machen. Unter allen ihren Gewohnheiten habe ich mich am meiſten darüber gewundert, daß ſie einem, der nieſet, wünſchen, der gute Genius oder Eatua möge ihn ermuntern, oder der böſe nicht einſchläfern. Man ſollte daraus ſchließen, daß ſie mit den Nationen des alten feſten Landes einerley Urſprung haben.

Die Vielweiberey ſcheint bey ihnen allgemein zu ſeyn, wenigſtens bey den Vornehmen. Ihre einzige Leidenſchaft iſt die Liebe, daher iſt die Menge der Weiber auch der einzige Aufwand der Vornehmen. Vater und Mutter theilen die Sorge für die Kinder. In Taiti iſt es nicht gewöhnlich, daß die Männer ſich allein mit dem Fiſchfange und Kriege beſchäfftigen, und dem ſchwächern Geſchlechte die mühſame Beſorgung des Hausſtandes und des Landbaues überlaſſen. Die Weiber bringen ihre Tage in Ruhe und Muße zu, und ihre größte Beſchäfftigung iſt die Sorge zu gefallen. Ich kann nicht ſagen, ob die Ehe bey ihnen eine bürgerliche, und durch die Religion befeſtigte Verbindung iſt, ob ſie getrennet wer-

den kann, oder nicht. Dem sey wie ihm wolle, die Weiber sind ihren Männern vollkommen unterworfen. Sie würden eine wider Wissen des Mannes begangene Untreue, mit dem Leben bezahlen müssen. Die Einwilligung zur Liebe mit andern, ist aber nicht schwer zu erhalten, weil man gar keine Eifersucht kennt, und die Männer die ersten sind, welche ihre Weiber nöthigen, sich einem andern in die Arme zu werfen.

Ein unverheirathetes Mägdchen kann ihrer Neigung und sinnlichen Trieben ungehindert folgen. Es scheint, daß man kein Bedenken trägt, eine Person zu heirathen, wenn sie gleich noch so viele Liebhaber zuvor gehabt hat. Sie darf also ihren verliebten Neigungen keinen Zwang anthun, da sie so viele ähnliche Beyspiele vor Augen sichet. Das Klima, das Singen, das Tanzen, und die dabey üblichen wollüstigen Stellungen, alles reizt zur Liebe. Sie tanzen nach einer Art von Trommel, und wenn sie singen, wird eine leise Flöte dazu gespielt, welche drey bis vier Löcher hat, und wie gesagt, durch die Nase geblasen wird. Sie haben eine Art von Ringen, und dieß ist zugleich eine Uebung und ein Spiel.

Die Gewohnheit beständig ruhig und vergnügt zu leben, macht, daß die Einwohner einen besondern Trieb haben, sich lustig zu machen. Daher zeigt sich in ihrem Charakter eine Leichtsinnigkeit, darüber wir täglich Gelegenheit hatten, uns zu verwundern. Alles rührt sie außerordentlich, aber nichts erhält sie bey einer Sache beständig. Wenn wir ihnen auch etwas neues zeigten, so konnten wir ihre Aufmerksamkeit nie zwey Minuten darauf heften. Das geringste Nachdenken scheint ihnen eine unerträgliche Arbeit zu

seyn:

seyn: sie scheuen sich noch mehr den Geist anzustrengen, als den Körper.

Ich spreche ihnen aber deswegen nicht alle Einsicht und das Nachdenken über eine Sache ab. Bey den wenigen Arbeiten, dazu sie bey dem Ueberfluß des Klima, und des herrlichen Bodens genöthigt sind, bemerkt man einen gewissen Fleiß und Geschicklichkeit. Man muß sich wundern, wie geschickt ihre Fischerinstrumente gemacht sind. Ihre Hamen sind so fleißig von Perlenmutter gearbeitet, als wenn sie die Werkzeuge der Europäer hätten. Ihre Netze gleichen den unsrigen vollkommen, und sind von Faden aus Pite *) geknüpft. Wir haben das Sparrwerk ihrer großen Häuser bewundert, und wie artig sie die Dächer mit Blättern von Latanier (einer Art von Palmbäumen) zu decken wissen.

Sie haben zwey Arten von Pyrogen. Einige sind klein und wenig bearbeitet; sie bestehen aus einem hohl ausgehauenen Baume. Andere sind weit größer, und mit Kunst gebauet. Der Boden derselben besteht, wie bey der ersten Gattung, aus einem hohlen Baum der zwey Drittel ihrer Länge hat, daran stößt ein anderer Baum, welcher das Hintertheil ausmacht, und krumm in die Höhe geht, so daß das Ende wohl fünf bis sechs Fuß aus dem Wasser steht. Die beyden Enden sind in Ermangelung der Nagel, mit Schnüren von Cocusfaden, die sehr stark binden, zusammen verbunden. Die Faden werden durch Löcher gezogen, welche durch gedachte beyden Enden der Bäume getrieben sind. Auf jeder Seite der Pyroge ist ein Bord, von einem Fuß breit, wel-

 cher

*) Eine Pflanze, welche den Amerikanern statt des Hanfes oder Flachses dient, und einen weißen, starken und feinen Faden giebt.

cher ebenfalls an den Grundbaum mit solchen Schnüren befestiget wird. Die Ritzen werden voll von Cocusfaden gestopft, ohne daß sie weiter Pech oder sonst etwas darüber ziehen. Ein Bret bedeckt das Vordertheil der Pyroge, und ragt fünf bis sechs Fuß darüber hinaus, wodurch verhindert wird, daß die Pyroge bey stürmischer See nicht untergeht. Damit diese leichten Fahrzeuge nicht zu sehr schwanken, bedienen sie sich eines Gegenwichts, welches aus einem langen Stücke Holz besteht, das auf zwey starken Stangen ruhet, und auf einer Seite der Pyroge in die See gelegt wird. *) Diese Stangen sind mit ihrem andern Ende an der Pyroge befestigt, und erhalten sie in einem gleichen Gange. Wenn die Pyroge seegelt, wird auf der andern Seite des jetzt beschriebenen Gleichgewichts ein Bret hinausgesteckt, und ein Strick daran befestigt, welcher den Mastbaum hält. Auf dieses Bret stellt man einen Menschen, oder etwas schweres, damit die Pyroge nicht gar zu flüchtig seegelt.

Vorzüglich zeigt sich ihre Geschicklichkeit, in der Art, wie sie ihre Pyrogen in den Stand setzen, um damit nach den benachbarten Inseln zu fahren. Sie stehen mit denselben in Verbindung, und richten sich auf ihren Fahrten bloß nach den Gestirnen. Sie befestigen zwey große Pyrogen auf der Seite vier Fuß weit von einander, vermittelst darüber gelegter starker Querbalken, die auf dem Bord der Pyrogen ungemein fest gebunden werden. Auf dem Hintertheil der so an einander gebundenen Pyrogen setzen sie eine leichte hölzerne Hütte mit Schilf gedeckt, wodurch sie für Regen und Sonnenschein geschützt sind, und wo sie zugleich ihre Mundprovision trocken aufbewah-

*) Man sehe das Titelkupfer.

bewahren können. Ein paar solcher Pyrogen können viele Menschen fassen, und niemals umwerfen. Auf diesen haben wir allemal ihre Regenten fahren sehen: sie rudern und seegeln damit, wie mit den einfachen Pyrogen. Die Seegel bestehen aus Matten, die über ein Viereck von Rohr, das an der einen Ecke abgerundet ist, gespannt werden.

Zu allen diesen Arbeiten bedienen sich die Einwohner von Taiti keines andern Instruments als einer Art von Axt, deren Schneide aus einem schwarzen sehr harten Steine besteht. Sie hat eben die Kraft, als die von unsern Zimmerleuten, und sie bedienen sich derselben mit vieler Geschicklichkeit. Um Löcher durch das Holz zu machen, nehmen sie sehr scharfe Muscheln.

Die Verfertigung der sonderbaren Zeuge, daraus ihre Kleidung besteht, ist keine von ihren geringsten Künsten. Sie sind von der Rinde eines Baumes, den alle Einwohner um ihre Häuser ziehen, gemacht. Diese Rinde wird mit einem viereckigen Stücke von hartem Holze, das auf allen vier Seiten Streiffen von verschiedener Stärke hat, auf einem recht glatten Brete geschlagen. Während der Zeit wird Wasser darauf gesprengt, und daraus entsteht ein feiner, und durchaus von einer Dicke scheinender Zeug, der etwas ähnliches von Papier hat, aber weit geschmeidiger ist, nicht so leicht zerreißt, und sehr breit ist. Man hat verschiedene Arten davon, die mehr oder weniger stark, aber alle von derselben Materie gemacht sind. Auf was Art sie solche aber färben, kann ich nicht sagen.

Ich will zu Ende dieses Kapitels noch die Ursachen anzeigen, warum ich mich der Neigung des Aoturu

turu, eine Reise mit uns zu thun, die seiner Meynung nach, nicht so lange währen sollte, nicht widersetzt habe, und zugleich anführen, was ich während der Zeit, daß er bey mir gewesen, in Ansehung des Zustandes seines Landes in Erfahrung bringen können.

Das Verlangen dieses Insulaners mit uns zu reisen, äußerte sich sehr deutlich. Er hat uns solche gleich von den ersten Tagen unsrer Ankunft an, auf eine dringende Art zu erkennen gegeben, und die ganze Nation schien mit seinem Vorhaben zufrieden zu seyn. Da wir unbekannte Meere zu durchreisen hatten, und voraus wußten, daß unsere künftige Wohlfahrt von der menschlichen Gesinnung der zu entdeckenden Völker, ob sie uns mit Lebensmitteln an die Hand gehen wollten, oder nicht, abhängen würde, so war es ein wichtiger Vortheil für uns, einen angesehenen Einwohner dieser Insel bey uns zu haben. Wir konnten mit Grunde muthmaßen, daß er mit seinen Nachbarn einerley Sprache redete, dieselbe Lebensart hätte, und daß sein Ansehen sehr vortheilhaft für uns seyn würde, wenn er andern Nationen unsre Aufführung gegen die seinige erzählte. Vorausgesetzt, daß Frankreich von dem Bündnisse mit einem zwischen den beyden wichtigsten Welttheilen wohnenden mächtigen Volke Nutzen ziehen wollte, so war dieß ein wichtiger Grund, uns dieses Volk auf das stärkste zu verbinden, wenn wir ihnen ihren Mitbürger wiederschickten, nachdem wir ihn wohl bey uns aufgenommen, und in den nützlichsten Wissenschaften und Kenntnissen unterrichtet hatten. Möchte doch ein gütiges Geschick unsre guten Absichten für den herzhaften Aoturu für ihn keinen unglücklichen Ausgang nehmen lassen!

Ich

Ich habe weder Sorge noch Kosten gespart, um ihm seinen Aufenthalt in Paris so viel möglich angenehm und nützlich zu machen. Er hat während seines Aufenthaltes von eilf Monaten, auch keine Spur von Widerwillen und Langeweile blicken lassen. Man ist sehr neugierig gewesen ihn zu sehen. Da die meisten leere, aber ihrer Einbildung nach, kluge Köpfe waren, die nach vorgefaßten Meynungen urtheilen, und gleichwohl mit einem entscheidenden Tone reden, wenn sie gleich nie etwas außer Paris gesehen, so hat ihre unnütze Neubegierde zu nichts genutzt, als ihnen neue Vorurtheile und Irrthümer beyzubringen. Einige fragten mich wohl gar, ob man in dem Lande dieses Wilden weder Französisch noch Englisch noch Spanisch redte? Was konnte ich antworten? Inzwischen war es nicht die Verwunderung über diese einfältige Fragen, die mich stumm machte; ich war an dergleichen kurzsichtige Fragen gewohnt, weil bey meiner Zurückkunft einige die gleichwohl für unterrichtet, und als kluge Leute angesehen seyn wollten, gleichwohl behaupteten, daß ich die Welt nicht umseegelt wäre, weil ich nicht in China gewesen.

Andre Klüglinge machten sich von diesem armen Insulaner schlechte Begriffe, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil er nach einem Aufenthalte von ein paar Monaten kaum ein paar Französische Wörter aussprechen konnte. Lernen doch, sagten sie, Deutsche und Engländer, wenn sie eine Zeitlang in Paris gewesen, die Sprache. Ich hätte ihnen darauf mit Grunde antworten können, daß es dem Insulaner durch physikalische Hindernisse an seinen Organen unmöglich wäre viele unsrer Wörter auszusprechen, und daß er dreyßig Jahre erreicht, ohne daß er seine Verstandeskräfte auf irgend eine Art

geübt

geübt hätte, daß andre Nationen zwar in einem Jahre ziemlich Französisch reden lernen, daß sie aber bereits Kenntnisse von ihrer Grammatik, von allerley Moralischen, Physikalischen und andern Begriffen haben, die sie in ihrer Sprache so gut ausdrücken können, als wir in unserer, und daß sie gleichsam nur die Uebersetzung dieser Begriffe ihrem Gedächtnisse einprägen dürfen. Mein Insulaner hat nur eine geringe Anzahl von Begriffen, so wie man sie von einer Nation, welche so simpel lebt, und so wenige Bedürfnisse hat, verlangen kann. Man hätte also einem bisher gar nicht geübten Verstande, erst unzählige erste Begriffe von Dingen beybringen müssen, ehe er die Worte, die solche in unserer Sprache ausdrücken, lernen konnte. Dieses hätte ich ohngefehr antworten können; allein dazu wären einige Minuten nöthig gewesen, und ich bemerkte, daß diejenigen leichtsinnigen Köpfe, die mich mit ihren Fragen am meisten quälten, insgemein schon wieder den Rücken wandten, ehe ich mich auf eine Antwort gefaßt machen konnte.

Ob Aoturu gleich nur wenige Worte unsrer Sprache herausbringen konnte, so gieng er doch täglich allein in der Stadt umher, ohne sich zu verirren, und kaufte zuweilen Kleinigkeiten, die er selten über ihren wahren Werth bezahlte. Von den Schauspielen gefiel ihm nur die Oper, weil er den Tanz sehr liebte. Er wußte die Tage, wenn sie gespielet wurde, sehr genau, gieng allein hin, und bezahlte beym Eingange. Unter den vielen Personen, die ihn sehen wollten, wußte er sich diejenigen die ihm Gutes erwiesen, sehr wohl zu merken, und war zu dankbar gesinnt, als daß er sie vergessen sollte. Er hielte insonderheit viel auf die Herzoginn von Choiseul, die

ihn

ihn mit Wohlthaten und Freundschaft überhäufte, wodurch er mehr gerührt ward, als durch Geschenke. Er gieng allein hin, ihr seine Aufwartung zu machen, wenn er wußte, daß sie in Paris war.

Er reiste im März 1770. wieder aus Paris ab, und gieng aus Rochelle mit dem Schiffe Brisson nach der Isle de France unter Seegel. Man hat ihm der Sorgfalt eines Kaufmanns, der dahin reiste, und das Schiff zum Theil mit ausgerüstet hatte, anvertrauet, und der König hat dem Statthalter der Insel befehlen lassen, den Aoturu von dort nach seiner Insel Taiti zu schaffen. Ich habe eine weitläuftige Nachricht mitgeschickt, wie man von dort aus nach Taiti fahren muß, und selbst neun tausend Thaler als den dritten Theil meines Vermögens hergegeben, um ein Schiff, das ihn nach Taiti bringen soll, auszurüsten. Die Herzoginn von Choiseul hat eine Summe Geldes bezahlt, um eine Menge von allerley benöthigten Werkzeugen, Saamenkörnern, und Rindvieh für die Insulaner anzuschaffen, und der König von Spanien erlaubet, daß dieses Schiff im Nothfall an den Phillippinischen Inseln landen darf. Möchte Aoturu so glücklich seyn, und seine Nation bald wieder sehen! Ich will noch kurzlich anzeigen, was ich ohngefehr in meinen Unterredungen mit ihm über die Sitten seines Landes begreifen können.

Ich habe bereits gesagt, daß die Einwohner dieser Inseln ein gewisses göttliches Wesen glauben, das man durch kein Bildniß vorstellen kann, und wiederum andere Untergottheiten von zweyerley Art, die sie unter hölzernen Bildern vorstellen. Sie verrichten beym Auf- und Untergange der Sonne gewisse Gebete, und haben bey einzelnen Vorfällen eine

Menge von abergläubischen Gewohnheiten, um den Einfluß der bösen Genien abzuhalten. Als Aoturu den Kometen im Jahre 1769. zu Paris sahe, gab er mir zu verstehen, daß man diese Sterne in seinem Lande sehr wohl kenne, und daß sie erst nach vielen Monden wieder erscheinen. Sie nennen die Kometen Evetou-Eave, und verbinden keinen Begriff von Unglück damit. Von den sogenannten Sternputzen glauben sie, daß es Genien sind, die etwas Böses thun.

Die Klügsten von diesem Volke, sind zwar keine Astronomen, wie man in den Zeitungen gelesen, sie geben aber doch den berühmtesten Gestirnen besondre Namen. Sie verstehen ihre Bewegung, und richten sich in der offenbaren See darnach, wenn sie von einer Insel zur andern schiffen. Sie machen zuweilen Reisen von zweyhundert Meilen, wobey sie das Land völlig aus dem Gesichte verlieren. Bey Tage ist die Sonne ihr Kompas, und des Nachts die Stellung der Gestirne. Zwischen den Wendecirculn sind die Nächte fast allemal helle und ungewölkt.

Aoturu hat mir verschiedene Inseln genennet, die theils Bundsgenossen von Taiti, theils beständige Feinde von ihnen sind. Zu den erstern gehören Aimeo, Maorua, Aca, Ouaitia und Tapua-massu; zu den letztern hingegen Papara, Aiastea, Otaa, Tumaraa, und Opoa. Diese Inseln sind eben so groß als Taiti. Die Insel Pare, wo es sehr viele Perlen giebt, hält es bald mit ihnen, bald nicht. Enuamotu und Tupai sind zwey kleine unbewohnte Inseln, wo es sehr viele Baumfrüchte, Schweine, Geflügel, Fische und Schildkröten giebt: sie bilden sich aber ein, daß sich Genien daselbst aufhalten, daß die Schiffe unglücklich sind, welche diese geheiligten

ligten Oerter von ohngefehr oder aus Neugierde besuchen, und daß es den Menschen das Leben kostet. Diese Inseln liegen in verschiedener Entfernung von Taiti, die weiteste erfordert nach des Aoturu Beschreibung, funfzehn Tagereisen. Vermuthlich hielt er unser Vaterland ohngefehr so weit, als er sich entschloß mit zu gehen.

Ich habe oben gesagt, daß die Einwohner von Taiti in einem beneidenswerthen Zustande zu leben scheinen. Wir glaubten anfangs, daß eine Gleichheit der Stände unter ihnen herrschte, und daß sie vermöge ihrer Freyheit nur gewissen allgemeinen Gesetzen unterworfen wären, die auf das Beste des Ganzen abzielten. Allein der Unterschied der Stände ist merklich, und der Unterschied für die Niedrigen sehr empfindlich. Die Könige und Vornehmen haben über das Leben ihrer Sklaven und Knechte völlige Gewalt. Ich vermuthe sogar, daß sie dasselbe Recht auch über den gemeinen Mann haben, den sie Tataeina, das ist, schlechte Menschen nennen, wenigstens ist es gewiß, daß man zu den Menschenopfern allezeit welche aus dieser Klasse nimmt. Fleisch und Fische sind nur eine Speise der Vornehmen, die übrigen müssen sich mit Hülsenfrüchten und Obst behelfen. Der Unterschied der Stände äußert sich sogar in der Leuchtung bey der Nacht, der gemeine Mann brennt in dieser Absicht eine andere Art von Holz als die Vornehmen. Die Könige haben allein das Recht, vor ihrem Hause eine Art Weiden, welche die thränende Weide (saule-pleureur) heißt, zu setzen. Wenn man ihre Zweige krümmt und in die Erde steckt, so kann man sie so weit ausbreiten, als man will. Zu Taiti dient sie den Königen zum Speisesaal.

Die Vornehmen unterscheiden ihre Bedienten nach ihrem Range durch die Tracht, nämlich bey einigen tragen diese den Zeug, damit sie sich umgürten, hoch, und bey andern niedriger. Die Bedienten der Regenten binden sich solchen unter den Armen, hingegen bey den geringsten unter den Vornehmen ist der ganze Oberleib bis auf die Hüften bloß. Die Zeit zum Essen ist zu Mittage, und wenn die Sonne untergegangen ist. Die Männer essen nicht mit den Weibern zugleich, diese legen den Männern aber die von den Bedienten aufgetragenen Speisen vor.

Die Gewohnheit zu trauern ist in Taiti üblich. Wenn ein König stirbt, so trauert die ganze Nation. Die Trauer der Kinder für ihren Vater währet lange. Die Weiber betrauren ihre Männer, diese thun es aber nicht, wenn sie ihre Weiber verlieren. Das Zeichen der Trauer besteht in gewissen Federn, von einer dem Tode gleichsam heiligen Farbe, und in einem Schleyer vor dem Gesichte. Wenn die Vornehmen, die eine Trauer haben, ausgehen, so begleiten sie einige Sklaven, welche auf eine gewisse Manier mit Kastagnetten schlagen. Der traurige Ton deutet an, daß ihnen jedermann Platz macht. Vielleicht soll dieses eine Art von Achtung seyn, die man für ihre Betrübniß hat, oder vielleicht glaubt man, daß ihre Annäherung von schädlichen Folgen oder unglücklicher Vorbedeutung ist. Uebrigens geht es zu Taiti wie an andern Orten, man mißbraucht die ehrwürdigsten Gebräuche. Aoturu hat mich versichert, daß diese Traueranstalten die verliebten Zusammenkünfte begünstigten, vermuthlich bey solchen Weibern, deren Männer nicht nachsichtig genug sind. Weil sich, wenn man die Kastagnetten hört, alles entfernt, und der Schleyer alles versteckt, so dürfen die Verliebten desto weniger besorgen entdeckt, und gestraft zu werden.

Bey Krankheiten, die etwas bedenklich sind, versammlen sich die nächsten Verwandten im Hause des Kranken, essen und trinken, so lange solche währt, bey ihm, und verpflegen ihn bey Tage und bey Nacht. Das Aderlassen ist bey ihnen üblich, aber weder am Arm noch am Fuße. Ein Taua, das ist ein Arzt oder Unterpriester, schlägt eine gewisse Ader (sagittalis) über der Hirnschädel mit einem spitzigen Stückchen Holze, und bindet die Wunde, wenn Blut genug gelassen ist, mit einer Binde um den Kopf wieder zu. Den folgenden Tag wäschet er die Wunde mit Wasser aus.

Dieß ist das vornehmste, was ich von den Gewohnheiten dieses neu entdeckten Landes theils während meines Aufenthaltes, theils aus den Unterredungen mit dam Aoturu angemerkt habe. Bey der Ankunft auf der Insel bemerkten wir, daß verschiedene Wörter, welche die Insulaner aussprachen, in einem Verzeichnisse von Wörtern stunden, welches bey der Reise des le Maire unter dem Titel: Wörterbuch der Cocusinseln, angehängt ist. Nach der angeblichen Lage des le Maire und Schouten können diese Inseln auch wirklich nicht weit von Taiti liegen, vielleicht sind es gar einige von denen, die mir Aoturu genannt hat. Die Sprache in Taiti ist sanft, wohlklingend und leicht auszusprechen. Die Wörter bestehen meistens aus Vokalen ohne Aspiration, und haben keine von den Sylben, welche die Franzosen muettes, sourdes und nazales nennen, noch die gehäuften Consonanten, welche die Aussprache gewisser Sprachen so schwer macht. Aoturu konnte daher die Französische Aussprache nicht lernen, und zwar aus eben den Ursachen, weswegen unsere Sprache nicht geschickt zur Musik ist. Man würde ihm

leichter das Spanische und Italienische beygebracht haben.

Herr Pereire, der sich durch sein Talent, taub und stumm Geborne das Sprechen zu lehren, bekannt gemacht, hat den Aoturu verschiedenemal genau untersucht, und es bey ihm physikalisch unmöglich gefunden, viele unserer Sylben auszusprechen. Er hat die Güte gehabt, mir darüber den unten stehenden kleinen Aufsatz mitzutheilen *).

Die

*) „Herr von Condamine hat mich ersucht, nebst ihm „zu dem Aoturu zu gehen, um die Sprache dieses „Insulaners, welche man ihm als sehr sonderbar „beschrieben, zu untersuchen, welches wir auch den „25ten April 1769. thaten.„

„Weil mir gesagt worden, daß er das Französische nicht aussprechen konnte, so suchte ich zuerst „zu erfahren, welche Töne diese Schwierigkeit verursachten. Ich sagte ihm also alle im Französischen „übliche Töne nach einander vor, und fand zu meiner Verwunderung, daß er, aller Mühe ohngeachtet, die er sich gab, gleichwohl keinen von den Consonanten aussprechen konnte, damit die Sylben *la*, „*da*, *fa*, *ga*, *sa*, *za*, anfangen, eben so wenig den Ton des „*l mouillée*, und der *voyelles nazales*. Er konnte die „Aussprache von *cha* und *ja* nicht unterscheiden, das „*b* und *l* sprach er undeutlich aus, und noch viel undeutlicher das doppelte *r*, oder das *r* zu Anfange. „Ich vermuthe, ob ich es gleich nicht versucht habe, „daß er das einfache *r*, wenn ein *p*, *t*, oder *v* gleich „vorher steht, auch nicht gut herausbringen wird, „ob er gleich diese Consonanten wenn sie bey Vocalen stehen, ausspricht. Folglich wird es ihm schwer „werden, die Sylben, *pre*, *trou*, *vrai*, herauszubringen, da er doch *Pouraveri* deutlich ausspricht. „Er nannte sich selbst so, und wollte sich dadurch den „Namen *Bougainville* beylegen. Es ist merkwürdig, „daß er diesen Namen nie auf eine andere Art herausbringen können.„

„Mei-

Die Sprache auf der Insel Taiti ist ziemlich wortreich, welches ich unter andern daraus schließe, daß

 Aoturu

„Meine Muthmaßung ist gegründet; denn wenn „er mit Herrn Bougainville redete, so bemerkte ich, „daß er niemals zwey Consonanten hinter einander „aussprach, sondern allemal einen Vokal dazwischen „setzte. In dem Wörterbuche, welches Herr Bou„gainville von dieser Sprache aufgesetzt hat, finde „ich unter zwey hundert und funfzig Wörtern nur „ein einziges, nämlich *raum'ra*, (Bedeckung des „Hauptes) wo zwey Consonanten hinter einander „stehen, weswegen ich fast vermuthe, daß hier zwi„schen den *m* und *r* ein Vokal ausgelassen ist.„

„Diese Sprache ist so sanft, daß sich alle Wör„ter mit Vokalen endigen, und dieses mußte entwe„der seyn, oder kein Wort mit einem Consonanten „anfangen, sonst würde man zwey Consonanten, ei„nen am Ende des einen Wortes, und den andern „zu Anfang des andern, hinter einander, ohne einen „dazwischen geschobenen Vokal hören. In diesem „Falle hätte ich die vorhergehende Anmerkung nicht „machen können.„

„Die Wörter im obgedachten Wörterbuche des „Herrn Bougainville fangen entweder mit Vokalen, „oder mit den Consonanten *p*, *r*, *m*, an, sehr we„nige mit einem *r*, und gar nur zwey mit einem *n*. „Vermuthlich sind diese letztern Wörter nur aus Irr„thum so geschrieben, und es giebt in dieser Sprache „nur die drey Consonanten *m*, *p*, *r*, mit denen sich Wör„ter anfangen. Außer dem, was ich bereits vom *r* gesagt „habe, setze ich noch hinzu, daß Poutaveri die Sylben „*ma*, *pa*, *ra* deutlich nachsprach, aber mit den Sylben, „die mit andern Consonanten anfiengen, nicht so gut „fertig werden konnte. Es mochte ihm nun in der That „schwer werden oder nicht, so suchte er doch allemal „vorher einen Vokal, und zwar meistens mit einer „Aspiration anzuhängen, woraus ich schließe, daß „er diese Sylben niemals anders aussprechen lernen.

„Wären auf seiner Insel Wörter, die mit den „Sylben *na*, *ra*, *va* anfiengen, so würde er diese

„eben

Aoturu während der Reise alles, was ihm merkwürdig schien, in gewisse abgemessene Strophen brachte, die

„eben so rein und deutlich aussprechen, als *ma, pa, ta,* „nämlich ohne zu stottern, oder einen Ton vorher „anzuhängen. Ein ähnlicher Fehler der Gewohnheit ist es bey den Franzosen, daß sie das „sogenannte *l mouillée*, zwar in der Mitte so gut als „die Spanier aussprechen, daß es ihnen aber zu Anfange des Wortes schwer wird, als bey den Spanischen Wörtern *llamar*, *llavar*. Einem Spanier „wird es hingegen am Ende eines Wortes schwer, als „bey dem Französischen Worte *bétail*, oder *soleil*. „Die Ursache ist, weil sich von der erstern Art kein „Wort bey den Franzosen, und von der letztern keines bey den Spaniern findet.„

„In verschiedenen Wörtern des Wörterbuchs von „Taiti, habe ich Consonanten gefunden, welche „Poutaveri entweder gar nicht, oder nur undeutlich „aussprechen konnte. Ich schließe daraus, daß man „diese Consonanten in Ermangelung andrer genommen hat, wodurch der eigentliche Ton derselben „richtiger ausgedruckt werden könnte. Diese Wörter sind 1) *Abobo* (morgen) *eaibou*, ein Gefäß, „*tubabau*, weinen, und *obou*, der Bauch. Diese „Wörter setzen eine deutliche Aussprache des Buchstabens *b* voraus, da er solchen doch nur wie die „Spanier ausspricht, nämlich ohne beynahe die Lippen zusammen zu schließen. 2) *maglli*, kalt, *allelo*, „die Zunge, und andere mehr, daraus man schliessen sollte, daß diese Sprache das g *guttural* hätte, „da es ihr doch ganz und gar mangelt, so wie auch „das *l*, welches meinem Bedünken nach nicht deutlich darinn vorkommt.„

„Das Wort Flöte *evuvo* scheint mir sehr merkwürdig, weil es beweiset, daß diese Sprache den Ton „des Französischen Vokals *u* hat, den andere Nationen nicht kennen.„

„Das Wort *Aoua* bedeutet zugleich Regen und die „Testickeln, das Wort *érai* bedeutet Meer und weinen. Wenn diese Wörter gleich mehrerley bedeu-

„ten,

die er recitativenmäßig aus dem Stegereife absang, dieß war gleichsam seine Reisebeschreibung. Es kam uns vor, daß er in seiner Sprache Ausdrücke fand, um die vielen für ihm ganz neuen Gegenstände zu beschreiben. Ueberdieses hörten wir, daß er täglich neue Wörter sagte, deren er sich bisher noch nicht bedient hatte. Unter andern sagte er ein langes Gebet her, welches er das Gebet der Könige hieß, wovon ich nicht zehn Worte verstund.

Aoturu erzählte mir, daß ohngefähr acht Monate vor unserer Ankunft ein Englisches Schiff in Taiti gewesen, welches kein anderes als das seyn kann, welches Wallace kommandirte. Derselbe Zufall, welcher uns nach Taiti führte, brachte die Engländer auch hieher, während der Zeit, daß wir im Flusse la Plata lagen. Sie haben einen Monat hier gelegen, und alles ist sehr freundschaftlich unter

„ten, so giebt es dafür auch wieder andere Wörter die einerley bedeuten, weinen heißt z. E. *érai*, und „*rubabou*, weiß, *ateatea*, und *eaui*.„

„Wenn man verschiedene Wörter dieser Sprache „mit einander vergleicht, so zeigt sich darinne eine „gewisse Kunst und Geschicklichkeit in der Zusammensetzung, z. E. *Epouta*, eine Narbe, kommt gewiß „von *pouta*, eine Wunde; *evaie*, feucht, von *evai*, „Wasser; *mamai*, krank, und *taua-mai*, ein Arzt, „von *mai*, ein Uebel her, u. s. w.„

„Man sollte denken, daß da die Sonne, *era*, das „schönste Wesen in der Natur ist, welches allen Dingen das Leben giebt, es müßten von *era* viele Wörter abstammen, die mit den Eigenschaften der „Sonne eine Verwandtschaft haben. Gleichwohl „habe ich nur ein paar Wörter in dem mehrerwähnten Wörterbuche von zwey hundert und funfzig „Wörtern gefunden, die mir gewiß von *era* abzustammen scheinen, nämlich *erai*, der Himmel, *uera*, „warm, und *erao*, das weibliche Geburtsglied.„

ihnen zugegangen, ausgenommen, daß die Insulaner die Engländer einmal in der Absicht ihnen das Schiff zu rauben, angegriffen. Daher kam es vermuthlich, daß sie das Eisen kannten, und ihm den Namen Auri beylegten, welches einige Aehnlichkeit mit dem Englischen Worte *iron* hat, welches Eisen bedeutet. Ich kann nicht behaupten, ob die Insulaner von den Engländern auch venerische Krankheiten bekommen; wenigstens fanden sich solche bey ihnen, als wir da waren, wie wir bald mit mehrerem anzeigen werden.

Viertes Kapitel.

Abreise von Taiti. Entdeckung neuer Inseln. Reise bis über die neuen Cykladen.

Man hat bisher gesehen, mit wie vielen guten und schlimmen Umständen der Aufenthalt zu Taiti begleitet gewesen. Bis auf den letzten Augenblick unserer Abreise verfolgten uns Unruhe und Gefahren. Inzwischen sahen wir das Land als einen Freund an, den man mit allen seinen Fehlern liebt. Den 16ten April befanden wir uns früh sechs Meilen in Nordosten von der nördlichen Spitze entfernt, und ich setzte hier den Punkt zur Bestimmung der ferneren Reise fest. Gegen Mittag entdeckten wir Land vor uns, welches drey Inseln zu seyn schienen, fanden aber bald, daß es drey Spitzen einer einzigen waren, und hinter derselben glaubten wir noch eine andere zu sehen. Diese Insel hat Ufer von einer mittelmäßigen Höhe und viele Waldung. Man sieht sie vier bis fünf Meilen weit in der See. Aoturu nannte sie Oumaitia, und gab uns sehr deutlich zu verstehen, daß die Einwohner Freunde seiner Nation

tion wären, daß er daselbst eine Geliebte habe, daß man uns eben so aufnehmen und eben solche Erfrischungen liefern würde, als in Taiti.

Als wir diese Insel noch an demselben Tage aus dem Gesichte verloren hatten, richtete ich meinen Lauf dergestalt ein, daß wir nicht auf die so genannten Gefahrinseln, wo der Admiral Roggewin so viel ausgestanden, geriethen. Zween Tage darauf hatte ich einen Beweis, daß die Bewohner der Inseln des Südmeeres, wenn sie gleich weit von einander entfernt sind, gleichwohl eine Verbindung unter einander haben. Nachdem Aoturu bey einer hellen Nacht die Sterne eine Weile sehr aufmerksam betrachtet hatte, zeigte er auf den hellen Stern in der Schulter des Orions, und sagte, wir würden, wenn wir unsern Lauf gegen solchen richteten, in ein paar Tagen ein mit allem versehenes Land finden, das er kenne, und wo er Freunde hätte; wir glaubten auch aus seinen Geberden zu schließen, daß er ein Kind daselbst habe.

Weil ich meinen Lauf nicht änderte, wiederholte er verschiedene mal, daß es daselbst Cocos, Bananes, Hühner, Schweine und insonderheit Weiber gäbe, die sehr gefällig wären. Als er sahe, daß seine Erinnerungen nichts halfen, lief er voller Unmuth zum Steuer, dessen Gebrauch er bemerkt hatte, und wollte dessen Richtung ändern, um gegen den angezeigten Stern zu fahren. Man hatte viel Mühe ihn zu besänftigen, weil ihn die abschlägliche Antwort sehr kränkte. Den andern Morgen stieg er mit Anbruche des Tages auf den Mastkorb, und sahe den ganzen Vormittag nach der Gegend, wohin er uns führen wollte, vermuthlich in der Hoffnung das Land zu entdecken. Er wußte uns den Abend vor-

her alle große Sterne, die wir ihm zeigten, ohne Anstand zu nennen. Nach der Zeit erfuhren wir, daß er den Mondswechsel und die verschiedenen Merkzeichen kannte, woraus man auf der See eine Veränderung des Wetters schließt. Wir haben aus seinen Zeichen deutlich schließen können, daß dieses Volk die Sonne und den Mond für bevölkert hält. Was für ein Fontenelle muß sie die Mehrheit der Welten gelehrt haben?

Die übrigen Tage des Aprils hatten wir schönes Wetter. Ich verlor den 26sten meinen Lotsen oder Pratique an einem Schlagflusse. Man nennt diese Lotsen Pilotes-côtiers, weil sie der Französischen Küsten kundig seyn müssen. Die königlichen Schiffe sind allemal mit einem versehen, und sie sind von den Personen, die man unter dem Schiffsvolke Pilotes und Aide-Pilotes oder Pilotins nennt, verschieden. Man macht sich insgemein einen verkehrten Begriff von den Verrichtungen dieser Lotsen auf den königlichen Schiffen, und glaubt, daß sie den Lauf des Schiffes bestimmen. Ich weis nicht, ob man bey andern Nationen das für die Schiffahrt so wichtige Pilotiren und Sondiren des Grundes den Subalternen überläßt; aber auf den Französischen königlichen Schiffen besteht ihr Amt darinn, daß sie auf die Matrosen am Steuerruder Acht geben müssen, damit sie nach dem Striche, den der Kapitän allein bestimmt, steuern. Sie müssen alle dabey vorzunehmende Veränderungen genau anzeigen, auf den Wind und auf die Signale genau Acht geben. Alles dieses dürfen sie nicht eigenmächtig thun, sondern sie stehen unter dem Wacht habenden Officier.

Ich verglich in diesem Monate meinen geschätzten Weg zweymal mit den astronomischen Bemerkungen

kungen des Herrn Vernon. Das erstemal bey Taiti war ich um dreyzehn Minuten zehn Secunden weiter westwärts, und das andere mal am 27sten zu Mittage um einen Grad dreyzehn Minuten sieben und dreyßig Secunden weiter ostwärts. Uebrigens machen die in diesem Monate entdeckten Inseln die zwote Abtheilung der Inseln des weiten Südmeeres aus. Ich habe ihnen den Namen der Archipel von Bourbon gegeben.

Den 3ten May entdeckten wir mit Anbruche des Tages neues Land gegen Nordwesten in einer Entfernung von fünf bis sechs Meilen. Ich ließ gegen die nordliche Spitze steuern, um das Land, welches eine hohe Küste zu haben schien, zu untersuchen. Des Aoturn seine Kenntnisse von dem Ocean erstreckten sich nicht bis hieher, denn sein erster Gedanke beym Anblicke desselben war, wir wären hier zu Hause. Den Tag über hatten wir bald Stoßwinde, bald Windstille, bald Regen und Strichwinde aus Westen, welche in diesen Meeren, sobald man Land in der Nähe hat, gewöhnlich abwechseln. Gegen Abend konnten wir drey Inseln unterscheiden, deren eine viel größer war, als die übrigen beyden. Wir behielten sie des Nachts beym Mondenscheine im Gesichte, und fuhren früh längst der östlichen Küste der größten Insel vorbey, welche die längste und ohngefähr ein paar Meilen lang ist. Das Ufer ist allenthalben steil, die ganze Insel scheint gleichsam ein großer mit Bäumen bewachsener Berg ohne Thäler und Ebenen zu seyn, gegen den die See allenthalben eine starke Brandung verursacht. Wir sahen hin und wieder Feuer und Hütten, die oben spitzig zuliefen, mit Schilf bedeckt waren, und unter dem Schatten von Cocusbäumen lagen. Ohngefähr dreyßig

Menschen

Menschen liefen am Ufer hin und her. Die beyden kleinen Inseln liegen eine Meile von der großen, und sind nur durch einen kleinen Kanal von einander getrennt. Sie haben ohngefähr eine halbe Meile im Umfange und ebenfalls ein sehr steiles Ufer.

Ich wollte um Mittag zwischen der großen und den beyden kleinen Inseln durchseegeln, ließ aber wegen einer auf uns zurudernden Pyroge die Seegel fallen. Sie näherte sich bis auf einen Pistolenschuß; die fünf darinn sitzenden Männer wagten sich aber nicht weiter, ob wir ihnen gleich alle nur mögliche Zeichen der Freundschaft gaben. Sie waren ganz nackend bis auf den Unterleib, und wiesen uns Wurzeln und Cocusnüsse. Aoturu zeigte sich ihnen nackend, und redete seine Sprache, aber sie verstunden ihn nicht. Es muß also hier eine andere Nation wohnen. Sie schienen die Sachen, welche wir ihnen zeigten, gerne haben zu wollen, hatten aber gleichwohl nicht das Herz sich zu nähern. Sobald sie merkten, daß ich ein Boot ins Wasser ließ, nahmen sie die Flucht, und ich wollte sie auch nicht weiter verfolgen. Bald darauf seegelten andere Pyrogen auf uns zu, die nicht so mißtrauisch schienen, und kamen so nahe, daß wir den Tausch treffen konnten, keiner wagte sich aber am Bord.

Wir erhielten Jamamen, Cocusnüsse, eine Wasserhenne mit vortrefflichen Federn, und einige Stücke schöne Schildkrötenschaale. Einer von ihnen hatte einen Hahn, zu dessen Tausch wir ihn aber nicht bewegen konnten. Sie tauschten uns auch Zeuge von derselben Art aus, aber lange nicht so schön, als die zu Taiti, und von schlechter brauner, rother und schwarzer Farbe, ferner schlecht gemachte Angeln von Fischgräten, einige Matten und Lanzen sechs Fuß

lang

lang von durch Feuer gehärtetem Holze. Sie verlangten kein Eisen, sondern zogen kleine Stückchen von rothem Zeuge den Nägeln, Messern und Ohrringen vor, welche in Taiti so begierig gesucht wurden. Ich halte diese Insulaner für weniger sanft und gutherzig, als die von Taiti. Ihre Gesichtszüge schienen wilder, und man mußte sich für ihre List in Acht nehmen, um nicht im Tauschen betrogen zu werden.

Sie schienen uns mittelmäßiger Statur zu seyn, aber hurtig und von aufgeräumtem Wesen. Sie streichen ihre Brust, und Lenden bis auf die Knie dunkelblau an, ihre Farbe war braungelb, aber einer unter ihnen war viel weißer als die übrigen. Sie schneiden sich den Bart ab, oder raufen sich die Haare davon aus; einer trug ihn etwas lang. Alle hatten schwarze Haare, die auf dem Kopfe etwas in die Höhe stunden.

Ihre Pyrogen sind mit ziemlicher Kunst gemacht, und haben einen in der See seitwärts liegenden Balken, der das Gleichgewicht des Fahrzeuges hält, wie die Pyrogen in Taiti; das Vorder- und Hintertheil ist nicht in die Höhe gebogen. Sie führen dreyeckichte Seegel, welche aus verschiedenen Matten zusammen gesetzt, und an zwo Stangen befestigt sind, deren eine gleichsam statt des Mastes, und die andere das Seegel damit aus einander und zusammen zu nehmen dient. Die Wilden verfolgten uns mit diesen Pyrogen ziemlich weit in die See, als wir unsere Seegel bereits aufgezogen hatten. Einige kamen auch von den beyden kleinen Inseln; in der einen saß eine alte heßliche Frau. Aoturu bezeigte für diese Wilden eine große Verachtung.

Wir

Wir bekamen, als wir vor der großen Insel waren, etwas Windstille, weswegen ich nicht durch den Kanal gieng, wo einige gute Ankerplätze zu seyn schienen. Gegen Abend entdeckten wir in Westsüdwesten abermals neues Land, welches sich als drey frey stehende Berge darstellte; den 5ten früh zeigte sich, daß dieses die Spitzen einer schönen Insel waren, darinn Berge mit großen Ebnen abwechseln, welche mit Cocusbäumen und vielen andern Arten besetzt sind. Wir seegelten längst der südlichen Küste hin, ohne wegen der heftigen Brandung der See eine Möglichkeit zum Ankern zu finden. Gegen Westen erstreckt sich eine Bank auf eine Meile in die See. Da wir die Küste der Insel aus so vielen Gesichtspunkten gesehen, so haben wir ihre Lage genau bestimmen können.

Unsere Schiffe wurden von einer großen Menge von Pyrogen umgeben, deren Bauart den jetzt beschriebenen völlig gleich war. Sie wollten sich uns aber nicht nähern, eine einzige ausgenommen, welche an die Etoile fuhr. Die Wilden schienen uns durch Zeichen verstehen geben zu wollen, daß wir ans Land kommen sollten, die Brandung verhinderte uns aber daran. Ob wir gleich ein paar Meilen in der Stunde seegelten, so drehten sich die Pyrogen, welche ebenfalls ihre Seegel aufgespannt hatten, mit einer solchen Behendigkeit um unsere Schiffe herum, als wenn wir vor Anker lägen. Von dem Maste entdeckte man verschiedene, die gegen Süden fuhren.

Um sechs Uhr Morgens hatten wir bereits noch eine andere Insel in Westen gesehen. Wir verloren sie nachgehends durch Nebel aus dem Gesichte, sahen sie aber um zehn Uhr wieder. Die Küste lief gegen Südwesten, und schien eben so hoch und im Umfange

so

so groß zu seyn, als die vorige Insel. Nach Mittage entstund ein Nebel, welcher den folgenden Tag anhielt, daher wir nichts weiter davon sahen, als daß an der nordostlichen Spitze noch zwo kleine Inseln von ungleicher Größe lagen.

Die Länge dieser Inseln trifft ohngefähr mit derjenigen überein, in der sich Abel Tasman zu seyn glaubte, als er die Inseln Rotterdam, Amsterdam, Pilstaar, Prinz Wilhelm und die Bank von Fleemskerk entdeckte. Es ist auch ohngefähr dieselbe, welche man den Salomonsinseln beylegt. Die Pyrogen, welche gegen Süden segelten, schienen anzudeuten, daß daselbst noch andere Inseln liegen, welche eine Kette von Inseln unter einem Meridiane ausmachen. Wir haben ihnen den Namen Archipel des Navigateurs beygelegt.

Den 11ten früh entdeckten wir gegen Westsüdwest in einer Entfernung von vier Meilen Land, welches wir anfänglich als zwo besondere Inseln ansahen. Nachdem die Windstille uns einen ganzen Tag davon in der Entfernung gehalten, fand sich endlich den 12ten, daß die zwo hohen Spitzen durch Land zusammen hiengen, welches eine gegen Nordost offene Bay formirte. Wegen des widrigen Windes konnten wir uns der Insel, die ich l'enfant perdu nannte, nur auf vier Meilen nähern.

Das schlimme Wetter hielt vom 6ten bis zum 20sten fast beständig an, während der Zeit hatten wir bald Meerstille, bald Regen, bald Westwinde gegen uns. Ueberhaupt ist man in dem Süd- oder stillen Meere den Stürmen ausgesetzt, so bald man sich dem Lande nähert, zumal wenn der Mond im Abnehmen ist. Wenn der Himmel oft mit dicken

Wolken

Wolken überhäuft, oder solche fest am Horizonte stehen, so kann man fast allemal sicher seyn, daß Land in der Nähe ist, und muß auf seiner Hut seyn. Man kann sich nicht vorstellen, mit wie vielen Unruhen und ängstlichen Sorgen man in diesen unbekannten Meeren schifft, da man auf allen Seiten unvermuthete Klippen oder Inseln gewärtig seyn muß; diese Unruhen sind unter dem heißen Erdstriche wegen der langen Nächte desto gegründeter und lebhafter. Wir mußten gleichsam beständig im Finstern tappen, und unsern Lauf ändern, sobald der Horizont vor uns zu finster war. Der Mangel an Wasser und Lebensmitteln, die Nothwendigkeit den Wind zu nutzen, wenn er sich einstellte, erlaubten uns nicht langsam zu reisen, und alle mögliche Behutsamkeit anzuwenden, oder mit eingezogenen Seegeln zu warten, bis sich die Finsterniß verloren hatte.

Der Scharbock stellte sich nunmehr wieder ein. Bey dem größten Theile des Schiffsvolkes und fast allen Officiers war das Zahnfleisch angegriffen und der Mund erhitzt. Wir hatten keine frischen Speisen mehr, als für die Kranken, und empfanden, wie schwer man sich an elendes gesalzenes Fleisch und verdorbenes Gemüse gewöhnt. Zugleich äußerten sich auf beyden Schiffen Spuren von venerischen Krankheiten, die alle Kennzeichen der Europäischen hatten. Aoturu war gleichfalls angesteckt; es scheint aber, daß man in seinem Lande nicht viel daraus macht, inzwischen ließ er sich die Kur gefallen. Columbus brachte dieses Uebel aus Amerika, hier finden wir es auf einer kleinen Insel mitten in dem ungeheuerem Weltmeere. Sollten es die Engländer hergebracht haben? oder hat jener Arzt Recht, welcher behauptet,

daß

daß es auch entstehen würde, wenn man eine gesunde Frau mit vier gesunden starken Männern einschlöße, und sich mit ihnen vermischen ließe.

Den 22ten May mit anbrechendem Tage sahen wir in Westen einen langen Strich Landes, und unterschieden, mit Aufgang der Sonnen, zwo Inseln. Die größte erstreckte sich nach Nordwesten, und schien sechs Meilen lang. Weil es Pfingsttag war, nannten wir sie die Pfingstinsel, und die andere die Auroreninsel, weil wir sie in der Frühe erblickten. Wir gedachten anfangs zwischen beyden durchzugehen, mußten aber wegen des Windes um die letztere Insel hinum, und sahen, als wir ihre nordliche Spitze erreichten, rechter Hand eine kleine Insel in der Gestalt eines Zuckerhutes, der wir den Namen Pic de l'Etoile gaben. Indem wir uns in der Nähe der Auroreninsel befanden, fand sich, daß solche mit Holz besetzt und mit steilen Ufern versehen war. Um zwey Uhr sahen wir jenseits derselben, in einer Entfernung von sechs Meilen, hohe Berge in Südsüdwesten, und Nachmittags noch ein anderes Land in Westsüdwesten, in der Weite von ohngefähr acht Meilen.

In der Nacht suchten wir eine mehrere Höhe in Südost zu erreichen, um zu sehen, ob die hohen Berge in Südsüdwesten zur Pfingstinsel gehörten, oder eine besondere Insel ausmachten. Dieses fand sich am 23sten so. Die Pfingst- und Auroreninsel liegen ohngefähr unter demselben Meridiane eine Meile von einander. Die dritte liegt ein paar Meilen in Südwest von der Auroreninsel, hat eine nordwestliche Küste von sechs Meilen in der Länge, und ebenfalls steile und mit Holz besetzte Ufer. Verschiedene Pyrogen fuhren längst der Insel, sie schienen

aber keine Luſt zu haben, ſich zu nähern. Wir konnten keine Hütten, ſondern nur vielen Rauch vom Ufer an bis gegen die Spitzen der Berge, im Holze entdecken. Nahe am Lande fanden wir auf funfzig Faden keinen Grund.

Ein, dem Anſcheine nach, guter Ort zum Anlanden bewog mich ans Land zu ſchicken, um Holz zu fällen, welches wir höchſt nöthig brauchten, das Land zu unterſuchen, und zu ſehen, ob wir nicht Erfriſchungen für die Kranken erhalten könnten. Ich ſandte alſo drey bewaffnete Böte ans Ufer, und hielt mich am Bord in Bereitſchaft, um ihnen Hülfe zu ſchicken, und mit der Artillerie von den Schiffen beyzuſtehen. Nachmittags gieng ich mit einigen andern ebenfalls ans Land, und fand unſere Leute mit Holzfällen beſchäfftigt, und die Einwohner halfen es in die Böte tragen. Der commandirende Officier ſagte mir, daß die Einwohner ſie beym Ausſteigen mit Pfeil und Bogen in der Hand empfangen, und durch Zeichen zu verſtehen gegeben, ſie ſollten nicht landen. Als er aber, der Drohungen ungeachtet, dennoch Befehl dazu gegeben, hätten ſie ſich beſtändig, ſo wie unſere Leute avancirt, in der Stellung, als ob ſie ſchießen wollten, wenn ſolche zu nahe kämen, zurück gezogen. Er hätte darauf Halte gemacht, und als ſie nur den Prinz Naſſau allein auf ſich zukommen ſehen, wären ſie ſtehen geblieben, und hätten, zumal da er Stücken rothes Tuch unter ſie ausgetheilt, mehr Zutrauen bekommen.

Der Officier faßte darauf Poſto am Eingange des Holzes, und ließ die Arbeit anfangen. Einige wurden abgeſchickt, Früchte zu holen. Nach und nach fiengen die Inſulaner an, ſich dem Scheine nach freundſchaftlicher zu nähern. Sie brachten einige

Früchte,

Früchte, verlangten aber weder Eisen noch Nägel. Man konnte sie nicht bewegen, ihren Bogen und Keulen zu vertauschen, doch gaben sie einige Pfeile her. Sie blieben allezeit in großer Anzahl um unsere Leute stehen, ohne die Waffen abzulegen. Die keine Bogen hatten, hielten Steine zum Werfen in Bereitschaft. Sie gaben durch Zeichen zu verstehen, daß sie mit den Nachbarn im Kriege waren. Es näherte sich auch ein Haufen in guter Ordnung von der Abendseite der Insel, und die in unserer Nähe waren, stunden in Bereitschaft sie zu empfangen, es kam aber nicht zum Angriffe.

So stunden die Sachen, als ich landete. Wir blieben, bis die Böte voll Holz und Früchte geladen waren. Zugleich ließ ich am Fuße eines Baumes eine eichene Tafel mit einer Innschrift eingraben, wodurch wir im Namen des Königes Besitz von der Insel nahmen, und darauf giengen wir zu Schiffe. Diese schleunige Abreise verhinderte die Wilden in ihrem Projekte, uns anzugreifen, weil sie vermuthlich noch nicht alles dazu bereitet hatten. Wenigstens mußten wir dieses schließen, als sie an das Ufer kamen, und einen Regen von Steinen und Pfeilen auf uns fallen ließen. Durch ein paar Schüsse in die Luft ließen sie sich nicht abschrecken, einige Wilde sprangen gar ins Wasser, um uns in der Nähe zu treffen. Als wir ihnen aber eine scharfe Ladung gaben, flohen sie mit großem Geschrey ins Gehölze. Nur ein einziger Matrose ward leicht mit einem Steine verwundet.

Diese Insulaner sind theils schwarz, theils braungelb, haben dicke Lippen und krause wollichte Haare. Sie sind klein, häßlich, übel gebauet, und meistens aussätzig, weswegen wir die Insel l'Isle des

Lépreux nannten. Die Weiber, deren nur wenige uns zu Gesichte kamen, hatten ein eben so ekelhaftes Ansehen. Alles geht nackend, kaum ist der Unterleib mit einem Stücke Matte bedeckt. Die Weiber tragen ihre Kinder in Binden auf dem Rücken. Wir haben einige dieser Binden gesehen, die geflochten und mit dunkelroth gefärbten Mustern ganz artig verziert waren. Keiner der Wilden hatte einen Bart. Sie durchstechen sich die Nasenlöcher, und hängen allerley Zierathen daran. An den Händen tragen sie statt der Armbänder einen Zahn von Babirussa, oder einen großen Ring von einer Materie, welche dem Helfenbeine sehr ähnlich sahe, und am Halse kleine Tafeln von Schildkröten, die an der Küste, wie sie uns zu verstehen gaben, häufig gefunden werden.

Ihre Waffen bestehen aus Pfeil und Bogen, aus Keulen von Eisenholz und Steinen, welche sie ohne Schleuder werfen. Die Pfeile sind von Schilf, und vorne mit einer scharfen Spitze von Knochen versehen. Einige dieser Spitzen haben rückwärts gehende Zacken, welche verhindern, daß man den Pfeil nicht aus der Wunde ziehen kann. Sie bedienen sich auch einer Art Säbel von Eisenholz. Ihre Pyrogen näherten sich uns nicht, schienen aber eben so gebauet zu seyn, als die auf der Schifferinsel.

Die Küste, wo wir landeten, war von einem sehr kleinen Umfange. Zwanzig Schritte vom Ufer fieng sich an ein steiler mit Bäumen besetzter Berg zu erheben. Der Boden ist leicht, aber nicht tief. Daher haben die Früchte, welche dieselben, wie in Taiti, sind, bey weitem nicht den guten Geschmack. Wir fanden hier Feigen von einer ganz besonderen Art. Im Walde giengen viele gebahnte Fußsteige, und hin und wieder waren Plätze mit drey Fuß hohen Pfählen

len eingeschlossen, wir konnten aber nicht entscheiden, ob sich die Eigenthümer solche abgesteckt hatten, oder ob es eine Art von Verschanzung vorstellen sollte. Wir haben keine andere Wohnungen als fünf bis sechs Hütten gesehen, in die man auf dem Bauche kriechen mußte; gleichwohl sahen wir einen zahlreichen Haufen von Einwohnern, die vermuthlich sehr elend leben. Der innerliche Krieg, darinn sie verwickelt sind, ist ihr Verderb. Wir hörten etlichemal den groben Ton einer Art von Trommel tief im Holze erschallen. Vermuthlich ist dieß ein Signal zur Versammlung, denn so bald wie wir sie durch unsere Musketen zerstreut hatten, ward sie gerührt; das Schlagen ward auch verdoppelt, als sich der obgedachte feindliche Haufe in der Ferne zeigte. Aoturu, der mit ans Land steigen wollte, fand diese Wilden sehr häßlich, und verstand kein Wort von ihrer Sprache.

Als wir unsere Böte wieder am Bord gebracht hatten, zogen wir die Seegel auf, konnten aber den 24sten und die folgende Nacht, wegen des wenigen Windes, die Insel der Aussätzigen nicht aus dem Gesichte verlieren. Den 25sten erhob er sich etwas, und ich suchte das Land in Westen etwas genauer kennen zu lernen. Um acht Uhr sahen wir uns auf allen Seiten mit lauter Land umgeben, als wenn wir uns in einem großen Meerbusen befänden. Die Pfingstinsel schien an ein neues Land zu stoßen, ohne daß wir unterscheiden konnten, ob das, was wir für eine Durchfahrt hielten, nicht eine große Bay wäre. Von mehreren dergleichen Stellen längst der Küste konnten wir eben so wenig etwas gewisses bestimmen.

Einige Pyrogen fuhren von einer Insel zur andern. Um zehn Uhr mußten wir wieder gegen die Insel der Aussätzigen lenken, weil wir die Etoile, welche mit unserem Winde nicht hatte abseegeln können, nicht mehr sahen. Gegen Abend holte sie uns ein, es war aber zu spät neue Entdeckungen zu machen, und wir mußten die Nacht stille liegen.

Den 26sten entdeckten wir viele Kanäle längst der Küste, ohne jedoch die Zahl der Inseln dieses Archipels bestimmen zu können. Das Land erstreckte sich von Ostsüdost durch Süden gegen Westnordwest. Ich ließ längst einer schönen mit Bäumen besetzten Küste in der Runde herumfahren; hin und wieder schien der Boden fleißig angebauet, vielleicht war es auch nur ein Spiel der Natur. Das Land hatte ein fruchtbares Ansehen. Der kahle und röthliche Rücken einiger Berge schien anzudeuten, daß sie Mineralien enthielten. Wir seegelten gegen den großen Kanal, welchen wir den Tag zuvor westwärts entdeckt hatten. Zu Mittage waren wir mitten in demselben, und nahmen die Sonnenhöhe. Auf der Südseite zeigten sich einige Menschen, und andere näherten sich den Schiffen in einer Pyroge. Sie kamen, aller unserer Einladungen ungeachtet, aber nicht näher, als auf einen Flintenschuß. Sie waren schwarz.

Wir fuhren längst der nördlichen Küste eine halbe Meile vom Lande. Sie ist nicht hoch und mit Bäumen besetzt. Es zeigten sich viele Negers, die aber in ihren Pyrogen eben so wenig das Herz hatten sich zu nähern, als die vorigen auf der andern Seite. Wir entdeckten eine große Oeffnung, vor welcher zwo kleine Inseln lagen, und hielten sie für eine Bay, weswegen ich sogleich unsere bewaffneten

Böte abschickte, um eine Untersuchung anzustellen. Wir lagen inzwischen stille, und bleyeten fleißig, ohne jedoch auf zweyhundert Faden Grund zu finden. Um fünf Uhr wurden wir durch Flintenschüsse sehr beunruhigt. Eines der Böte hatte sich wider meinen Befehl dem Ufer zu sehr genähert, und ward von den Wilden überfallen, welche ein paar Pfeile abschossen. Unsere Leute glaubten nunmehr berechtigt zu seyn, Feuer auf sie zu geben; sie fuhren unter beständigem Feuer längst der Küste, und bewillkommten auch drey Pyrogen, die im Vorbeyfahren einige Pfeile auf das Boot abgedrückt hatten. Ich konnte das Boot, welches hinter einer Landspitze war, nicht sehen, das beständige Schießen beunruhigte mich, und ich war eben im Begriff die bewaffnete Schaluppe zu Hülfe zu schicken, als das Boot allein hinter der Spitze hervorkam. Die Negers hatten sich ins Holz versteckt, und schrien erbärmlich; man hörte auch den Schall der Trommel. Ich gab dem Boote gleich ein Zeichen zu uns zu stoßen, und kehrte solche Anstalten vor, daß wir künftig unsere überlegene Macht nicht zu unserer Schande gebrauchten.

Die Boote fanden, daß diese Küste, welche wir für zusammenhängendes Land hielten, aus lauter Inseln besteht, die durch Kanäle von einander abgesondert sind; in der vermeynten Bay stießen deren verschiedene zusammen. Der Grund war ziemlich gut, aber ungleich, und folglich nicht recht sicher zum Ankern, zumal für uns, die wir keine Anker mehr zu verlieren hatten. Nahe am Lande war der Grund steinigt; wir hätten wenigstens eine Viertelmeile vom Lande liegen müssen, und unsere Böte nicht bedecken können. Das Land war überdieses so

waldigt, daß wir beständig mit geladenem Gewehr bey den Arbeitern hätten stehen müssen, um sie für die Wilden zu schützen, die vermuthlich ihr erlittenes Unrecht nicht vergessen, und uns auch keine Erfrischungen gebracht hätten. Die Einwohner waren von der vorigen Art, alle schwarz, ganz nackend, mit denselben Zierathen um den Hals und an den Armen, und auch mit denselben Waffen, versehen.

Die Nacht lagen wir stille; den 27sten früh fuhren wir längst der Küste, und entdeckten auf einer niedrigen Landspitze reihenweise gepflanzte Bäume. Der Boden unter denselben schien sandig und stark betreten. Die Gegend war ziemlich voll von Insulanern. In der Meynung, auf der andern Seite der Spitze eine Bay zu finden, ließ ich die Böte aussetzen; es war aber nirgends ein Ankerplatz anzutreffen. Jenseits der Spitze lief die Küste gegen Nordnordwesten, ohne daß man das Ende absehen konnte. Sie war hoch, und mit einer Reihe von Bergen versehen, die über die Wolken hervorragten. Das Wetter war trübe, mit schweren Regenwolken vermischt. Zuweilen glaubten wir Land vor uns zu sehen, in den hellen Augenblicken fand sich aber, daß es nur Nebel gewesen. Die stürmische Nacht brachten wir mit Laviren zu, und den folgenden 28sten behielten wir die hohen Berge den ganzen Tag im Gesichte.

Den 29sten früh hatten sie sich verloren. Ich gab den vielen bisher entdeckten Inseln den Namen des Archipels der großen Cykladen. Nach dem, was wir davon in der Nähe und in der Ferne gesehen, nehmen sie ohngefähr drey Grade in der Breite und fünfe in der Länge ein. Ich vermuthe, daß Roggewin die nördliche Spitze dieser Inseln

unter

unter der eilften Parallele gesehen, und daß es dasselbe Land ist, welches er Thienhoven und Grönin-gen genannt. Als wir es erreichten, hatten wir Ursache zu vermuthen, daß es das unter den Südländern so genannte Land des heiligen Geistes wäre. Der Anschein schien mit dem Berichte des Quiros überein zu stimmen, und unsere neuen Entdeckungen machten uns Muth die Untersuchungen zu verdoppeln.

Es ist sonderbar, daß wir unter derselben Länge und Breite, wo Quiros seine große Bay von St. Jakob und Philipp setzt, auf einer Küste, die anfangs ein festes Land zu seyn schien, eine Durchfahrt von eben der Breite gefunden haben, als die er der Oeffnung seiner Bay giebt. Sollte dieser Spanier nicht recht gesehen, oder seine Entdeckung nicht aufrichtig haben anzeigen wollen? Oder hätten die Geographen blos nach Muthmaßungen aus dem Lande des heiligen Geistes und Neuguinea eines gemacht? Um dieses Problem aufzulösen, war es nöthig unter derselben Parallele noch zweyhundert Meilen fortzuseegeln. Ich entschloß mich dazu, ob es gleich, wegen des geringen Vorrathes an Lebensmitteln, rathsam schien, so bald möglich ein Europäisches Etablissement zu suchen. Es wird sich in der Folge zeigen, daß wir bald das Opfer unserer standhaften Entschließung geworden wären.

Herr Verron machte im Monat May verschiedene Beobachtungen in Ansehung der Länge, die von meiner Schätzung mehr abweichen, als bisher auf der ganzen Reise, und zwar alle auf einer Seite. Den 5ten May war ich um vier Grad zwey und zwanzig Serunden; den 9ten um vier Grad drey und zwanzig Minuten; den 13ten um drey Grad acht und

dreyßig Minuten, und den 22sten um drey Grad fünf und dreyßig Minuten weiter gegen Osten, als die Beobachtungen gaben. Hieraus folgt, daß uns die Ströme seit der Abreise von Taiti sehr weit westwärts getrieben hatten. Dadurch läßt sich auch erklären, warum alle Seefahrenden, auf der Reise durch die Südsee, Neuguinea allemal viel eher angetroffen haben, als es hätte seyn sollen. Sie geben daher auch diesem Weltmeere von Osten gegen Westen viel engere Gränzen, als es wirklich hat. Doch ist zu bemerken, daß unsre Schätzung allemal mehr westwärts, als die Beobachtungen, waren, so lange sich die Sonne über der südlichen Hälfte der Erdkugel befand, und daß der Unterschied sich anders zeigte, so bald sie die nördliche Hälfte erreicht hatte. Das Wetterglas stand diesen Monat gemeiniglich zwischen neunzehn und zwanzig Graden; es fiel zweymal auf achtzehn und einmal auf funfzehn Grade.

Wie wir uns zwischen den großen Cykladen befanden, mußte ich, wegen einiger Geschäffte, am Bord der Etoile gehen, wo sich ein sonderbarer Zufall ereignete. Seit einiger Zeit muthmaßete man auf beyden Schiffen, daß der Bediente des Commerson, Namens Bare, eine Weibsperson sey. Sein Körper, der Ton der Stimme, sein glattes Kinn, seine Sorgfalt niemals in Gegenwart anderer reine Wäsche anzuziehen, und seine Nothdurft zu verrichten, bestärkten diese Meynung. Wie konnte man aber auf der andern Seite glauben, daß Bare von weiblichem Geschlecht wäre, da man ihn als einen unermüdeten und erfahrnen Botanisten seinen Herrn bey allem Kräutersammlen, selbst auf den mit Schnee und Eise bedeckten Bergen der Magellanischen Meerenge, begleiten, und auf diesen beschwerlichen Märschen, die Mundprovision,

vision, das Gewehr, und die Bogen mit Pflanzen tragen sehen? Sein Herr nannte ihn deswegen nur sein Lastthier. Durch einen Zufall auf der Insel Taiti ward die Muthmaßung zur Gewißheit gebracht.

Als Commerson in Begleitung seines Bare ans Land stieg, um Kräuter zu sammlen, hatte er kaum den Fuß aus dem Boote gesetzt, als die Einwohner den Bedienten umgaben, schrien es wäre eine Weibsperson, und nach dem Gebrauch ihrer Insel mit ihm umgehen wollten. Der am Lande die Wache habende Officier mußte dem Bare zu Hülfe kommen, und ihn ins Boot bringen lassen. Seit der Zeit war es nicht wohl zu verhindern, daß die Matrosen nicht allerley unanständige Reden gegen ihn führten. Wie ich am Bord der Etoile war, gestund mir Bare mit Thränen, daß er ein Mägdchen wäre. Sie hätte sich zu Rochefort dem Commerson in Mannskleidern als Bedienter angebothen, als er zu Schiffe gehen wollen, und bereits vorher bey einem Grafen in Paris gedient. Sie wäre aus Burgund, und als eine Wayse, durch den Verlust eines Processes, in elende Umstände gerathen, welches sie zu dem Entschlusse gebracht, ihr Geschlecht durch die Kleidung zu verbergen. Als sie gehört, daß das Schiff um die Welt seegeln solle, habe sie die Neugierde angetrieben mitzugehen. Sie ist gewiß die erste Weibsperson, die eine solche Reise thut. Ich muß ihr die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie sich auf der ganzen Reise sehr klug und ehrbar aufgeführt hat. Sie ist weder häßlich noch artig, und nicht über sieben und zwanzig Jahre alt. Hätten beyde Schiffe auf einer wüsten Insel Schiffbruch gelitten, so hätte Bare vermuthlich eine sonderbare Rolle spielen müssen.

Fünftes Kapitel.

Fernere Reise seit den großen Cykladen. Entdeckung des Meerbusens der Louisiade. Die Schiffe gerathen in große Noth und Mangel. Entdeckung neuer Inseln. Sie landen in Neuengland.

Seit dem 29sten May sahen wir kein Land mehr, und liefen mit einem scharfen Ostwinde gegen Westen. Wir bleyeten alle vier und zwanzig Stunden, ohne auf zwey hundert und vierzig Faden Grund zu finden. Des Tages setzten wir alle Seegel bey, und des Nachts zogen wir sie zur Hälfte ein. Den 4ten Junius sahen wir Abends um eilf Uhr beym Mondenschein eine Viertelmeile von uns, in Süden, eine niedrige Sandbank, und gaben der Etoile ein Zeichen von naher Gefahr. Wir wandten uns auf die andere Seite, und näherten uns den folgenden Morgen wieder, um die Bank zu untersuchen. Es ist eine kleine Insel, die kaum über dem Wasser hervorragt, und deswegen für die Schiffe bey Nacht und Nebel sehr gefährlich. Sie ist so platt, daß man sie in der Entfernung einer Meile bey hellem Horizonte nur vom Mastbaume sehen kann. Sie war ganz mit Vögeln bedeckt. Ich gab ihr den Namen der Bank der Diana.

Den 5ten Nachmittags glaubten wir in Westen Land zu sehen, und hielten auf dasselbe einige Stunden zu. Es war aber ein Irrthum. Den andern Morgen zogen wir wieder alle Seegel auf. Seit vier und zwanzig Stunden sahen wir viel Holz uud unbekannte Früchte im Wasser treiben, die Wellen waren auch, des starken Südostwindes ungeachtet, sehr gefallen. Aus allen diesen Anzeichen schlossen wir, daß in Südosten nicht weit von uns Land lie-

gen müßte. Wir bemerkten hier auch eine sonderbare Art fliegender Fische. Sie waren schwarz und hatten rothe Flügel. Sie schienen statt zween mit vier Flügeln versehen zu seyn, und ihre Größe übertraf die gewöhnliche Größe dieser Art Fische.

Den 6ten nöthigte uns eine Bank, einer halben Meile lang, den Lauf gegen Westen zu ändern, und gegen Norden zu steuern. Nach einigen Stunden drehten wir uns wieder gegen Westen; allein um fünf Uhr zeigten die Wachen schon wieder eine Bank, eine Meile von uns, an. In mehrerer Nähe konnten wir ihr Ende gegen Südwesten nicht absehen, und sie hieng vielleicht mit der vorigen zusammen. Das Meer brach sich, mit aller Gewalt, gegen einige hin und wieder hervorragende Klippen. Es wäre wider die Klugheit gewesen, im Finstern einen ungewissen Weg in diesen gefährlichen Gewässern zu suchen; wir blieben also die Nacht in der Entfernung, die wir bey Tage gewählt hatten. Ich mußte nunmehr den Vorsatz, weiter unter der Parallele des funfzehenten Grades zu seegeln, fahren lassen, und meinen Lauf nordwärts nehmen.

Wir hatten Ursache zu glauben, daß der Archipel der großen Cykladen mit dem Südlande vom heiligen Geiste einerley wäre, und daß Quiros jene für festes Land gehalten, und davon eine Vorstellung nach seinen Einfällen entworfen. Ich suchte durch Fortsetzung des Weges unter der Parallele des funfzehenten Grades, Neuholland zu erreichen, und dadurch unsre Muthmaßung zur Gewißheit zu bringen. Nach den astronomischen Bemerkungen waren wir den 6ten zu Mittage bereits unter dem hundert und sechs und vierzigsten Grade östlicher Länge, das

ist,

ist, schon einen Grad weiter gegen Westen, als Bellin das Land des heiligen Geistes setzt.

Die vielen Bänke, welche wir seit drey Tagen gefunden, das Holz, die Früchte, der Schilf, das ruhige Meer, der Lauf der Ströme, alles zeigte uns ein in der Nähe befindliches großes Land an, und daß wir gegen Südost bereits damit umgeben waren. Dieses Land kann nichts anders seyn, als die östliche Küste von Neuholland. Die vielen sich weit ausbreitenden Klippen, deuten ein flaches Land an. Ich finde, daß Dampier gleichfalls in der Breite von funfzehn Graden fünf und dreyßig Minuten die westliche Seite dieser gefährlichen Küste verläßt, wo sich nicht einmal süßes Wasser findet, und schließe daraus, daß die östliche Küste nicht besser beschaffen seyn mag. Ich vermuthe, so wie er, daß dieses Land aus einer Menge vieler Inseln besteht, zu welchen das mit Klippen angefüllete Meer den Zutritt verbietet. Da man nunmehr so viel weiß, wäre es sehr verwegen, sich an einer Küste aufzuhalten, von der man sich nichts zu versprechen hat, und die man nicht wieder, als nach langen Kämpfen gegen gewisse herrschende Winde, verlassen kann. Wir hatten nur auf zwey Monate Brod, und auf vierzig Tage Gemüse mehr. Von gesalzenem Fleische war der Vorrath zwar größer, aber es verursachte Krankheiten. Wir aßen lieber die Ratzen, welche wir fangen konnten. Es war also in allen Betrachtungen hohe Zeit, gegen Norden, und gar etwas gegen Osten, höher hinauf zu gehen.

Unglücklicher Weise verließen uns die Südostwinde, und stellten sich nur wieder ein, um uns in die größte Verlegenheit zu setzen. Seit dem 7ten seegelten wir nordwärts, und entdeckten den 10ten vor Anbruch des Tages zwischen Osten und Nordwes-

sten

sten einen langen Strich Landes. Ein angenehmer Geruch kündigte uns die Nähe desselben bereits zuvor an. Es stellte sich eine große gegen Südost geöfnete Bay den Augen dar. Ich habe wenige Länder gesehen, die einen so angenehmen Anblick geben. Am Ufer war das Land niedrig und wechselte mit Ebenen und kleinen Wäldchen ab, nach und nach erhob es sich als ein Amphitheater bis an die Spitzen der Berge, welche sich in die Wolken verloren. Man unterschied drey Absätze von Bergen, wovon die höchsten mitten im Lande über zwölf Meilen weit lagen.

Unser schlechter Zustand erlaubte uns aber nicht, mit Untersuchung dieses schönen Landes, welches ein so prächtiges und fruchtbares Ansehen hatte, Zeit zu verlieren, oder weiter gegen Westen zu gehen, um Südwärts von Neuguinea eine Durchfahrt zu suchen, welche den Weg nach den Molukkischen Inseln durch den Meerbusen Carpentarie abkürzte. Es war freylich etwas ungewisses um diese Durchfahrt, zumal da wir glaubten bemerkt zu haben, daß das Land sich sehr weit nach Westen und Süden hinumzog. Wir mußten nur suchen, so bald als möglich, einen Weg um diesen Meerbusen hinum zu finden, in den wir schon weit tiefer hinein gerathen waren, als wir uns anfangs einbildeten. Allein der anhaltende Südostwind setzte hier unsere Geduld auf die äusserste Probe.

Den ganzen 10ten Junius trieb uns eine hohe See aus Südost bey der Windstille gegen das Land. Nachmittags waren wir nur noch eine halbe Meile von der Spitze einer Bank, die sich über zwey Meilen nach Osten erstreckte, als wir uns etwas wieder ins freye Meer bringen konnten. Wir brachten die ganze, für uns bedenkliche Nacht damit zu, uns

bey

bey dem geringsten Lüftchen, das sich erhob, etwas von dem Lande zu entfernen. Den 11ten fanden wir zwey Meilen vom Lande keinen Grund, und sahen verschiedene Pyrogen an der Küste, darauf beständig viele Feuer brannten, hin und her fahren. Es giebt hier Schildkröten; wir fanden eine im Leibe eines Seehundes.

Die folgenden Tage waren erschrecklich für uns. Es bließ beständig ein heftiger Wind aus Südosten mit Regen, und einem solchen Nebel, daß wir der Etoile zuweilen Zeichen mit Kanonenschüssen geben mußten, um sie nicht zu verlieren, weil sie einen Theil unsrer Provisionen eingeladen hatte. Kaum konnten wir uns durch Laviren erhalten, um nicht von dem Winde ans Ufer gejagt zu werden. Wir mußten bey einer See voller Klippen gleichsam die Augen zu thun, um die Gefahr, in der wir schwebten, nicht zu sehen. In der Nacht vom 11ten sprangen sieben bis acht Fische, die man Cornets heißt, und die sich beständig im Grunde aufhalten, aufs Schiff; die Wellen, die über das Verdeck giengen, spülten Sand und Schilf aus dem Grunde des Meeres darauf. Ich wollte den Bleywurf nicht werfen lassen, weil die Gefahr doch nicht zu ändern war, wenn wir sie gleich wußten, und sie war allenthalben gleich groß, wir mochten anfangen, was wir wollten. Wir hatten unsere Erhaltung dem Gesichte des Landes, ehe der Nebel und Sturm einfiel, zu danken, weil wir sonst unfehlbar an der Küste gescheitert wären.

Den 16ten war das Wetter besser; der Wind blieb zwar allemal zuwider, aber wir konnten doch um uns sehen. Den 17ten frühe sahen wir kein Land, aber bald darauf eine kleine Insel in Nordosten.

osten. Wir hielten darauf zu, und hofften um die Spitze hinumzukommen, allein um eilf Uhr entdeckten wir abermals eine lange Bank, welche uns daran hinderte.

Alle Schiffe, welche diese Gegenden besucht, haben sich gefürchtet, zu weit gegen Süden von Neuguinea zu kommen, und in einen Meerbusen zu gerathen, der dem von Carpentarie gegen über liegt, und aus dem sie nicht gut wieder heraus kommen würden; zu dem Ende sind sie frühzeitig bis zur Breite von Neuengland hinauf gelauffen, und alsdenn queer nach Neuengland hinüber geseegelt. Wir suchten einen neuen Weg, mußten aber die Ehre unserer Entdeckungen theuer bezahlen. Unser ärgster Feind am Bord war der Hunger. Ich war gezwungen, kleinere Portionen von Brod und Gemüse zu geben, und zu verbieten, weder das Leder, darein man die Seegel wickelt, noch sonst altes Leder zu essen, weil dieses gefährliche Indigestionen verursachen konnte. Wir hatten noch eine Ziege, welche seit unserer Abreise von den Malouinischen Inseln, wo wir sie am Bord nahmen, eine getreue Gefährtinn aller unserer Begebenheiten gewesen war. Sie gab uns täglich etwas Milch. Die hungrigen Magen verurtheilten sie zum Tode; ich konnte nichts weiter thun als sie bedauern, und der Fleischer, welcher sie bisher gefüttert, schlachtete sie mit Thränen. Ein in der Magellanischen Meerenge gefangener Hund hatte bald darauf dasselbe Schicksal.

Den 17ten waren wir unter Begünstigung der Ströme ziemlich weit vorwärts gekommen, sahen aber Nachmittags, daß das Land sich noch vielweiter vorwärts erstreckte. Gegen die Nacht mußten wir wieder die offene See suchen. Den 18ten frühe sa-

hen wir kein Land, und hoften nunmehr weder Inseln noch Bänke mehr nordwärts zu finden. Die Freude war aber von kurzer Dauer, denn um ein Uhr zeigte sich abermals eine Reihe von neun bis zehen Inseln in Nordosten. Wir hatten sie den 19ten beständig im Gesichte; den 20ten schien das Land sich nicht mehr so weit nach Süden zu ziehen, wodurch unsere Stellung etwas gewann. Allein wir mußten die Zeit mit Laviren und beständigem Wenden des Schiffes von einer Seite zur andern zubringen, weil wir eine stürmische See und beständigen widrigen Wind hatten. Wir durften nicht alle Seegel gebrauchen, weil der eine Mast und viele Tauen schadhaft waren; über dieses seegelten unsere Schiffe schlecht, weil sie seit langer Zeit nicht kalfatert worden waren.

Den 25sten sahen wir, daß das Land höher ward, und es schien sich mit einem hohen Kap zu endigen. Wir steuerten den ganzen Tag gegen Ostnordost, ohne weiter Land gegen Osten zu sehen, als das Kap, dem wir mit einer unglaublichen Freude vorbey fuhren. Den 26sten war das Kap weit unter dem Winde, vor uns sahen wir auch kein Land und konnten also sicher Nordnordostwärts fahren. Wir nannten dieses Kap, nach welchem wir so lange geseufzet hatten, das Kap der Befreyung, und den Meerbusen, dessen östliche Spitze es ausmacht, den Meerbusen der Louisiade. In den vierzehen Tagen, welche wir hier zubrachten, führten uns die Ströme fast allemal ostwärts. Den 26sten und 27sten war das Meer fürchterlich, und der Wind bließ sehr stark, so daß wir des Nachts nicht seegeln konnten.

Wir waren seit dem Kap über vierzig Meilen gegen Norden hinauf geseegelt, und entdeckten den 28sten in Nordwesten ein paar Inseln, und bald

darauf

darauf eine lange Küste, welche sich von Ostsüdost gegen Ostnordost erstreckte, und so wie wir weiter kamen, zog sie sich nach Nordnordwest hinum. Jedoch war sie an einem Orte unterbrochen, es mochte nun ein Kanal oder eine große Bay seyn; das letzte schien wahrscheinlicher, weil wir hinterwärts Land zu sehen glaubten. Den 29sten behielte die Küste dieselbe Richtung. Ich dachte mich ihr zu nähern, und längsthin einen Ankerplatz zu suchen. Wir steuerten also nach einer Bucht, die uns bequem schien, allein wir verloren den übrigen Tag durch die eingefallene Windstille. Den 30sten frühe schickte ich Böte ab, um längst der Küste einen Ankerplatz zu suchen, und folgte mit wenigen Seegeln, um auf das erste Signal gegen denselben steuern zu können.

Um zehen Uhr näherten sich ohngefehr ein Dutzend Pyrogen, verschiedener Größe, unseren Schiffen, wagten sich aber doch nicht bis am Bord zu kommen. In der größten befanden sich zwey und und zwanzig Männer, in den mittlern acht bis zehen, und in den kleinsten zween bis dreye. Sie schienen gut gebauet, und vorne und hinten sehr hoch zu seyn. Dieß waren die ersten, welche wir in diesen Gewässern ohne einen in der See liegenden Balken, das Gleichgewicht zu erhalten, gesehen haben. Diese Wilden waren so schwarz als die Negers in Afrika. Sie haben krause aber lange Haare, etliche auch rothe. Sie tragen Armbänder, und Täfelgen vor der Stirne und am Halse, welche weiß zu seyn scheinen, ich kann aber nicht sagen von welcher Materie. Sie führten Bogen, erhuben oftmals ein großes Geschrey, und schienen nicht gar zu friedfertige Gesinnungen zu haben.

Um drey Uhr gab ich den Böten ein Zeichen, wieder am Bord zu kommen. Der kommandirende Officier berichtete, daß er fast durchgängig guten Ankergrund zwischen eilf und dreyßig Faden Tiefe, aber auf der ganzen Strecke nur einen einzigen Bach angetroffen. Die Küste wäre aber nicht zum Anländen, theils wegen der starken Brandung, theils weil sich die Berge am Ufer endigen. Das Land ist ganz mit Waldung bedeckt; in den kleinen Buchten stehen etliche wenige Hütten, eigentlich halten sich die Einwohner aber auf den Bergen auf. Unser kleines Boot ward eine Zeitlang von drey bis vier Pyrogen verfolgt, welche vermuthlich Lust hatten es anzugreifen. Einer der Wilden hob etlichemal einen Pfeil auf, warf ihn aber doch nicht, und die Unsrigen kamen ohne Angriff zurücke.

Unsre Stellung war kritisch, wir hatten zu beyden Seiten unbekanntes Land, und zwischen Nordwest und Nordnordwest war der Himmel so trübe, daß man keine Meile weit vor sich sehen konnte. Gleichwohl suchten wir in dieser Gegend eine Durchfahrt, weil wir zu weit vorwärts waren, um wieder um zu kehren. Die starke Ebbe und Fluth von Norden nach Südost machte es wahrscheinlich. Zwischen vier und fünf Uhr spürten wir sie am stärksten, die Schiffe konnten, ob der Wind gleich scharf bließ, kaum gegen dieselbe fahren. Um sechs Uhr ließ die Fluth nach. Die Nacht brachten wir mit Laviren zu.

Den 1sten Julius fanden wir uns mit Anbruche des Tages an derselben Stelle, wo wir den Tag zuvor gewesen, zum Beweise daß die Ebbe und Fluth stark war. Um zehen Uhr kamen wir in einen zwey Meilen breiten Kanal. Die starke Fluth machte

in

in der Mitte desselben solche kurze Wellen und eine Art von Brandung, als wenn eine Bank von Felsen darunter wäre. Wir nannten die Stelle die Bank Denis, nach einem unserer Schiffsleute. Als die Etoile darüber fuhr, hatte sie nur fünf Faden, und die Wellen waren so arg, daß die Löcher auf dem Verdecke zugemacht werden mußten. Wir fuhren in vier und vierzig Faden Tiefe darüber. In der Mitte der Durchfahrt wurden wir einer artigen Bay gewahr, die uns einen guten Ankerplatz zu verschaffen schien; der Wind hatte sich aber gelegt, und die Fluth trieb uns sehr geschwind vorbey. Ein entsetzlicher Regen verhinderte uns das Land zu sehen, wir mußten also unsere Untersuchungen aufschieben.

Um ein Uhr schickte ich Böte an das Ufer, um einen Ankerplatz zu suchen. Nach Verlauf von ein paar Stunden gaben sie uns ein Zeichen, uns zu nähern. Allein der Wind war zu schwach und die Fluth entgegen; wir arbeiteten den ganzen Nachmittag, ohne vorwärts zu kommen. Die Nacht brach herein, und wir durften es nicht wagen, da wir mit Untiefen, Bänken und Klippen umgeben waren, auf das Ungewisse im Finstern einen Ankerplatz zu suchen. Wir mußten also die Hoffnung dazu aufgeben, und uns wieder seewärts lenken. Jedoch ehe wir weiter gehen, wende ich mich zuvor zu den Verrichtungen unserer Böte.

Als sie in die Bay gekommen, und mit Bleyen beschäfftigt waren, um den Schiffen einen guten Ankergrund auszumachen, zeigten sich auf einmal am Eingange der Bay zehn Pyrogen, welche ohngefähr mit hundert und funfzig Wilden besetzt waren, die Bogen, Lanzen und Schilde führten. Sie kamen aus einer Bucht, in die ein kleiner Fluß

fällt, dessen Ufer mit kleinen Hütten besetzt waren. Die Pyrogen ruderten auf unsere Böte in guter Ordnung zu, und theilten sich, als sie nahe genug zu seyn glaubten, hurtig in zween Theile, um unsere Böte zu umzingeln. Die Wilden erhoben darauf ein fürchterliches Geschrey, nahmen die Waffen und thaten den Angriff, der ihnen gegen eine solche Hand voll Menschen nur ein Spielwerk zu seyn scheinen mochte. Unsere erste Salve schreckte sie nicht ab; sie hörten nicht auf ihre Pfeile abzuschießen, und sich mit ihren Schilden zu bedecken. Allein bey der zweyten Salve nahmen sie die Flucht. Viele sprangen ins Wasser, und suchten das Ufer mit Schwimmen zu erreichen.

Wir nahmen ihnen zwo Pyrogen, die sehr lang, aber wohl gemacht waren. Das Vorder- und Hintertheil läuft sehr in die Höhe, und dient die darinn sitzenden Wilden vor den Pfeilen der Feinde zu schützen, wenn sich solche an einer oder der andern Ecke mit ihren Pyrogen befinden. Am Vordertheile der einen Pyroge war ein Menschenkopf geschnitzt, dessen Augen aus Perlenmutter, die Ohren aus Schildkröte bestunden. Der Kopf sahe aus wie eine Maske mit einem langen Barte; die Lippen waren hellroth gefärbt. Man fand in den Pyrogen eine Menge Lanzen, Schilde, Cocusnüsse und viele andere unbekannte Früchte, verschiedenes Geräthe der Wilden, sehr künstlich gestrickte Netze, und einen halb gerösteten Kinnbacken eines Menschen.

Diese Wilden sind schwarz, haben krause Haare, die sie sich weiß, gelb oder roth färben. Aus der Dreistigkeit, mit der sie uns angriffen, aus der Gewohnheit Waffen zum Angriffe und zur Vertheidigung zu führen, und aus der Geschicklichkeit, die sie

im Gebrauche derselben bewiesen, läßt sich schließen, daß die Nation sehr kriegerisch ist. Uebrigens haben wir auf unserer ganzen Reise die Bemerkung gemacht, daß die schwarzen Menschen allemal einen boshafteren und feindseligeren Charakter haben, als diejenigen, deren Farbe ins Weiße fällt. Diese Wilden giengen ganz nackend, bis auf eine Binde, die ihren Unterleib bedeckte. Ihre Schilde sind oval, und von Schilfe, welches über einander geflochten und fest zusammen gebunden ist. Wir gaben der Bucht mit dem kleinen Flusse, daraus diese tapfern Insulaner zum Vorscheine kamen, den Namen der Bucht der Guerriers oder Krieger, und der ganzen Insel und Bay den Namen Choiseul.

Nachdem wir diese Durchfahrt zurück gelegt hatten, entdeckten wir in Westen eine lange bergigte Küste, deren Spitzen bis in die Wolken ragten. Den 2ten sahen wir Abends noch die Insel Choiseul, und den 3ten nur noch die neu entdeckte Küste, welche erstaunlich hoch liegt. An der nordlichen Spitze liegt ein merkwürdiges und leicht kennbares Vorgebirge, welches wir das Kap Averdi nannten. Den 3ten zu Mittage sahen wir es noch, und konnten seine Breite, da wir die Mittagshöhe nahmen, genau bestimmen. Gegen Abend verloren sich die Wolken, und wir konnten die Spitzen der erstaunlichen Berge erkennen.

Den 4ten entdeckten wir, mehr gegen Westen, als das jetzt gedachte Kap, eine neue Küste, die nicht so hoch war. Zwischen der südostlichen Spitze dieser Küste und dem Kap Averdi zeigte sich eine weite Oeffnung, die entweder eine Durchfahrt, oder eine sehr große Bay war. In einer starken Entfernung lagen einige Berge, und hinter dieser neuen Küste eine

höhere nach derselben Richtung. Wir suchten den ganzen Morgen uns der niedrigen Küste zu nähern, und waren zu Mittage nur noch ein paar Meilen davon entfernt. Nachmittags kamen drey Pyrogen, deren eine jede mit fünf bis sechs Negern besetzt war, von der Küste bis auf einen Flintenschuß an unsere Schiffe, uud nachdem sie uns eine Stunde betrachtet, ließen sie sich endlich, nach vielen Einladungszeichen, bewegen, näher zu kommen.

Wir warfen ihnen einige Kleinigkeiten auf Bretern hin, welche ihr Zutrauen vermehrten. Sie zeigten uns Cocusnüsse, und schrien ohne Aufhören bouca, Ouele; wir wiederholten diese Worte, welches ihnen angenehm schien. Sie hielten sich nicht lange bey den Schiffen auf, und gaben uns ein Zeichen, daß sie mehrere Cocusnüsse bringen wollten, worüber wir sehr froh waren. Kaum hatten sie sich aber auf zwanzig Schritte entfernt, so schoß einer boshafter Weise einen Pfeil auf uns ab, der aber zum Glücke niemand traf. Sie ruderten darauf aus allen Kräften fort, und wir waren ihnen zu sehr überlegen, um sie zu strafen.

Diese Neger waren ganz nackend, und hatten lange krause Haare, die bey einigen roth gefärbt waren. Ihre sehr langen Ohren waren mit Löchern versehen. An ihren Leibern bemerkten wir hin und wieder mit weißer Farbe gemachte Flecken. Es scheint, daß sie viel Betel kauen, weil sie roth gefärbte Zähne hatten. Bey den Einwohnern der Insel Choiseul sahen wir diese Pflanze wenigstens, und fanden sie in Säcken, nebst Arec und Kalk. Wir erhielten von obgedachten Negern Bogen, die sechs Fuß lang, und Pfeile, deren Spitzen von sehr hartem Holze waren. Ihre Pyrogen waren kleiner, als die in der

Bucht

Bucht der Krieger, aber zu unserer Verwunderung von ganz anderer Form, mit einem wenig erhabenen Vorder- und Hintertheile, ohne einen Balken zum Gleichgewichte, aber so breit, daß zwo Personen darinn neben einander sitzen können. Wir nannten diese Insel Bouka. Nach der Menge Hütten, und des vielen dem Anscheine nach angebaueten Landes zu urtheilen, mag sie sehr bewohnt seyn. Eine schöne Ebene, die ganz mit Cocus- und andern Bäumen besetzt war, zeigte uns den schönsten Prospekt, und machte mir Lust hier Anker zu werfen; aber der widrige Wind und ein starker Strom trieb uns nach Nordwesten, und den andern Morgen waren sie weit von uns in Südosten. Uebrigens wußten wir, daß die Küste von Neubrittannien nicht weit seyn konnte, wo wir einen Ankerplatz zu finden hofften.

Den 5ten Julius entdeckten wir zwo kleine Inseln in Nordwesten, und noch eine größere in Westen. Die letztere war Abends nur fünf Meilen von uns, und schien verschiedene Bayen zu haben. Weil wir weder Holz noch Wasser mehr hatten, und unsere Kranken immer schlimmer wurden, so entschloß ich mich, hier liegen zu bleiben, und mich in der Nacht nicht weit vom Ufer zu entfernen. Den 6ten früh waren wir noch ein paar Meilen davon entfernt, und steuerten darauf zu, als wir ein neues Land, das einen schönen Prospekt hatte, in einer Entfernung von fünf bis sechs Meilen entdeckten. Ich schickte einen Officier mit zwey bewaffneten Böten nach dem ersteren Lande, um einen Ankerplatz zu suchen. Um ein Uhr gab er ein Zeichen, daß er solchen gefunden; ich richtete meinen Lauf dahin, und er schickte uns ein Boot entgegen, uns zu führen. Um drey Uhr warfen wir auf drey und dreyßig Faden, und die Etoile

auf ein und zwanzig Faden Tiefe in einem sandigen Grunde Anker.

Bey der Einfahrt läßt man linker Hand eine Insel und eine ganz kleine liegen. Gegen die letztere erstreckt sich eine Landspitze in die See, wodurch hier ein wahrer für alle Winde sicherer Hafen entsteht, der durchgängig einen schönen sandigen Grund von funfzehn bis fünf und dreyßig Faden hat. An der Ostseite liegt eine sichtbare Bank, die aber nicht weit in die See geht; an der Nordseite sind zwey kleinere, die man nur bey der Ebbe sieht. Die Einfahrt in den Hafen ist leicht, man muß allen Wind mit vollen Seegeln nutzen, weil er seine Kraft gleich verliert, so bald man um die Landspitze hinum ist. Den Rest des Tages brachten wir zu, die Schiffe zu befestigen, Seegel und Stangen einzunehmen, die Schaluppen ins Wasser zu lassen, und den Hafen rings umher zu untersuchen.

Es regnete die Nacht und fast den ganzen folgenden 7ten Julius. Wir schickten unsere Wassertonnen an das Land, schlugen Zelte auf, und fiengen an Wasser zu füllen, Holz zu fällen, und zu waschen, welches alles von der größten Nothwendigkeit war. Die Landung konnte nicht schöner seyn, wir hatten einen sandigen Grund, und weder Wellen noch Klippen zu befürchten. In einer Länge von vierhundert Schritten ergossen sich vier Bäche in die See, in dem einen füllte die Fregatte, in dem andern die Etoile ihre Tonnen, und im dritten ward gewaschen. Das Holz stund nahe am Ufer, und war durchgehends schön zum Brennen, und einiges vortrefflich zum Zimmerholze. Beyde Schiffe lagen so nahe bey einander und auch am Lande, daß man sich zurufen konnte. Die umliegende Gegend war nicht bewohnt,

welches

welches uns eine schätzbare Ruhe verschaffte. Wir konnten also keinen sicherern Ort zum Ankern, und keinen bequemeren Platz zum Wasserholen, Holzfällen, und den Ausbesserungen, die unsere Schiffe höchst nöthig hatten, finden. Zugleich konnten die mit dem Scharbocke behafteten Kranken nach ihrer Bequemlichkeit im Walde herum gehen.

Bey allen diesen Vortheilen fehlte es aber auch nicht an Unbequemlichkeiten. Der Fischfang war nicht ergiebig, wir fanden weder Cocusnüsse noch Bananes, und mußten aller Arten der Hülfe, die man sich in einem bewohnten Lande versprechen kann, entbehren; wir durften uns auf nichts Hoffnung machen, als auf Sicherheit und die äußersten Bedürfnisse. Unter diesen Umständen war zu befürchten, daß unsere Kranken sich nicht erholen würden. Wir hatten zwar keine, die sehr vom Scharbocke angegriffen waren, aber bey vielen zeigte sich der Anfang, und wenn sie sich hier nicht besserten, so mußte das Uebel auf der ferneren Reise geschwind zunehmen.

Den ersten Tag trafen wir in einem kleinen Flusse, der eine Viertelmeile von uns entfernt war, eine Pyroge mit zwo Hütten an. Die Pyroge war leicht, in einem guten Zustande, und hatte einen Balken zum Gleichgewichte. Auf der Seite sahe man Feuerstätte, Muschelschalen und das Gerippe von Thierköpfen, welche Herr Commerson für Wildeschweinsköpfe hielt. Die Wilden hatten diese Hütte vermuthlich nicht lange verlassen, weil wir frische Cocusnüsse und Bananen fanden. Man glaubte auch in den Bergen Menschenstimmen zu hören, es fand sich aber nachgehends, daß es große wilde kuppichte Tauben mit blauen Federn waren, die man auf den Molukkischen Inseln gekrönte Vögel nennt. Ein Matrose,

trose, der Muscheln suchte, fand im Sande ein Stück von einer bleyernen Tafel, darauf man noch den Rest von Englischen Wörtern las:

hor' d here
ick Majesty's.

Man sahe auch noch die Löcher zu den Nägeln, damit sie angeschlagen gewesen war. Sie schien nicht alt zu seyn; vermuthlich hatten die Wilden sie abgerissen und in Stücken zerbrochen.

Dieß bewog uns, die ganze Küste um unsern Ankerplatz genau zu untersuchen, und innerhalb der Bay rings herum zu fahren. Hinten in derselben landeten wir bey einem schönen Flusse. Es fanden sich bald abgehauene und abgesägte Bäume, daraus wir deutlich schließen konnten, daß dieß der Landungsplatz der Engländer gewesen. Wir entdeckten auch den Ort der Innschrift; es war ein hoher sehr in die Augen fallender Baum, auf der rechten Seite des Flusses, der mitten auf einem freyen Platze stund, wo vermuthlich die Zelte der Engländer aufgeschlagen gewesen. Die Nägel stacken noch in dem Baume, wo sie erst, wie man deutlich wahrnehmen konnte, seit wenigen Tagen abgerissen war. In dem Baume selbst waren Stufen entweder von den Engländern oder Wilden gehauen. Aus den jungen Ausschößlingen der abgehauenen Bäume konnten wir wahrscheinlich schließen, daß die Engländer ohngefähr vor vier Monaten hier gewesen. Wir fanden auch ein noch unverfaultes Tau, ob es gleich an einem sehr feuchten Orte lag. Ohne Zweifel ist es der Swallow von vierzehn Kanonen unter Kapitain Carteret gewesen, welcher mit dem Delphin unter Kapitän Wallace im August des Jahres 1766. aus Europa abgeseegelt. Wir erhielten von diesem Schiffe in

Batavia

Batavia Nachricht. Wir werden künftig zeigen, daß wir diesem Schiffe auf unserer ganzen Reise bis in Europa gefolgt sind. Ein sonderbarer Zufall führte uns also unter so weitläuftigen unbekannten Ländern gerade an den Ort, wo diese Nation, welche, wie wir, neue Entdeckungen suchte, ein Denkmal ihres Hierseyns hinterlassen hatte.

Der Regen hielt bis zum 11ten fast unaufhörlich an. Vermuthlich war die See stürmisch, aber in dem Hafen merkten wir nichts, weil er allenthalben mit hohen Bergen umgeben ist. Wir beschleunigten unsere Arbeit, so viel es sich bey dem schlechten Wetter thun ließ. Unsere erste und höchst nöthige Sorge war, Erfrischungen für die Kranken und nahrhafte Speisen für die Gesunden zu suchen, fanden aber beydes nicht. Der Fischfang gab nichts, und in den Wäldern fanden wir nichts, als eine Art von Palmbäumen, die Lataniers und Choux-palmistes heißen. Sie waren zum Theil dergestalt mit unsäglichen Schwärmen von Ameisen angefüllt, daß wir sie liegen lassen mußten. Man sahe einmal fünf bis sechs wilde Schweine, hat aber, aller angewandten Mühe ungeachtet, keine wieder zum Schuß bringen können. Sonst haben wir kein vierfüßiges Thier in dieser Gegend angetroffen.

Einige glaubten Spuren einer Tygerkatze bemerkt zu haben. Wir trafen auch große Tauben von sonderbarer Schönheit an; ihre Federn sind goldgrün, der Hals und Bauch grau, und auf dem Kopfe haben sie einen kleinen Kamm. Es giebt Turteltauben und so genannte Witben, welche die Brasilianischen an Größe übertreffen, Papageyen, gekrönte Vögel, und eine Gattung, deren Geschrey dem Bellen eines Hundes so ähnlich ist, daß man das erstemal sicher

dadurch

dadurch betrogen wird. Wir haben hin und wieder Schildkröten gefunden, aber es war außer der Zeit, da sie Eyer legen, sonst muß man solche in den sandigten Buchten in Menge antreffen.

Das ganze Land ist bergicht, und der Boden leicht. Es giebt ungemein hohe Bäume, deren einige sehr schönes Holz haben. Man findet hier den Betel, Areca, und das schöne Indianische Rohr, welches aus Ostindien nach Frankreich gebracht wird. Es wächst in dieser Gegend an morastigen Orten, wir haben aber kein recht schönes finden können, es sey nun, daß die Bäume, womit der Boden ganz bedeckt ist, es an seinem Wachsthume hindern, oder daß wir nicht in der Jahreszeit waren, wo es zur gehörigen Reife gelangt. Der Pfefferbaum ist hier auch gemein; er hatte jetzund weder Früchte noch Blüte. Der Boden liefert nicht viel Merkwürdiges in Ansehung der Botanik, und die Gegend scheint nie auf beständig bewohnt gewesen zu seyn. Vermuthlich kommen nur zuweilen Wilde her, wenigstens trafen wir an vielen Stellen der Küste Spuren an, daß sie dort ihre Mahlzeiten gehalten.

Der 10te Julius und die drey folgenden Tage waren sehr schön. Wir nutzten sie so gut, wie möglich, besserten unsere Masten aus, und theilten den Vorrath an Mehl und Zwieback unter beyde Schiffe. Wir fanden weniger Gemüse, als wir glaubten. Zu den Suppen mußten ein Drittel Bohnen weniger genommen werden. Oberofficiers, Gemeine und Matrosen, alles bekam einerley und gleiche Portionen; wir waren einander alle gleich, so wie im Tode.

Herr Verron nutzte das helle Wetter zu seinen Bemerkungen, und ließ seine Instrumente den 11ten

ans

ans Ufer bringen, um sich zu der sichtbaren Sonnenfinsterniß vom 13ten bereit zu machen. Es gelang ihm auch glücklich, den Eintritt und Austritt des Schattens zu beobachten. Der Ritter Bouchaye und ich waren ihm dabey behülflich. Wir gruben eine Innschrift an demselben Orte ein, wo wir die Penduluhr errichtet hatten, und gaben dem Hafen den Namen von Praslin. Der Anfang der Finsterniß war den 13ten Julius um zehn Uhr funfzig Minuten fünf und vierzig Secunden, das Ende um 00 Stunde achtzehn Minuten sechzehn Secunden nach der wahren Zeit, und die Größe drey Minuten zwey und zwanzig Secunden.

Diese Observation ist um so viel wichtiger, weil man dadurch, und durch die Bemerkungen, die auf der Küste von Peru angestellt worden, endlich die Länge des unermeßlichen Südmeeres, welche bisher sehr ungewiß gewesen, bestimmen kann. Es war um so mehr ein Glück, daß der Himmel uns dazu begünstigte, weil wir von dem Tage an bis zu unserer Abreise das schrecklichste Wetter ausstehen mußten. Der unaufhörliche Regen und eine erstickende Hitze machten uns unsern Aufenthalt sehr schädlich. Den 16ten war die Fregatte mit ihrer Arbeit fertig, wir halfen daher der Etoile mit allen unsern Böten. Sie brauchte vielen Ballast, folglich mußten wir in Ermangelung der Steine Holz nehmen, welches eine langweilige und ungesunde Beschäfftigung war, weil in den Wäldern eine unaufhörliche Feuchtigkeit herrscht.

Man tödtete täglich Schlangen und Skorpionen, und eine große Menge von einer besonderen Art Insekten. Sie sind so lang wie ein Finger, haben einen geharnischten Leib, sechs Füße, an den Seiten

hervorragende Spitzen, und einen sehr langen Schwanz. Man brachte mir noch ein anderes, das mir ebenfalls sonderbar vorkam. Das Insekt ist drey Zoll lang, und gehört zum Geschlechte der Heuschrecken. Alle Theile seines Leibes sehen aus wie Gewebe, daß man auch in der Nähe für Blätter halten sollte. Jeder Flügel macht ein halbes Blatt aus, und beyde zusammen geschlagen ein ganzes. Der untere Theil des Leibes ist ein Blatt von einer mätteren Farbe, als der Obertheil. Das Thier hat zwey Fühlhörner, sechs Füße, deren Obertheil auch Stücke von Blättern ausmachen. Herr Commerson hat dieses Insekt beschrieben, und im Weingeiste aufgehoben. Ich habe es aber dem königlichen Kabinette zu Paris überliefert.

An den Küsten fanden sich einige kostbare Muscheln, für die Liebhaber dieser Sammlungen. Man entdeckte in einer Bucht der großen Insel, welche diese Bay formirt, zehn Marteaux oder Hammermuscheln, die sehr selten seyn sollen, weswegen wir ihr auch den Namen Isle aux Marteaux beylegten. Die Liebhaber waren daher sehr eifrig, Muscheln zu suchen. Inzwischen wurde die Begierde etwas durch einen Zufall geschwächt, da ein Matrose von einer Schlange im Wasser gebissen wurde. Die Wirkung des Giftes äußerte sich in einer halben Stunde, indem er heftige Schmerzen über den ganzen Leib empfand. Der Ort des Bisses war auf der linken Seite, ward gelb und entzündete sich zusehends. Durch vier bis fünf Skarifikationen brachte man vieles bereits aufgelößtes Blut heraus. Man zwang den Matrosen zu Austreibung des Schweißes sich viel zu bewegen, sobald er aber aufhörte, so fiengen die Zuckungen wieder an. Er mußte fünf bis sechs Stun-

den

den unglaublich ausstehen. Man hatte ihm aber in der ersten halben Stunde gleich Theriac und Eau de Luce gegeben, wodurch er in einen heftigen Schweiß gerieth, und wieder gesund ward.

Diese Begebenheit machte jedermann behutsam ins Wasser zu gehen. Unser Wilder aus Taiti beobachtete die Kur des Kranken sehr genau; er gab uns zu verstehen, daß in seinem Vaterlande ebenfalls an der Küste Schlangen wären, welche allen, die sie bissen, den Tod verursachten. Die Einwohner von Taiti haben zwar eine Art von Arzneywissenschaft, sie mag aber nicht weit her seyn. Er erstaunte, als der Matrosen nach vier bis fünf Tagen wieder an seine Arbeit gieng. Wenn er unsere künstlichen Maschinen und Instrumente sahe, wodurch die Kräfte der Menschen vermehrt werden, so gerieth er ganz in Verwunderung, und schämte sich über die Unwissenheit seines Landes. Er sagte mit Erröthen aouau Taiti, welches eine Verachtung anzeigt, und so viel heißt, als Pfui über das elende Taiti! Inzwischen nahm er sich doch in Acht, es merken zu lassen, daß er den Vorzug unserer Nation über die seinige einsahe. Man sollte nicht glauben, was für einen Stolz er besitzt; er ist eben so hochmüthig, als er unterthänig thun kann. Dieser Charakter beweiset nicht nur, daß er in einem Lande lebt, wo eine Ungleichheit der Stände herrscht, sondern auch von was für einem Stande er ist.

Den 19ten Abends waren wir endlich im Stande unter Seegel zu gehen. Das Wetter ward aber immer ärger. Es stürmte aus Süden erschrecklich, es donnerte und goß ganze Ströme von Regen, das Meer gieng außer dem Hafen sehr hoch, und die so genannten Fischervögel zogen sich in die Bay. Den 22ten verspürten wir des Morgens um zehn Uhr

einige Stöße vom Erdbeben, die ein paar Minuten anhielten, und auf unseren Schiffen sehr merklich waren. Während der Zeit hob und senkte sich das Meer etlichemal, wodurch diejenigen, welche auf den Bänken fischten, in großes Schrecken gesetzt wurden, so daß sie sich eiligst in ihre Böte begaben. Es scheint, daß es hier um diese Jahreszeit ohne Aufhören regnet. Ein Sturm folgt dem andern, der Donner rollt beständig durch die Lüfte, und die Nächte stellen die Finsterniß des ersten Chaos vor.

Gleichwohl giengen wir täglich in den Wald, um Lataniers und Palmisten zu suchen, und Tauben zu schießen. Wir theilten uns in verschiedene Haufen, kamen aber insgemein mit leeren Händen und bis aufs Hemde durchgenäßt zurück. Inzwischen fanden wir in den letzten Tagen eine gewisse Art von Aepfeln und Pflaumen, (pommes des mangles und prunes monbin), die eine Beyhülfe für uns gewesen wären, wenn wir sie eher entdeckt hätten. Man fand auch ein gewisses aromatisches Epheu, welches die Wundärzte für eine Blutreinigung wider den Scharbock hielten, wenigstens empfanden die Kranken, welche Infusionen davon machten, und sich damit wuschen, einige Linderung.

Wir haben allerseits eine bewundernswürdige Kaskade besucht, daraus der kleine Fluß entstand, welcher der Etoile zum Wasserladen diente. Die Kunst würde sich vergebens bemühen, das, was die Natur hier in einem unbewohnten Winkel der Erde zuwege bringt, in königlichen Gärten nachzuahmen. Die Stufen, darüber das Wasser hinab rollte, waren ziemlich regelmäßig, es fiel in eine Menge von Bassins aus großen Felsen. Die höchsten Bäume umgaben solche, und wuchsen zum Theil daraus her-

vor, und gaben dem Wasser eine verschiedene Farbe. Diese Kaskade verdiente von dem größten Maler nach der Natur abgemalt zu werden.

Inzwischen ward unser Zustand mit jedem Tage, den wir hier, ohne weiter zu kommen, zubringen mußten, schlimmer. Die Zahl der Kranken und der Grad des Scharbockes nahmen zu. Das Volk auf der Etoile war in einem noch schlimmeren Zustande, als bey uns. Alle Tage schickte ich Böte aus, um das Wetter zu untersuchen. Der Südwind hielt sehr heftig an, und das Meer tobte ohne Aufhören. Unter diesen Umständen war es unmöglich unter Seegel zu gehen, zumal da auch noch andere Ursachen die Ausfahrt aus dem Hafen schwer machten.

Die Nacht vom 23sten bis zum 24sten regnete es ohne Aufhören, aber in der Frühe war das Wetter und Meer ruhig. Wir lichteten die Anker, und lauerten den ganzen Tag vergeblich auf einen Wind, der uns aus dem Hafen bringen sollte. Endlich erhob er sich etwas, und da ich die Fregatte inzwischen hinaus bogsiren ließ, so bekam sie Wind genug, um sich vollends um die Landspitze zu helfen. Ich ließ darauf auch die Etoile aus dem Hafen helfen, des Nachts um zwey Uhr stieß sie endlich zu uns, und die Böte wurden am Bord gebracht.

Die Nacht hatten wir abermals Regen, aber mit Anbruche des Tages heiterte sich der Himmel auf. Wir hielten uns längst der Küste, und wollten mit Fleiß nicht in die weite See stechen, weil wir vermutheten an der Küste von Neuengland zu seyn. Das Land, welches wir westwärts entdeckten, schien sich den Küsten zu nähern, und in der Mitte der Oeffnung, welche man für eine Durchfahrt halten

konnte, zeigten sich einzelne Spitzen, welche vermuthlich durch Bänke unter dem Wasser mit dem übrigen Lande zusammen hiengen. So beschreibt uns auch Dampier die große Bay, welcher er den Namen der Georgsbay gegeben; und wir hatten an deren nordostlichen Spitze vor Anker gelegen, wie wir in den ersten Tagen, nachdem wir solche verlassen, deutlich wahrnehmen konnten. Dampier war aber glücklicher als wir, denn er traf zu seinem Ankerplatze eine bewohnte Gegend an, wo er Erfrischungen erhielt; alles, was er daselbst fand, gab ihm große Begriffe von den gesegneten Umständen des Landes. Wir hingegen, die wir eben solchen Mangel litten, als er, geriethen in eine Wüste, wo wir nichts als Holz und Wasser fanden.

Bey der Abreise aus dem Hafen Praslin berichtete ich meine Meereslänge nach der beobachteten Sonnenfinsterniß. Ich hatte mich zuvor um drey Grade zu weit gegen Osten geschätzt. Während unseres Aufenthaltes in dem Hafen stand das Thermometer beständig auf zwey und zwanzig und drey und zwanzig Grade, aber die Hitze war größer, als man daraus schließen sollte. Die Ursache kam ohne Zweifel daher, weil die Luft den Hafen nicht durchstreichen konnte, indem das Bassin rings umher, zumal auf der Seite, woher die herrschenden Winde striechen, eingeschlossen war.

Sechstes Kapitel.

Reise von dem Hafen Praslin bis an die Molukkischen Inseln. Ankerplatz zu Boero.

Wir stachen also wieder in See, nachdem wir beynahe drey Wochen unter unaufhörlichem Südwinde und schlechten Wetter vor Anker gelegen. Den 25sten gieng der Wind endlich in Südosten, und wir hielten uns beständig in einer Entfernung von zwo Meilen längst der Küste. Auf der rechten Seite sahen wir in der offnen See viele Inseln, welche in gewissen Entfernungen hinter einander an der Küste hin lagen. Wir seegelten zwischen ihnen und dem festen Lande durch, und gaben ihnen den Namen unserer Oberofficiers Bournand, Draison, Bouchage und Suzamet. Es war nunmehr ohne Zweifel, daß wir uns an der Küste von Neuengland befanden. Das Land liegt hoch, und hat hin und wieder schöne Bayen, darinn wir Feuer und andere Spuren sahen, daß sie bewohnt waren.

Den dritten Tag nach unserer Abreise ließ ich unsere Feldzelte zerschneiden, und unter die sämmtlichen Matrosen zu weiten Hosen austheilen. Wir hatten bereits mehrmalen dergleichen Austheilungen von Kleidungsstücken vorgenommen, wie wäre es sonst möglich gewesen, daß die armen Leute sich auf einer so langwierigen Reise hätten behelfen können, wo sie bald Hitze bald Kälte ausstehen, und unzähliche mal naß werden mußten? Uebrigens hatte ich nichts mehr zu geben, alles war erschöpft. Ich sahe mich gezwungen, einem jeden noch eine Unze Brod täglich abzubrechen; die wenigen noch vorhandenen Lebensmittel waren zum Theil verdorben. Sonst

hätte man unser gesalzenes Fleisch und alle Lebensmittel über Bord geworfen, jetzt mußten wir in der größten Noth das schlechte essen, wie das gute, da niemand wissen konnte, wenn unser Elend ein Ende haben würde.

Der Zustand beyder Schiffe war in der That zu bedauern; wir mußten zugleich sowohl durch das Vergangene, welches unsere Körper geschwächt hatte, als durch das Gegenwärtige, indem wir unsere elenden Umstände beständig vor Augen sahen, und auch durch das Zukünftige leiden, weil das Ende unserer Trübseligkeiten unbestimmt war, und dieses sahen wir für das grausamste Uebel von allen an. Mein eigenes Leiden ward durch der übrigen ihres, die ich um mich sahe, vermehrt. Doch muß ich bekennen, daß keiner den Muth sinken lassen, und daß die Geduld im Leiden größer gewesen, als alle die kritischen Umstände, darinn wir uns befanden. Die Officiers gaben ein gutes Beyspiel, und bey dem größten Mangel haben die Matrosen Abends getanzt, als wenn wir im größten Ueberflusse gelebt hätten. Es war nicht nöthig ihren Sold zu verdoppeln.

Wir hatten Neuengland bis zum 3ten August beständig im Gesichte. Die Winde waren während der Zeit nicht stark, und die Ströme wider uns, daher wir keinen großen Strich zurücklegten. Den 29sten Julius näherten wir uns der Küste, die sich immer mehr westwärts zog, am meisten. Dieß brachte uns den Besuch einiger Pyrogen zuwege; ein paar näherten sich der Fregatte, daß man ihnen zurufen konnte, und fünfe der Etoile. In jeder saßen fünf bis sechs Schwarze mit krausen wollichten Haaren, welche sich einige weiß gefärbt hatten. Sie trugen ziemlich lange Bärte, und um die Hände ei-

nen

nen weißen Zierath wie Armbänder. Ihre Blöße war einigermaßen mit Blättern bedeckt. Sie waren groß, stark, und schienen hurtig zu seyn. Sie zeigten uns eine Art von Brod, und gaben uns durch Zeichen zu verstehen, daß wir ans Land steigen sollten. Wir suchten sie hingegen am Bord zu locken, warfen ihnen auch einige Stückchen von Zeugen hin, sie hatten aber doch nicht das Herz näher zu kommen. Sie nahmen, was wir ihnen hingeworfen hatten, und zur Dankbarkeit schleuderte einer einen Stein gegen unser Schiff, welcher aber nicht so weit reichte. Wir wollten nicht gleiches mit gleichem vergelten. Sie schlugen darauf alle an ihre Pyrogen, erhuben ein großes Geschrey, und zogen sich zurück. Vermuthlich führten sie sich gegen die Etoile feindlicher auf, denn wir sahen, daß einige Schüsse auf sie geschahen, worauf sie die Flucht ergriffen. Ihre Pyrogen sind lang, schmal und mit einem Balken zum Gegengewichte versehen. An allen Vorder- und Hintertheilen zeigen sich Zierathen von roth angestrichenem Schnitzwerke, welches beweiset, daß sie nicht ungeschickt sind.

Den andern Tag kam eine weit größere Anzahl zu uns, die kein Bedenken trugen, sich dem Borde zu nähern. Der Anführer, welcher das Haupt zu seyn schien, trug einen roth angestrichenen Stab in der Hand, der zwey bis drey Fuß lang, und an beyden Enden mit einem Apfel geziert war. Er hob solchen mit beyden Händen über den Kopf in die Höhe, als er sich näherte, und blieb eine Weile in dieser Stellung. Die Schwarzen waren alle nach ihrer Art sehr geschmückt; einige hatten sich die Haare roth gefärbt, andere trugen kleine Federbüsche auf dem Kopfe, noch andere hatten Ohrenringe von gewissen

Körnern, oder weiße runde Täfelchen am Halse, oder Ringe in der Nase hängen. Ein fast allgemeiner Putz bey allen waren Armbänder von Muscheln, die von einander gesägt waren.

Wir suchten einen Handel mit ihnen zu errichten, um sie zu bewegen, daß sie uns Erfrischungen bringen sollten; aus ihrem treulosen Betragen konnten wir aber bald abnehmen, daß nichts mit ihnen auszurichten seyn würde. Sie suchten das, was wir ihnen zum Tausche darbothen, zu erhalten, wollten aber nichts wieder geben; kaum erhielten wir einige Ignameswurzeln von ihnen. Endlich wurden wir es überdrüßig, ihnen etwas zu geben, und sie begaben sich weg. Bey einbrechender Nacht ruderten ein paar Pyrogen auf die Fregatte zu, als wir aber eine Rackete steigen ließen, um der Etoile ein gewisses Signal zu geben, nahmen sie eiligst die Flucht.

Es schien, daß die Besuche, welche sie uns in diesen beyden Tagen abgestattet, nur dazu gedient hatten, um unseren Zustand gleichsam zu untersuchen, und einen Plan zum Angriffe zu machen. Den 31sten sahe man mit Anbruche des Tages einen ganzen Schwarm von Pyrogen vom Lande abstoßen. Ein Theil fuhr bey uns vorbey, ohne sich aufzuhalten; alle richteten ihre Fahrt gegen die Etoile, vermuthlich, weil sie gemerkt hatten, daß dieses Schiff das kleinste war, und im Seegeln zurück blieb. Die Negers thaten auch wirklich einen Angriff mit Pfeilen und Steinen; das Gefecht war aber von kurzer Dauer, denn eine einzige Salve aus den Musketen brachte sie zur Flucht, einige stürzten sich ins Meer, und verließen ihre Pyrogen. Seit der Zeit sahen wir keine mehr.

Die Küste von Neuengland lief nunmehr beständig Westwärts, und ward viel niedriger. Sie war nicht mehr so hoch und mit verschiedenen Reihen grosser Berge besetzt. Die nördliche Spitze war so flach, daß sie kaum über dem Wasser hervorragte, und nur hin und wieder mit Bäumen besetzt. Die fünf ersten Tage des Augusts waren regnicht und stürmisch, die Küste zeigte sich nur in den Augenblicken, da sich die Luft etwas aushellte. Wir sahen aber genug um zu bemerken, daß uns die Ebbe und Fluth einen Theil des geringen Weges den wir machten, wieder zurück führte. Ich ließ nunmehr gegen Nordwesten steuern, um das Labyrinth der Inseln, welche an der nördlichen Spitze von Neuengland liegen, zu vermeiden.

Den 4ten Nachmittags sahen wir sehr deutlich ein paar Inseln, welches vermuthlich diejenigen sind, welche Dampier Matthias und die Sturminsel nennt. Die erste ist hoch und bergicht, und von ohngefehr fünf Meilen im Umfange. Die andre hat nur ein paar Meilen im Umkreise, und zwischen beyden liegt eine ganz kleine Insel. Den 5ten frühe wandten wir uns wegen einer kleinen entdeckten Insel nordwärts, um zehen Uhr sahen wir sie deutlich in Südosten; sie war klein und niedrig. Die Fluth trieb uns jetzt nicht mehr gegen Süden und Osten, welches vermuthlich daher rührete, weil wir die nördliche Spitze von Neuengland, welche die Holländer das Kap Solomaswer nennen, vorbey passiret waren. Wir bleyeten alle Tage, fanden aber niemals Grund, und hatten nur ein und vierzig Minuten südlicher Breite.

Bis zum 7ten Auguſt liefen wir mit frischem Winde und guten Wetter gegen Westen, ohne Land

anzutreffen. Den 8ten frühe sahen wir drey Meilen vor uns eine niedrige Insel; wir fuhren in der Entfernung von einer Meile vorbey. Sie war ohngefehr ein paar Meilen lang, mit Bäumen bewachsen, und hatte verschiedene Abtheilungen die durch Sandbänke zusammenhiengen. Wir sahen eine Menge von Cocusbäumen, und allenthalben Hütten, daraus sich schließen läßt, daß sie stark bevölkert seyn muß. Die Hütten waren hoch, viereckig und wohl bedeckt. Sie schienen uns größer und schöner, als die Hütten von Schilf insgemein sind; wir glaubten die Häuser von Taiti wieder zu sehen. Um der Insel waren viele Pyrogen mit Fischen beschäfftigt. Niemand schien sich um uns zu bekümmern, wir glaubten daher daß die Einwohner gar nicht neugierig und mit ihrem Schicksal zufrieden seyn müßten. Wir nannten diese Insel die Anachoreteninsel. Ein paar Meilen weiter gegen Westen sahe man vom Maste noch eine andere platte Insel.

Die Nacht war finster. Wegen der in Süden fest stehenden Wolken am Horizonte schlossen wir, daß Land vorhanden seyn müßte, und mit anbrechendem Tage fanden wir auch kleine Inseln. Bald darauf zeigten sich ein paar kleine Inseln in Südwesten von jenem. Sie waren alle platt, und gewisser maßen nur bey einander liegende Klumpen, darauf Bäume stunden, und gaben für die Schiffe einen gefährlichen Anblick. Weiter gegen Süden lag eine größere Insel von den übrigen abgesondert. Wir wählten den Weg zwischen dieser, und jenem Haufen von kleinen Inseln, die wir das Schachbret nannten; letztere erstreckten sich viel weiter gegen Südwesten als wir anfangs glaubten.

Wir wollten, wie gesagt, die Durchfahrt versuchen, befanden uns aber noch mit einbrechender Nacht darinn, ohne zu wissen, wie weit sich die südliche Insel erstreckte, weil wir nur jedesmal einen Augenblick helle Luft gehabt hatten, und nicht alles auf einmal übersehen konnten. Unsere Verlegenheit ward durch die eingefallene Windstille noch vermehrt; wir mußten die ganze Nacht befürchten, daß die Ströme uns gegen die Küste treiben möchten. Ich wollte ein paar Anker werfen, wir fanden aber so oft wir bleyeten keinen Grund. Diese Inseln sind so gefährlich, daß man keinen Ankergrund antrifft, wenn man gleich nur zwey Schiffslängen von den Bänken ist. Zum Glücke entstand kein Sturm. Gegen Morgen erhob sich die Luft, und befreyete uns von diesen gefährlichen Inseln, die so viel wir in der Nähe sehen konnten, nicht bewohnt waren, indem sich weder Hütten, noch Feuer noch Pyrogen zeigten. Die Etoile war in noch größerer Gefahr gewesen, als wir, indem sie von dem Strome augenscheinlich gegen die Küste getrieben ward, bis der Wind sie davon entfernete.

Den 11ten August erblickten wir unter zwey Grad siebenzehn Minuten südlicher Breite, eine hohe Küste in Süden, welche wir für die von Neuguinea hielten. Sie war bergicht und erstreckte sich Westnordwärts. Den 12ten befanden wir uns fünf Meilen von der Küste, es ließ sich aber in dieser Entfernung nichts erkennen, wir glaubten nur in zwey Grad fünf und zwanzig Minuten südlicher Breite eine Bay zu entdecken, deren Umfang vom Maste plattes Land zu haben schien. Aus unserer geschwinden Fahrt vermutheten wir, daß die Ströme uns nunmehr zum Vortheil waren. Um den Unterschied

den

den sie uns in der Schätzung des Weges verursachten, genauer zu bestimmen, hätten wir uns weiter vom Lande halten müssen. Es behielte dieselbe Richtung, und war erstaunlich hoch. Wir bemerkten vornehmlich ein paar sehr hohe Spitzen bey einander, welche die übrigen beyden an Höhe übertrafen, und den Namen der beyden Cyklopen erhielten. Die Ströme trieben uns nach unsern Bemerkungen gegen Nordwesten, denn wir befanden uns den 14ten weiter von der Küste, welche sich jetzt gegen Westen zog.

Wir machten kleine Tagereisen. Seitdem wir uns an der Küste von Neuguinea befanden, war der Wind schwach. Er erhob sich Nachmittags und legte sich zu Mitternacht, alsdenn folgte ein veränderlicher Landwind und gegen Mittag abermals Windstille. Den 15ten sahen wir vieles Land, welches wir für kleine Inseln hielten, und über solche weg zeigten sich die hohen Berge des festen Landes. Der einen, die am meisten in Südsüdosten lag, gaben wir den Namen, der Riese Moulineau, und die am meisten in Westen liegende hießen wir die Nymphe Alie. Um zehen Uhr waren die Ströme so heftig, daß wir nicht steuern konnten; sie trieben uns so weit seewärts, daß sich ihr eigentlicher Strich nicht genau bestimmen ließ. Wir sahen viele Stämme von Bäumen, verschiedene Früchte und Schilf treiben, und das Wasser war so trübe, daß wir auf einer Bank zu seyn befürchteten, wir hatten aber keinen Grund.

Dieser heftige Strom schien anzudeuten, daß ein großer Fluß vom festen Lande sich ins Meer ergießt, oder daß sich eine Durchfahrt in dieser Gegend befindet. Vermöge ein paar Beobachtungen war unsere Länge den 15ten zu Mittage hundert und sechs und

dreyßig Grad sechzehn Minuten dreyßig Secunden Ostwärts von Paris. Meine Schätzung war seit der festgesetzten Länge im Hafen Praslin um zwey Grad sieben und vierzig Minuten davon unterschieden. Die Breite war ein Grad sieben und vierzig Minuten.

Den 16ten und 17ten hatten wir wenig Wind und mußten die Etoile, welche zurück blieb, erwarten. Die Nacht vom 17ten war stürmisch mit Regen und einem schrecklichen Donnerwetter. Die sechs folgenden Tage waren eben so traurig, Regen, Windstille, oder widriger Wind. Man muß in unserer Lage gewesen seyn, um sich einen Begriff davon zu machen. Den 20sten passirten wir die Linie zum andernmale auf dieser Reise. Die Ströme entfernten uns von der Küste, und gleichwohl war es nöthig, sich so nahe als möglich an derselben zu halten, um keinen wichtigen Fehler zu begehen, und anstatt die Einfahrt in das Indische Meer zu erreichen, in einem Meerbusen von Gilolo zu gerathen. Den 22sten bemerkten wir eine höhere Küste als die bisher gesehene von Neuguinea. Wir passirten die Linie zum drittenmal, und entschlossen uns diese Westnordwestwärts laufende Küste nicht eher wieder zu verlassen, als bis wir die äußerste Spitze, welche die Geographen das Kap Mabo nennen, erreichten.

Den 23sten sahen wir eine Küste von ohngefehr zwölf Meilen, deren westliche Seite sieben bis acht Meilen voraus in Südwesten lag. Wir näherten uns ein paar niedrigen mit Bäumen besetzten Inseln, und ich schickte in Erwartung der Etoile ein paar bewaffnete Böte an dieselben. Wir bildeten uns ein Wohnungen darauf zu finden, und gedachten Erfrischungen zu erhalten. Allein es fand sich nichts von allen. Die Hütten verwandelten sich als sie näher

kamen,

kamen in Klippen, die von den Wellen ausgehöhlet waren. Die Bäume auf der Insel trugen keine Früchte zur menschlichen Nahrung. Man vergrub inzwischen eine Innschrifft daselbst. Die Böte kamen erst Abends um zehen Uhr zurück, und inzwischen hatte die Etoile uns eingeholt.

Nach Einnehmung der Böte suchten wir uns so viel es der Wind zuließ, längst der Küste zu halten, und eine große Insel, welche uns den Tag zuvor in Westen lag, auf der rechten Seite liegen zu lassen. Zwischen derselben und Neuguinea zeigte sich ein breiter Kanal über vier Meilen breit; Der Wind und die Ströme kamen davon her, es war folglich nicht möglich gegen beyde anzugehen. Ich mußte also mit Verdruß die Partey ergreiffen, nordwärts um jene Insel zu gehen, ob ich gleich vermuthe, daß jene Durchfahrt sehr vortheilhaft ist, um die daselbst befindliche beständige Kette kleiner Inseln zu vermeiden.

Wir hatten diesen Morgen ein doppeltes Schrecken. Das erstemal rief man von dem Maste herunter, daß vor uns eine lange Bank läge. Das Brechen der Wellen rührete aber, wie man sie genauer beobachtete von der heftigen Fluth her, wir änderten unsern Lauf also nicht. Eine Stunde darauf schryen einige auf dem Verdecke, daß sie Grund unter uns sähen. Die Angst war aber so kurz als sie groß war. Wir hätten es für einen Irrthum gehalten, wenn man auf der Etoile nicht zwey Minuten lang dasselbe bemerkt hätte; Sie sahen es für eine Korallenbank an. Gegen Süden und Norden dieser Bank, welche vielleicht an manchen Orten noch höher ist, liegt eine Bucht, darinn etliche Hütten und viele Cocusbäume standen. Diese Bank wird dadurch um so mehr kenntlich, weil wir in dieser Gegend

nirgends

nirgends Spuren von Menschen bemerkt hatten. Nachmittags kamen wir endlich um die nordöstliche Spitze der großen Insel hinum, deren Küsten sich nachgehends über zwey Meilen weit erstreckte. Wir entdeckten bald in derselben Gegend noch mehr kleine Inseln, und gegen Nordost zeigte sich eine lange Bank, so daß wir uns abermals zwischen ein paar Küsten eingeschlossen befanden.

An eben diesem Tage verloren wir unsern Schiffsmeister (maître d' Equipage) am Scharbocke. Er ward wegen seiner Geschicklichkeit von jedermann bedauert. Wir hatten noch fünf und vierzig Kranke an eben diesem Uebel. Limonade und Wein waren die einzigen Mittel, welche dem Zunehmen dieses Uebels einigermaßen Einhalt thun konnten.

Den 25sten frühe sahen wir uns mit Land umgeben, und nur drey Durchfahrten; darunter wir wegen des Windes diejenigen wählen mußten, welche mir am wenigsten gefiel. Ich zweifelte nicht, daß wir mitten unter den Inseln der Papus wären. Weiter gegen Norden zu gehen, schien bedenklich um nicht in einen Meerbusen der östlichen Küste von Gilolo zu gerathen. Um aus diesen gefährlichen Gewässern zu kommen, war nöthig eine mehrere südliche Breite zu suchen, nun sahe man jenseits der südwestlichen Durchfahrt, das Meer in Süden so weit das Auge reichte ganz frey, ich entschloß mich also durch Laviren durch diesen Kanal zu gehen. Die Inseln, welche uns umgaben, waren alle sehr steil, mit Bäumen besetzt, aber wie es schien unbewohnt.

Um Mittag hatten wir fünf Minuten nördlicher Breite, und waren also die Linie zum viertenmale passiret. Der ganze Tag vergieng, ohne daß wir viel

vor-

vorwärts kamen, aber des Nachts wurden uns bey hellem Mondenscheine Wind und Ströme günstig. Der Kanal ist ohngefehr zwey Meilen breit, und auf der Westseite mit einer Menge kleiner Inseln, die ein hohes Ufer haben, besetzt. Die Ostseite, welche wir anfangs für festes Land hielten, ist ebenfalls ein Haufen kleiner Inseln und Klippen, die in der Entfernung als ein Klumpen aussehen, und den Zwischenraum der Inseln hält man für Bayen. Wir gaben dieser Durchfahrt den Namen der Französischen Passage. In demselben hatten wir fünf und funfzig bis achtzig Faden Tiefe, ausserhalb aber gar keinen Grund.

Den 26sten frühe zeigten sich in Südsüdwesten und in Nordwesten ein paar Inseln. Wir befanden uns auf drey und zwanzig Minuten südlicher Breite, und sahen das Labyrinth von Inseln nicht mehr. Den folgenden Tag entdeckten wir abermals eine Insel, und um zehen Uhr eine hohe Klippe, welche wir den großen Thomas nannten. Bey derselben lagen ein paar kleine Inseln. Die Ströme trieben uns nicht mehr nordwärts, wir merkten vielmehr einen Unterschied gegen Süden. Dieser Umstand und die Beobachtung der Breite, welche zeigte, daß wir weiter gegen Süden waren, als das Kap Mobo, überzeugte mich, daß wir uns wirklich im Archipel der Molukkischen Inseln befanden.

Uebrigens möchte ich gerne wissen, wo das Kap Mabo eigentlich liegt? Einige geben das Kap, welches am Ende der westlichen Küste von Neuguinea gegen Morgen liegt, dafür aus. Dampier setzt es in einen Meerbusen von Gilolo auf dreyßig Minuten Süder Breite, und Wood Rogers vier Meilen von dieser großen Insel. Diese ganze Gegend besteht aber aus

einem

einem Archipel kleiner Inseln, welche der Admiral Roggewin, der im Jahre 1722. hier war, deswegen die tausend Inseln nannte. Wenn das Kap Mobo also bey Gilolo liegt, so kann es nicht zu Neuguinea gehören. Wäre dieses aber, wo soll man es suchen, wenn Neuguinea, wie es sehr wahrscheinlich ist, aus lauter großen Inseln besteht, deren verschiedene Kanäle ganz unbekannt sind? Es muß in diesem Falle auf derjenigen großen Insel, die am meisten gegen Westen liegt, anzutreffen seyn.

Den 27sten sahen wir fünf bis sechs Inseln, und den 28sten noch fünf andere, auf die wir zuseegelten. Wir ließen sie aber ein paar Meilen Seitwärts liegen. Seit vier und zwanzig Stunden ließ sich eine starke Ebbe und Fluth spüren, die aus Westen kam. Ich gab der Etoile Befehl die Kanonen aufzustellen, und ein Boot nach den Inseln in Südwesten zu schicken, um einen Ankerplatz zu suchen, und zu sehen, ob auf den Inseln Lebensmittel zu haben wären.

Das Meer war den ganzen Nachmittag stille, und das Boot kam erst Abends um neun Uhr wieder. Es hatte auf zwey Inseln weder Menschen noch Spuren von einiger Cultur des Landes, noch Früchte angetroffen. Die Matrosen waren schon im Begriffe sich weg zu begeben, als sie mit Verwunderung einen Neger in einer Pyroge mit zwey Balken zum Gleichgewichte ankommen sahen. Er hatte in dem einen Ohre einen goldenen Ring, und seine Waffen bestanden in ein paar Pfeilen. Man bemerkte weder Furcht noch Verwunderung bey ihm, Als man etwas zu essen und zu trinken von ihm verlangte, gab er Wasser, und eine Art Mehl, welches seine Nahrung zu seyn schien. Man schenkte ihm ein Schnupftuch, einen Spiegel, und dergleichen Kleinigkeiten, die er

mit Lachen annahm, aber kein Vergnügen darüber spüren ließ. Er schien die Europäer zu kennen, daher man ihn für einen Neger hielte, der von irgend einem Holländischen Comptoir auf den benachbarten Inseln entflohen, oder vielleicht zum Fischen hieher geschickt worden.

Die Holländer nennen diese Inseln die fünf Inseln, und schicken zuweilen dahin. Sie haben uns versichert, daß deren ehemals sieben gewesen, daß aber zwey durch ein Erdbeben in den Abgrund versunken, eine Begebenheit, die sich in diesen Gegenden öfter ereignet. Der Strom geht zwischen diesen Inseln erstaunlich stark, es giebt aber keinen Ankerplatz. Die Bäume und Pflanzen sind dieselben, wie in Neuengland. Wir fiengen hier eine Schildkröte von zwey hundert Pfunden.

Von hier an bemerkten wir, daß uns starke Fluthen nach Süden trieben. Wir bleyeten oft und ohne Grund zu finden, wir sahen, außer einer einzigen Insel in Westen, keine mehr, als bis zum 30sten August, da sich sehr weit gegen Süden eine große Küste zeigte. Der Strom half uns in der Nacht mehr, als der Wind, und den 31sten frühe waren wir nur noch vier Meilen davon entfernt. Dieß war die Insel Ceram, die zum Theil eine waldigte, zum Theil eine angebauete Küste darstellte, welche gegen Osten und Westen fortlief, ohne daß wir das Ende absehen konnten. Diese Insel liegt sehr hoch, und landwärts erheben sich hin und wieder unermeßliche Berge. Das viele Feuer, welches an allen Ecken brannte, ist ein Beweis, daß viele Menschen darauf wohnen. Wir fuhren den Tag und die folgende Nacht längst der nordlichen Küste hin, und suchten ihre westliche

Spitze

Spitze zu gewinnen. Der Strom war uns günstig, aber der Wind schwach.

Ich bemerke bey dieser Gelegenheit, daß die widrigen Winde, welche wir bis hieher beständig verspürt hatten, von den Strich- oder Passatwinden (moussons) herrühreten. Man nennt diejenigen, welche von Westen kommen, nordliche Moussons, und die von Osten südliche Moussons, weil die erstern Strichwinde mehr aus Nordnordwesten als aus Westen, und die andern gemeiniglich aus Südsüdosten, wehen. Denselben Strich wehen sie um eben diese Zeit an den Inseln der Papus, und an den Küsten von Neuguinea. Wir wußten dieses aus einer traurigen Erfahrung, weil wir in sechs und dreyßig Tagen nicht mehr, als etwas über ein paar hundert Meilen, zurückgelegt hatten.

Den 1sten September 1768. befanden wir uns mit anbrechendem Tage vor einer Bay, darinn verschiedene Feuer brannten. Bald sahen wir auch ein paar Fahrzeuge in der Form der Malayischen unter Seegel. Ich ließ die Holländische Flagge aufstecken, und eine Kanone lösen, begieng aber dadurch einen Fehler, ohne es zu wissen, denn wir erfuhren erst in der Folge, daß die Einwohner von Ceram mit den Holländern in Krieg verwickelt sind, und diese fast allenthalben von ihrer Insel vertrieben haben. Die Schiffe nahmen ihre Zuflucht gegen die Küste, und wir suchten den Wind zu nutzen, weil wir ohnehin nicht in die Bay kommen konnten, und giengen weiter. Hinten in der Bay ist das Ufer niedrig, und in derselben liegen verschiedene kleine Inseln. Wir mußten Westnordwest steuern, damit wir die eine Namens Bonao, von deren Spitze eine Bank

eine Meile weit in die See geht, vorbey seegeln konnten.

Es gieng ein scharfer Wind aus Südsüdwesten, daher wir den Rest des Tages zwischen Bonao, Kelang und Malipa laviren und suchen mußten, gegen Südwesten vorwärts zu kommen. Abends um zehen Uhr entdeckten wir die Insel Boero durch die verschiedenen Feuer, welche darauf brannten. Weil meine Absicht dahin gieng hier zu bleiben, lagen wir die Nacht stille, und suchten den Wind zum Einlaufen, so viel möglich, beyzubehalten. Ich wußte, daß die Holländer hier ein schwaches Comptoir haben, daß es aber an Erfrischungen nicht fehlet. Da wir nichts von dem politischen Zustande in Europa wußten, so war es der Klugheit gemäß, die ersten Nachrichten an einem Orte einzuziehen, wo wir ohngefähr am stärksten waren.

Mit unaussprechlicher Freude entdeckten wir bey Anbruche des Tages die Mündung der Bay von Cajeli, wo die Holländer ihr Comptoir haben, und wo wir das Ende unseres großen Elendes zu finden hofften. Seit der Abreise aus dem Hafen Praslin hatte der Skorbut sehr bey uns überhand genommen, keiner war ganz davon frey, und die Hälfte vom Schiffsvolk zur Arbeit völlig untüchtig. Hätten wir acht Tage länger die See halten müssen, so hätte es einem großen Theile das Leben, und den übrigen die Gesundheit gekostet. Die Lebensmittel hatten einen solchen faulen Geruch, und waren so verdorben, daß wir den Augenblick unsrer traurigen Tage, wo zum Essen gelautet ward, für den elendesten hielten.

Bey diesem bedauernswürdigen Zustande, mußte uns der reizende Anblick der Küsten von Boero unendlich

endlich viel schöner vorkommen. In der Nacht verspürten wir bereits den angenehmen Geruch, den die aromatischen Pflanzen der Molukkischen Inseln ausduften; wir nahmen ihn als den Vorboten der Erlösung aus unserer Noth an. Der Prospekt eines ansehnlichen Fleckens, der hinten in der Bay lag, die vor Anker liegenden Schiffe, das auf der Weide herum irrende Rindvieh, verursachten uns ein Vergnügen, daran ich auf das lebhafteste Theil nahm, das ich aber nicht beschreiben kann.

Wir mußten verschiedene mal hin und her laviren, ehe wir in die Bay kommen konnten, deren nordliche Spitze Lissatello, und die südostliche Ruba heißt. Um zehn Uhr konnten wir erst gerade auf den Flecken zu steuern. Verschiedene Fahrzeuge schifften in der Bay; ich steckte die Holländische Flagge auf, ließ einen Schuß thun, es kam aber niemand am Bord. Ich schickte darauf ein Boot zum Sondiren voraus, weil ich eine Bank auf der südostlichen Seite der Bay befürchtete. Zu Mittage näherte sich eine Pyroge, welche von Indianern geführt wurde, unserem Schiffe, der darinn sitzende Anführer wollte aber nicht am Bord kommen, sondern fragte nur auf Holländisch, wer wir wären?

Wir fuhren inzwischen mit vollen Seegeln, nach der Anweisung unseres Bootes, fort. Die Bank, dafür wir uns fürchteten, zeigte sich gar bald, das Meer war niedrig, daher sahe man den gefährlichen Ort desto deutlicher. Sie besteht aus einer Kette von Klippen, welche sich von der südostlichen Küste der Bay gegen Nordwesten eine halbe Meile weit erstreckt. Bey der Bank hat man nur sechs Faden Tiefe, bekommt aber gleich wieder siebenzehn Faden in einem guten sandigen Grunde. Um Mittag leg-

ten wir uns, gegen dem Holländischen Comptoir über, bey verschiedenen Holländischen Schiffen, vor Anker.

Kaum hatten wir Anker geworfen, als zween Holländische Soldaten, aber unbewaffnet, am Bord kamen. Der eine redete Französisch, und fragte mich im Namen des Residenten von dem Holländischen Comptoir, aus was für Ursachen wir in diesen Hafen kämen, da uns bekannt seyn müßte, daß allein Schiffe der Holländischen Ostindischen Kompagnie hier einlaufen dürften. Ich schickte einen Officier nebst den beyden Soldaten an den Residenten, welcher ihm die äußerste Nothwendigkeit vorstellte, in der wir uns befänden, Lebensmittel zu suchen; wir hätten uns gezwungen gesehen in dem ersten Hafen einzulaufen, ohne auf die Verbinduugen zu achten, welche anderen Nationen wehrte, in den Häfen der Molukkischen Inseln einzulaufen, wir würden auch gleich wieder abseegeln, sobald er uns mit den nöthigsten Lebensmitteln, deren wir unmöglich entrathen könnten, versorgt haben würde.

Die beyden Soldaten kamen bald zurück, und brachten mir einen schriftlichen Befehl von dem Statthalter von Amboina, unter dem der Resident von Boero steht, wodurch diesem ausdrücklich verboten wird fremde Schiffe in dem Hafen aufzunehmen. Der Resident ließ mich zugleich bitten, ihm eine schriftliche Erklärung von den Ursachen, welche uns zum Einlaufen gezwungen, zu geben, damit er solche dem Statthalter überschicken, uud sich dadurch wegen der Aufführung, die er gegen uns beobachten würde, rechtfertigen könne. Dieses Verlangen war billig. Ich setzte zu dem Ende eine unterschriebene Erklärung auf, daß wir von den Malouinischen Inseln kämen, und durch das Südmeer nach Ostindien

gehen

gehen wollten; daß uns die Passatwinde und der Mangel an Lebensmitteln nicht erlaubt hätten nach den Philippinischen Inseln hinauf zu seegeln; wir wären vielmehr durch die äußerste Noth gezwungen worden auf den Molukkischen Inseln Hülfe zu suchen, die ich ihn bäte uns, vermöge der Pflichten der Menschlichkeit, nicht abzuschlagen.

Nunmehr waren alle Schwierigkeiten gehoben. Der Resident hatte die Schuldigkeit in Ansehung seiner Obern beobachtet, und that nunmehr, was er konnte, da die Sache einmal nicht zu ändern war. Er both uns alles mit solcher Freymüthigkeit an, als wenn es ihm zugehörte. Um fünf Uhr gieng ich nebst einigen Officiers ans Land, um einen Besuch bey ihm abzustatten; er empfieng uns sehr gut, so viel Unruhe ihm auch übrigens unsere Ankunft verursachen mochte. Er both uns ein Abendessen an, welches wir nicht ausschlugen.

Aus dem Appetite und der Begierde, mit der wir alles verschluckten, konnte er sicherer, als aus unseren Worten, schließen, daß wir nicht ohne Ursache über Hungersnoth klagten. Alle Holländer sahen uns mit Erstaunen zu, und getrauten sich fast nichts zu nehmen, aus Furcht sie möchten uns etwas berauben. Man muß selbst auf der See gewesen seyn, und einige Monate solchen Mangel ausgestanden haben, um sich von der Empfindung einen Begriff zu machen, den der Anblick eines frischen Sallates und guter Speisen bey Menschen in solchen Umständen erregt. Diese Mahlzeit war für mich eine der schönsten meines Lebens, zumal da ich am Bord beyder Schiffe so viel geschickt hatte, daß jedermann reichlich gesättigt werden konnte.

Es ward ausgemacht, daß das Schiffsvolk, während unseres Hierseyns, um täglich frische Speisen zu genießen, Hirschfleisch bekommen, und daß wir bey der Abreise achtzehn Ochsen, etliche Schöpse, und so viel Geflügel, als wir verlangten, erhalten sollten. Statt des Brodes mußten wir Reis essen, dessen die Holländer sich statt des Brodes bedienen. Die Insulaner leben vom Sagobrod, das sie vom Safte einer Art Palmbäume, welchen sie diesen Namen beylegen, erhalten. Dieses Brod hat viel ähnliches von der Cassave. Wir konnten nicht so viele Gartengewächse und Hülsenfrüchte bekommen, als es für die Gesundheit des mit dem Scharbocke geplagten Volkes nöthig war, weil die Einwohner keine bauen. Der Resident ließ uns aber aus dem Garten der Kompagnie etwas für die Kranken zukommen.

Alles gehört hier mittelbar und unmittelbar der Ostindischen Kompagnie, großes und kleines Vieh, Saamenkörner, und alles, was die Erde hervorbringt. Sie allein kauft und verkauft; die Schwarzen verkauften uns zwar Geflügel, Ziegen, Fische, Eyer uud Früchte, aber sie werden das daraus gelösete Geld nicht lange behalten, denn die Holländer wissen es ihnen für allerley schlechte Waaren, die sie gleichwohl zu hohen Preisen verkaufen, bald wieder abzunehmen. Die Hirschjagd ist nicht einmal frey, der Resident hat allein das Recht dazu. Er giebt seinen Jägern zu drey Schüssen Pulver und Bley, dafür müssen sie ihm zwey Stücke Wildpret liefern, und bekommen für jedes ein paar Groschen. Bringen sie nur eins, so wird ihnen so viel, als ein Schuß kostet, von ihrem Schießgelde abgezogen.

Den 3ten brachten wir unsere Kranken ans Land, damit sie, während unseres Aufenthaltes, auf dem

Lande

Lande schlafen sollten. Alle Tage wurde beynahe das ganze Schiffsvolk ans Land geschickt, um sich mit Spatzierengehen und auf andere Arten zu belustigen. Das Wasser schöpfen und was von Lebensmitteln am Bord gebracht ward, ließ ich durch die Sklaven der Kompagnie verrichten, welche der Resident uns um ein gewisses Tagelohn vermiethete. Die Etoile befestigte inzwischen ihren großen Mast, welcher wackelte. Anfangs lagen wir vor zween Ankern, die Holländer versicherten uns aber, daß diese Vorsicht in ihrem Hafen unnöthig wäre; wir sahen auch an allen ihren Schiffen nur einen, und lichteten deswegen unsere kleinen Anker wieder.

Während unseres hiesigen Aufenthaltes war das Wetter beständig schön. Wenn es am Tage am heißesten war, stieg das Thermometer gemeiniglich auf drey und zwanzig Grade. Den Tag über gieng der Wind aus Nordost und Südost, Abends kam er aber vom Lande, und die Nächte waren frisch. Wir hatten auch Gelegenheit das Innere des Landes kennen zu lernen, weil der Resident uns verschiedene Klopfjagden von Hirschen erlaubte, welche uns ein großes Vergnügen machten. Es giebt hier auch sehr viele wilde Schweine, und verschiedenes Federwildpret. Das Land ist reizend, kleine Wälder, Ebenen und Hügel, zwischen welchen in den Thälern artige kleine Flüsse laufen, wechseln mit einander ab. Die Holländer haben die ersten Hirsche hieher gebracht, und diese Thiere haben sich erstaunlich vermehrt; ihr Fleisch ist ungemein schmackhaft.

Man giebt der Insel Boero oder Burro eine Länge von achtzehn Stunden von Osten gegen Westen, und dreyzehn von Süden gegen Norden. Sie war ehemals dem Könige von Ternate unterworfen,

und mußte ihm einen Tribut entrichten. Der vornehmste Ort ist Cajeli, welcher hinten in der Bay dieses Namens in einer sumpfigen Ebene liegt, welche sich zwischen den beyden Flüssen Soweil und Abbo eine Stunde weit erstreckt. Der letztere dieser beyden Flüsse ist der größte, hat aber trübes Wasser. Die Landung ist hier unbequem, zumal bey der Ebbe, da die Böte weit vom Ufer bleiben müssen. Der Flecken Cajeli besteht aus dem Comptoir und vierzehn Wohnungen von Indianern, welche sonst auf der Insel zerstreut lagen, aber jetzt um gedachtes Comptoir angelegt sind.

Ehemals hatten die Holländer hier ein steinernes Kastell angelegt, seitdem es aber im Jahre 1689. durch einen Zufall in die Luft geflogen, hat man es bey einer bloßen Einfassung mit Pallisaden und einer Batterie von sechs kleinen Kanonen bewenden lassen. Man nennt es das Vertheidigungsfort, welches beynahe eine Satyre ist. Die Besatzung steht unter dem Residenten, und ist fünf und zwanzig Mann stark nebst einem Korporale. Auf der ganzen Insel sind nicht funfzig Weiße; hin und wieder sind einige Negerwohnungen, wo Reis gebauet wird. Als wir hier waren, hatten die Holländer ihre Macht mit drey Schiffen verstärkt, darunter der Drache, eine Schnaue von vierzehn Kanonen, das größte war. Sie sollten zwischen den Molukkischen Inseln gegen die Einwohner von Papus und Ceram kreuzen.

Die Eingebornen bestehen aus zwo Klassen, aus Mohren und Alfurins. Die ersten stehen unter dem Comptoir, und sind den Holländern gänzlich unterworfen, die ihnen eine große Furcht für alle andere Nationen einzuprägen suchen. Sie beobachten die Gesetze des Mahomets sehr eifrig, nämlich sie waschen

schen sich fleißig, essen kein Schweinefleisch, und nehmen so viel Weiber, als sie ernähren können. Sie sind eifersüchtig, und halten ihre Weiber deswegen sehr eingeschlossen. Ihre Nahrung besteht in Sago, einigen Früchten und Fischen. An Festtagen bewirthen sie sich mit Reis, den ihnen die Kompagnie verkauft. Ihre Anführer oder Orencajes halten sich bey dem Residenten auf, der ihnen einige mehrere Achtung beweiset, und dadurch die Gemeinen in der Unterwürfigkeit erhält. Die Kompagnie hat unter den Häuptern dieser Mohren eine Art von Neid und Eifersucht gegen einander zu erregen gewußt, wodurch sie solche in der Sklaverey erhält. Sie beobachtet hier dieselbe Politik, wie allenthalben. Wenn einer der Anführer eine Empörung im Schilde führt, so verräth ihn ein anderer, und entdeckt das ganze Vorhaben den Holländern.

Die Mohren sind übrigens häßlich, faul, und nicht kriegerisch gesinnt. Sie fürchten sich sehr für die Papus, welche zuweilen zwey bis dreyhundert stark kommen, ihre Wohnungen abbrennen, nehmen was sie finden, und vornehmlich die Mohren als Sklaven wegführen. Ihr letzter Besuch vor drey Jahren war noch im frischen Andenken. Die Holländische Kompagnie läßt durch die Eingebornen von Buro keine Sklavendienste verrichten, sondern sie nimmt die Schwarzen von den Inseln Ceram und Celebes dazu, welche sich einander wechselsweise verkaufen.

Die Alfurins sind frey, und keine Feinde der Holländer. Mit ihrer Unabhängigkeit zufrieden, verachten sie die Kleinigkeiten, wofür andere ihre Freyheit den Europäern verkaufen. Sie wohnen hin und wieder im Innern der Inseln auf unzugänglichen

Bergen

Bergen zerstreut, und nähren sich vom Sago, von Früchten und von der Jagd. Man weis nicht, was für einer Religion sie zugethan sind, hält sie aber nicht für Mahometaner, denn sie ziehen Schweine auf, und essen solche. Zuweilen statten ihre Häupter dem Residenten einen Besuch ab, sie thäten aber eben so gut, wenn sie wegblieben.

Ich weis nicht, ob sich ehemals Gewürzbäume auf dieser Insel gefunden; heut zu Tage sucht man sie vergebens. Die Kompagnie erhält von diesem Comptoir nichts, als weißes und schwarzes Ebenholz, und einige andere zur Tischerarbeit sehr gesuchte Holzarten. Es giebt auf der Insel auch eine schöne Pfefferpflanzung; aus dem Anblicke der Bäume sind wir überzeugt worden, daß deren eine große Menge in Neuengland wachsen. Früchte trifft man nicht im Ueberflusse an; sie bestehen in Cocusnüssen, Bananen, Pampelmus, Citronen, Pomeranzen und einigen Ananas. Es wächst hier eine gute Art von Gerste, Ottony oder Sago borneo genannt, daraus man eine Suppe kocht, die uns aber von schlechtem Geschmack schien. In den Wäldern trifft man eine Menge Vögel von allerley Gattungen und vortrefflich bunten Federn an, unter andern Papagoyen von großer Schönheit.

Es giebt hier diejenige Art wilder Katzen, welche ihre Jungen in einem Sacke unter dem Leibe tragen, die Fledermaus mit den überaus großen Flügeln, ungeheuere Schlangen, welche einen Schöps verschlucken können, und eine andere Art weit gefährlicherer Schlangen, die sich auf den Bäumen aufhalten, und den Vorbeygehenden, wenn sie in die Höhe sehen, in die Augen schießen; für den Stich derselben weis man kein Mittel. Wir tödteten ein Paar derselben

auf

auf der Hirschjagd. Der Fluß Abbo, dessen Ufer zu beyden Seiten mit dicken Bäumen besetzt ist, führt eine Menge schrecklicher Krokodille bey sich, welche Menschen und Thiere fressen. Sie kommen bey der Nacht zum Vorschein, und man hat Exempel, daß sie Menschen aus den Pyrogen geholt haben. Wenn man Fackeln anzündet, so nähern sie sich nicht. Die Küste von Burro liefert wenig schöne Muscheln; die seltenen Muscheln, womit die Holländer einen Handel treiben, finden sich auf der Küste von Ceram, Amblaw und Banda, und man schickt sie von dort nach Batavia. Zu Amblaw werden die Catakoi von der schönsten Art gefunden.

Der Resident auf Burro hieß Heinrich Oumann. Er lebt als ein unumschränkter Fürst, hat hundert Sklaven zum Dienste seines Hauses, und im übrigen alles, was zum Nothwendigen und Angenehmen des menschlichen Lebens gehört, im Ueberflusse. Er ist Unterkaufmann, welches dem Range nach die dritten Stellen im Dienste der Kompagnie sind, zu Batavia geboren, und hat eine Kreolinn aus Amboina geheyrathet. Ich kann sein gutes Betragen gegen uns nicht genug loben. Unsere Ankunft war allerdings eine bedenkliche Sache, er führte sich aber als ein kluger Mann dabey auf. Nachdem er seine Schuldigkeit gegen seine Obern beobachtet hatte, that er alles, was nicht zu ändern war, auf die beste Art, und als ein Mann, der edel denkt. Wir konnten sein Haus als das unsrige ansehen, und fanden zu allen Stunden Essen und Trinken, wodurch er uns, die wir so ausgehungert waren, den größten Dienst erwies. Er gab uns zwo feyerliche Mahlzeiten, bey den alles gut zubereitet, und so ordentlich und sauber eingerichtet war, daß wir uns dergleichen

chen an einem so wenig wichtigen Orte gar nicht vermutheten.

Das Haus dieses rechtschaffenen Holländers ist artig, zierlich meublirt, und ganz im Chinesischen Geschmack; alles ist darauf eingerichtet, um frische Luft zu verschaffen. Rings umher liegen Gärten, und zwischen durch fließt ein Fluß; eine hohe Allee führt vom Ufer des Meeres dahin. Seine Frau und Töchter giengen Chinesisch gekleidet, und wußten sich als Wirthinnen vom Hause sehr anständig aufzuführen. Sie vertreiben sich die Zeit mit Zubereitung der Blumen zu abgezogenem Wasser, Sträuße zu binden, und Betel zu machen. Die Luft ist in dieser angenehmen Wohnung ganz mit lieblichen Düften angefüllt; wir wären gerne lange hier geblieben. Was für ein Unterschied fand sich zwischen den Tagen, die hier ruhig und angenehm verflossen, und der Lebensart, die wir seit zehn Monaten geführt hatten, und die der menschlichen Natur so wenig gemäß war.

Ich muß noch etwas von dem Eindrucke erwähnen, den der Anblick dieses Europäischen Etablissements auf unseren Aoturu machte. Man kann sich leicht vorstellen, daß seine Verwunderung sehr groß gewesen seyn muß, als er Menschen, die wie wir gekleidet waren, Häuser, Gärten, und so viele und so mancherley Arten zahmer Thiere sahe. Er konnte sich nicht satt an allen diesen für ihn ganz neuen Gegenständen sehen. Insonderheit lobte er die auf eine so gute Art bewiesene Gastfreyheit, denn weil er keinen Tausch treffen sahe, so dachte er, man gäbe uns alles umsonst, ohne eine Bezahlung dafür zu nehmen. Er führte sich übrigens gegen die Holländer sehr klug auf, und suchte sie zu überreden, daß er das Oberhaupt in seinem Lande wäre, und mit seinen Freun-

den

den eine Reise zum Vergnügen thue. Er bemühete sich bey den Besuchen, bey Tische, bey dem Spatzierengehen, uns in allen Stücken genau nachzuahmen. Er bildete sich ein, daß wir ihn bey unserem ersten Besuche deswegen nicht mitnahmen, weil er einwärts gebogene Knie hatte, und wollte schlechterdings, daß die Matrosen darauf treten, und sie dadurch gerade zu machen suchen sollten. Er fragte uns oft, ob Paris so schön als dieses Comptoir wäre?

Wir hatten inzwischen den 6ten September Nachmittags alle unsere Erfrischungen, Wasser, Reis und Rindvieh am Bord gebracht. Die Rechnung des ehrlichen Residenten belief sich sehr hoch, man versicherte uns aber, daß die Preise von allem durch die Kompagnie festgesetzt wären, und daß von dieser Taxe nichts abgienge. Die Lebensmittel waren alle von ungemein guter Beschaffenheit; das Rind- und Schöpsenfleisch habe ich fast in keinem heißen Lande so schmackhaft angetroffen, und das Geflügel ist unvergleichlich. Die Butter von der Insel Burro ist auf allen umliegenden Inseln berühmt.

Den 7ten früh ließ ich die Kranken wieder am Bord schaffen, und alles veranstalten, um Abends mit dem Landwinde unter Seegel zu gehen. Durch die frischen Speisen und die gesunde Luft hatte sich unser mit dem Scharbocke geplagtes Schiffsvolk merklich gebessert. Wenn sie gleich nur sechs Tage am Lande gewesen waren, so setzten solche sie in Stand, sich nunmehr zu erholen, oder wenigstens sich bey den frischen Speisen, die wir am Bord nahmen, nicht zu verschlimmern.

Es wäre freylich für die Kranken und Gesunden zuträglicher gewesen, wenn wir unseren Aufenthalt

auf

auf dieser Insel hätten verlängern können; allein wir mußten nach Batavia eilen, weil die Jahreszeit, wo der Mousson oder östliche Strichwind aufhört, herannahte. Wenn dieser vorbey war, konnten wir Batavia ohnmöglich erreichen, weil wir alsdenn nicht nur widrigen Wind, sondern auch die Ströme, welche sich nach den Passatwinden richten, entgegen gehabt hätten. Sie behalten zwar noch einen Monat den Lauf des vorigen Strichwindes, aber zuweilen stellen sich diese Winde einen Monat früher oder auch später ein. Die gewöhnliche Zeit ist der October; im September ist der Wind schwach, und im October und November noch geringer. Diese Zeit nimmt der Statthalter von Amboina wahr, um die unter ihm stehenden Inseln nach einander zu besuchen. Der Junius, Julius und August sind die Regenmonate; im April endigt sich gemeiniglich der Wind aus Westen. Diese Jahreszeit bringt Stürme, so wie der Ostwind Regen. Der Kapitän Clerk von der Schnau versicherte uns, daß er den ganzen Julius vor Amboina gekreuzt, und nicht in den Hafen kommen können, und daß der unaufhörliche Regen sein ganzes Schiffsvolk krank gemacht habe. Dieß war um dieselbe Zeit, als wir so viel vom Regen im Hafen Praslin ausstehen mußten.

Man hatte dieses Jahr in Burro ein dreyfaches Erdbeben gespürt, den 7ten Junius, den 12ten und 27sten Julius. Am 22sten des letzteren Monates empfanden wir eines in Neuengland, wie oben angemerkt worden. Die Erdbeben haben in diesen Gegenden für die Schifffahrt fürchterliche Folgen; es versinken ganze Inseln und Sandbänke, die bisher bekannt gewesen, es entstehen aber auch wieder andere, die man nicht kennt, und also desto mehr auf

der

der Hut seyn muß. Es wäre für die Schiffe lange so gefährlich nicht, wenn alles in einerley Zustande bliebe.

Den 7ten Nachmittags war alles fertig; der Wind stellte sich aber erst Abends um acht Uhr ein. Ich schickte ein Boot mit Feuer voraus, damit wir nicht auf die Bank an der südostlichen Küste geräthen möchten. Man hatte uns gewarnet, daß die Anker schwer aus dem Grunde zu bringen wären, und wir wurden davon überzeugt, indem wir erst um eilf Uhr die Seegel aufziehen konnten. Sobald wir der Bank vorbey waren, ließ ich die Böte am Bord bringen.

Herr Verron hatte während unseres Aufenthaltes verschiedene Betrachtungen am Borde gemacht, deren Mittelzahl die Länge der Bay und des Ortes um zween Grade drey und funfzig Minuten weiter gegen Westen gab, als wir nach der Schätzung seit der Abreise aus Neuengland zu seyn glaubten. Wir fanden, wie leicht zu gedenken, auf Burro den wahren Tag des Europäischen Kalenders, nach welchem wir um einen Tag zu kurz kamen, weil wir uns bey unserer Fahrt um die Welt nach dem Laufe der Sonnen gerichtet hatten. Ich werde aber bey dem Tage unseres Tagebuches bleiben, und erinnere nur, daß wir Mittwochs, den 7ten September, schrieben, anstatt, daß man in Ostindien Donnerstags, den 8ten September, zählte. Ich werde den Monatstag erst auf der Isle de France ändern.

Siebentes Kapitel.

Reise von der Insel Burro nach Batavia.

Ob ich gleich überzeugt war, daß die Holländer die Fahrt zwischen den Molukkischen Inseln viel gefährlicher vorstellen, als sie in der That ist, so wußte ich doch, daß es viele Klippen und gefährliche Stellen giebt. Das schlimmste war, daß uns zu diesen Gewässern zuverläßige Charten fehlten. Die Französischen von Ostindien sind den Schiffen mehr zum Schaden, als zum Vortheil. Von den Holländern in Burro zog ich nur sehr unvollständige Nachrichten ein. Bey unserer Ankunft sollte der Drache in wenig Tagen abseegeln, um einen Ingenieur nach Macassar zu führen, und ich machte mir Rechnung, ihm auf seiner Fahrt nachzufolgen; der Resident gab aber dem Kapitäne Befehl, bis nach unserer Abreise in Cajeli zu bleiben. Wir giengen also allein unter Seegel, und richteten unseren Lauf nordwärts von Burro, um die so genannte Buttons-Straat oder den Kanal bey Button zu suchen.

Wir hielten uns eine Meile weit vom Lande, und sahen den 8ten früh die Inseln Kilang und Manipa hinter uns. Die Küste von Burro ward von der Bay Cajeli an um ein merkliches höher. Den 9ten in der Frühe zeigte sich Sullabessi, eine kleine Insel, worauf die Holländer in der Redoute das Kleberblatt ein Comptoir haben. Die Besatzung von fünf und zwanzig Mann steht unter dem Aufseher oder Buchhalter der Kompagnie. Diese Insel gehörte sonst unter dem Statthalter von Amboina, jetzt steht sie unter dem von Ternate. Längst den Küsten von Burro hatten wir wenig Wind. Die Ströme trieben uns in diesen Tagen über vier Meilen westwärts.

Den

Den 9ten September verloren wir Abends Burro aus dem Gesichte. Der Wind bließ auf der offenen See sehr frisch aus Südsüdosten, und an einigen Stellen war die Fluth sehr merklich. Wenn der Wind es erlaubte, ließ ich gegen Südwesten steuern, um den Kanal zwischen Wawoni und Button, den wir passiren wollten, zu erreichen. Man sagt, es sey um diese Jahreszeit gefährlich, ostwärts um Button zu gehen, weil man Gefahr läuft, von Winden und Strömen an die Küste gejagt zu werden, und daß man die westlichen Strichwinde erwarten muß, um wieder davon weg zu kommen. Dieses habe ich von einem Holländischen Schiffer gehört, ich weis aber nicht, ob es wahr ist. So viel kann ich aber aus der Erfahrung versichern, daß diese Durchfahrt viel sicherer ist, als die Klippe Tukanbessie auf der Nord- und Südseite zu passiren, weil die See voller sichtbarer und unsichtbarer Klippen steckt, dafür sich die erfahrensten Schiffer dieser Gegend nicht genug in Acht nehmen können.

Den 11ten bekamen wir die Insel Wawoni, welche ein hohes Land, zumal in der Mitte hat, und bald darauf auch die nördliche Spitze der Insel Button zu Gesichte. Zu Mittage fanden wir die südliche Breite vier Grad sechs Minuten. Nachmittags waren wir nur eine Meile von Wawoni, liefen aber wieder seewärts, um mit dem Winde in den Kanal zu kommen. Den 12ten früh ließ ich gerade auf die nördliche Spitze von Button steuern, und um neun Uhr fuhren wir mit gutem Winde in den Kanal. Zu gleicher Zeit wurden die Böte ins Wasser gelassen, um sie zum Bogsiren parat zu halten.

Das Kap bey der Einfahrt des Kanales ist von mittelmäßiger Höhe; vor demselben liegen einige

Klippen von weißen Steinen, und auf der Ostseite eine Bay, darinn wir ein kleines Seegel bemerkten. Die gegen über liegende Spitze von Wawoni ist niedrig. Man hat alsdenn die Insel Celebes vor sich, und sieht nordwärts einen Kanal zwischen dieser Insel und Wawoni, welches aber nicht der rechte ist, sondern man muß sich südwärts halten, ob gleich hier kein Kanal zu seyn scheint. So wie man weiter in den Kanal fährt, trifft man an der Küste von Button runde Kaps und artige Buchten an. Bey einem dieser Kaps sind zwo Klippen, die ein paar Schiffen unter Seegel so ähnlich sehen, daß man sie nothwendig in der Entfernung dafür halten muß. Die eine gleicht einem großen, und die andere einem kleinern Schiffe.

Zu Mittage hatten wir vier Grad neun und zwanzig Minuten südlicher Breite, als wir den beyden Klippen etwas vorbey passirt waren. Sie liegen vor einer kleinen Insel, hinter welcher einer Bucht ist. Wir sahen hier ein Fahrzeug, das wie ein viereckichter Koffer aussahe, und eine Pyroge, welche jenes fort bogsirte. Ein Französischer Matrose, den wir zu Burro mitgenommen hatten, und der seit vier Jahren auf Holländischen Schiffen unter den Molukkischen Inseln herum gefahren war, sagte, es wäre ein Fahrzeug von Indianischen Seeräubern, welche Schwarze wegzukapern suchten, um solche als Sklaven zu verkaufen. Sie schienen durch unsere Ankunft in Verlegenheit zu gerathen, schlichen sich mit ihren Fahrzeugen an der Küste weg, und verbargen sich hinter der kleinen Insel.

Der Wind drehte sich, so wie wir nach der Runde des Kanales hinum fuhren. Um zwey Uhr schien uns die Fluth zuwider zu werden. Wir fuhren vor

einem

einem vortefflichen Hafen an der Küste von Celebes vorbey. Der Prospekt dieser Küste ist vortrefflich, weil Ebenen, Hügel und Berge beständig mit einander abwechseln. Bald darauf erblickten wir den Kanal, welcher die Inseln Celebes und Pangasani von einander trennt. Die letztere lange Insel und Button machen den übrigen Theil des Kanales aus.

Gegen Abend verließ uns der Wind ohngefähr in der Hälfte des Kanales, und ich ließ in einer Tiefe von sieben und zwanzig Faden Anker werfen. Die Breite des Kanales war bisher zwischen drey bis vier Meilen gewesen. Die Nacht war sehr schön. Aus den hin und wieder angezündeten Feuern schlossen wir, daß Button in dieser Gegend bewohnt seyn müßte. Pangasani schien viel bewohnter, weil an allen Ecken viele Feuer brannten. Diese Insel ist hier niedrig, eben und mit Bäumen besetzt, darunter vielleicht manche Gewürze tragen.

Den 13ten früh kamen eine Menge von Pyrogen, die mit Balken zum Gleichgewichte versehen waren, am Bord. Die Indianer brachten uns Hühner, Eyer, Bananes, kleine Papageyen und Katakois. Sie forderten Holländisches Geld, insonderheit gewisse Stücken, die ohngefähr neun Pfennige gelten; sie nahmen auch gerne Messer mit rothen Griffen. Sie waren aus einer ansehnlichen Völkerschaft, die sich auf den Anhöhen von Button, unserem Ankerplatze gegen über, aufhält, und fünf bis sechs solcher Hügel einnimmt. Der Boden ist durchgängig angebaut, und mit Gräben durchzogen. Die Wohnungen liegen zum Theil wie Dörfer bey einander, zum Theil im Felde zerstreut, und sind mit Hecken umgeben. Sie bauen Reis, Türkisches Korn, Patatten, Ignamen und anderes Wurzelwerk. Wir ha-

ben nirgends so wohlschmeckende Bananen angetroffen. Citronen, Cocus und Ananas sind gleichfalls in Menge bey ihnen anzutreffen.

Diese Indianer sind schwarzgelb, klein und häßlich. Sie sprechen, wie alle Einwohner auf den Molukkischen Inseln, Malayisch, und sind der Mahometanischen Religion zugethan. Sie scheinen schlaue Kaufleute zu seyn, sind aber übrigens ehrlich, und von sanftem Charakter. Sie bothen uns grobe und buntgefärbte Zeuge von Baumwolle an. Ich zeigte ihnen Muskatennüsse und Nägelein, und forderte dergleichen von ihnen; sie gaben darauf zu verstehen, daß sie dergleichen getrocknet in ihren Wohnungen hätten, daß sie aber nach Ceram und in die Gegend von Banda giengen, wenn sie solche brauchten. Daselbst erhalten sie diese Gewürze gewiß nicht durch die Holländer. Sie sagten, daß vor ohngefähr zehn Tagen ein großes Holländisches Kompagnieschiff durch die Straße gegangen wäre.

Um zehn Uhr giengen wir mit Hülfe der Fluth sehr langsam weiter, und kamen Nachmittags an eine enge Stelle des Kanales, wo auf der Seite von Button drey, und gegen über sieben bis acht kleine mit Bäumen besetzte Inseln liegen. Die ersteren drey derselben sind ziemlich groß und bewohnt. Die Küste von Pangasani erhebt sich hier als ein Amphitheater, welches am Meere so niedrig ist, daß es vermuthlich oft überschwemmt wird; ich schloß es wenigstens daraus, weil die Indianer sich mit ihren Wohnungen auf die Anhöhe gezogen haben. Vielleicht geschieht es aber auch, um den Ueberfällen ihrer Feinde, wenn solche eine Landung thun, nicht so gleich ausgesetzt zu seyn, sondern an den Bäumen einen Schutz vor sich zu haben. Es scheint, daß die

Einwohner

Einwohner von Button sich für sie fürchten, und sie für Räuber halten, welchen man nicht trauen darf. Gegen Abend ließen wir die Anker abermals fallen.

Den 14ten konnten wir nur mit schwachem Winde weiter gehen. Diesen Morgen kamen verschiedene Pyrogen am Bord, unter andern eine mit Holländischer Flagge. Bey deren Ankunft machten alle andere Platz, weil sich einer ihrer Anführer oder Orencaie darinn befand; die Kompagnie erlaubt diesen ihre Flagge zu führen. Bey erfolgter Windstille ließ ich die Bänke auf der Seite von Pangesani untersuchen, wo man viele antrifft. Daher ist es am rathsamsten, sich auf der ganzen Fahrt durch den Kanal gegen die Küste von Button zu halten. Hier ist keine Gefahr, allemal mehr Wind, und man hat viele schöne Häfen und Ankerplätze.

Den 15ten zogen wir bey schwachem Winde die Seegel auf, der aber bald nachließ, weswegen ich die Böte beyder Schiffe ins Wasser ließ, um uns mit Hülfe der Fluth und der Ruder weiter zu bringen. Beyde Inseln stießen vor uns so nahe an einander, daß es schien, als wenn gar keine Durchfahrt wäre. Nachmittags waren wir vor einer Bay in Westen, und sahen ein Fahrzeug vor uns, das gegen Süden gieng. Ich schickte ein Boot nach, um es einzuholen, und am Bord zu führen, in der Hoffnung dadurch einen Führer durch den Kanal zu erhalten. Die übrigen Böte untersuchten indessen allenthalben den Grund, und zeigten uns endlich einen an, wo wir die Anker fallen ließen.

Das eine Boot brachte inzwischen das Malayische Fahrzeug zurück. Der Führer hatte sich leicht bereden lassen, verlangte für seine Bemühung ohn-

gefähr vier Thaler, und schlief die Nacht am Borde. Wir hätten seiner Hülfe übrigens entbehren können, weil wir kurz zuvor, ehe wir die Anker fallen ließen, in einem Augenblicke, wo der Himmel sehr helle war, die schmale Stelle der Durchfahrt entdeckten. Einige unserer Officiers stiegen ans Land, trafen aber keine Wohnungen in der Nachbarschaft an; sie giengen in die Wälder, fanden aber nichts von Früchten.

Den folgenden Morgen hatten wir fast gar keinen Wind, wir mußten die Schiffe in die enge Durchfahrt bogsiren lassen. Wir dachten nunmehr mit Hülfe der Fluth, die bisher aus Norden gekommen, hindurch zu fahren, sie kam uns aber hier gerade entgegen. Der Wind war inzwischen stärker geworden, wir konnten aber doch nicht gegen die Fluth an, und mußten Anker werfen. Unsere Schiffe waren den ganzen Tag mit Pyrogen umgeben, sie fuhren ab und zu, als wenn ein Jahrmarkt wäre, und brachten Erfrischungen, allerley Muscheln und Seltenheiten der Natur, und baumwollene Zeuge. Nachmittags erhob sich der Wind stark genug, um mit Hülfe der Böte, welche ruderten, durch die engste Stelle der Durchfahrt zu kommen. Gegen Abend ankerten wir in der Buttonsbay, dem Holländischen Comptoir gegen über. Es scheint, als wenn der Gott des Meeres hier die Erde mit seinem Dreyzacke durchstochen, um dem Wasser den Durchgang zu verschaffen. Die Küsten erweitern sich gleich wieder; die von der Insel Button stellt ein schön angebautes, und an den Orten, welche nicht zu steil sind, mit Wohnungen besetztes Amphitheater vor. Die Küste von Pangasani besteht aus Felsen, die aber gleichwohl oben mit Bäumen besetzt sind, und zwo bis drey Wohnungen von Indianern haben.

Unser

Unser Indianischer Führer hatte uns so gut geholfen, als jemand thun kann, der zwar die Gegend kennt, aber von der Regierung eines Schiffes nichts versteht. Seine vornehmste Sorgfalt bestund darinn, daß er uns für gefährliche Stellen und Sandbänke warnete; weil er nichts vom Laviren und den Wind gewinnen wußte, so wollte er allemal gerade aus fahren. Frühe kam ein alter Indianer am Bord, den wir für den Vater unseres Führers hielten; sie blieben bis gegen Abend bey uns, da ich sie in einem Boote zurück schickte. Sie wohnen in der Nähe des Holländischen Comptoirs. Wir konnten sie nicht bewegen, etwas von unseren Speisen, auch nicht einmal Brod, zu kosten, sondern sie blieben bey ihren Bananes und Betel. In Ansehung des Getränkes waren sie nicht so gewissenhaft, sondern tranken eine ziemliche Portion Brandwein, vermuthlich weil sie wußten, daß Mahomet nur den Wein verboten.

Den 17ten früh zogen wir die Seegel wieder auf. Ein ganzer Schwarm von Pyrogen kam an unsere Schiffe. Beyde Theile befanden sich wohl dabey; die Indianer erhielten für ihre Waare mehr, als die Holländer dafür geben, ob sie uns solche gleich sehr wohlfeil ließen, und die Matrosen konnten Hühner, Eyer und Früchte um eine Kleinigkeit erhalten, Verdeck, Stangen und Tauen, alles hieng voll davon. Inzwischen steht allen, die hieher kommen, zu rathen, sich mit Holländischer Münze, zumal mit den Neunpfennigstücken, zu versehen. Die Indianer kannten unsere Stücken von zwölf und vier und zwanzig Sols und die Spanischen Realen nicht, sie wußten ihnen also keinen Werth zu geben, oft wollten sie solche nicht einmal nehmen. Sie verkauften uns verschiedene Cotonnaten, die artiger waren, als die wir bisher

gesehen, und insonderheit eine unsägliche Menge Catakois und kleiner Papageyen von den schönsten Federn.

Um neun Uhr erhielten wir einen Besuch von fünf Anführern oder Orencaies aus Button. Sie kamen in einem Boote, das einem Europäischen glich, aber statt der Ruder mit Pagayen, (einer Art Indianischer Ruder), regiert wurde, und führten eine Holländische Flagge. Diese Anführer sind gut gekleidet, tragen lange Hosen, Kamisöler mit messingenen Knöpfen, und Turbans, da die übrigen Indianer nur nackend gehen. Sie führten das Kennzeichen, welches ihnen die Kompagnie giebt, und in einem Rohre mit einem silbernen Knopfe besteht, darauf man die verzogenen Buchstaben V. O. C. sieht; bey dem ältesten stund ein M. darüber. Sie sagten, daß sie sich vor kurzem der Ostindischen Kompagnie unterworfen, ließen sich aber nicht irre machen, als sie hörten, daß wir Franzosen wären, und erklärten sich, daß sie auch eine besondere Achtung für die Krone Frankreich hätten. Zum Bewillkommungskomplimente schenkten sie uns ein kleines Reh. Ich schenkte ihnen dagegen im Namen des Königes seidene Zeuge, die sie in fünf Theile theilten, und lehrte sie die Französische Flagge kennen.

Ich both ihnen Brandwein an, worauf sie lauerten. Sie tranken darauf die Gesundheit ihres Königes, des Königes von Frankreich, der Holländischen Kompagnie, und auf unsere glückliche Reise. Sie bothen uns ihre Dienste an, so viel in ihren Kräften stünde, und erzählten, daß hier seit drey Jahren zu verschiedenen Zeiten drey Englische Schiffe passirt wären, denen sie Holz, Wasser, Früchte und Geflügel geliefert hätten, daß es ihre Freunde

wären,

wären, und daß wir, wie sie sähen, es auch seyn würden. Sie gaben mir Nachricht, daß der König von Button in dieser Gegend wohne, und ich sahe wohl, daß sie durch die Sitten des Hofes eine bessere Lebensart gelernt hatten. Sie nennen ihn Sultan, welchen Namen sie vermuthlich zugleich mit ihrer Religion von den Arabern erhalten. Der Sultan ist despotisch und mächtig, wenn anders die Macht in der Menge der Unterthanen besteht; seine Insel ist groß und stark bevölkert. Als die Orencaies von uns Abschied genommen, giengen sie am Bord der Etoile, und tranken daselbst so tapfer auf die Gesundheit ihrer neuen Freunde, daß man ihnen helfen mußte, um sie wieder in ihre Pyrogen zu bringen.

Wie sie schon etwas getrunken hatten, erkundigte ich mich, ob ihre Insel kein Gewürz hervorbrächte? Sie antworteten nein, und ich glaube es, weil die Holländer hier nur einen so schwachen Posten haben. Er besteht aus sieben bis acht Hütten, die mit Pallisaden umgeben sind, und eine Holländische Flagge führen. Hier hält sich der Resident der Kompagnie, und ein Korporal mit drey Mann auf. Uebrigens fällt diese Küste sehr reizend in die Augen, sie ist durchgängig angebaut, und mit Wohnungen besetzt; allenthalben sind Cocusbäume angepflanzt. Der Boden erhebt sich ganz sanft, und hat an vielen Orten eingezäunete Gärten; das Ufer ist ungemein fischreich. Die gegen über liegende Küste giebt dieser nichts nach, und ist eben so bevölkert.

In der Frühe kam unser Indianischer Führer am Bord; er brachte mir die schönsten Cocus, die ich noch gesehen. Er prophezeyte mir, daß sich, wenn die Sonne höher stiege, ein starker Wind aus Südosten erheben würde; für die gute Nachricht

gab

gab ich ihm ein großes Glas mit Brandewein. Bald darauf zogen sich alle Pyrogen an die Küste zurück, um sich nicht dem Winde auszusetzen, der sich auch bald erhob. Er war so scharf, daß wir der widrigen Fluth ungeachtet geschwind fortrückten.

Um Mittag war die südliche Breite fünf Grad ein und dreyßig Minuten dreyßig Secunden. Wir hatten bereits den ganzen Morgen die hohen Berge der Insel Cambona gesehen, worauf sich eine Spitze befindet, welche bis in die Wölken reicht. Nachmittags zeigte sich wieder ein Stück der Küste von Celebes; wir zogen alle Seegel bis gegen Einbruch der Nacht auf, um die Insel Saleyer unter fünf Grad fünf und funfzig Minuten bis sechs Grad aufzusuchen, und alsdenn die enge Straße zwischen derselben und Celebes zu passiren. Man fährt längst der jetzt gedachten Insel vorbey, ohne es zu wissen, weil sich von Pangasani an ein ungemein großer Meerbusen in derselben formirt. Man muß gedachte Straße ebenfalls passiren, wenn man auch den Weg durch Toukanbessie nimmt. Der oben beschriebene Weg durch den Kanal von Button ist aber in allen Betrachtungen vorzuziehen.

Die Fahrt durch diesen Kanal ist eine der sichersten und angenehmsten, die man verrichten kann. Man findet allenthalben Ankerplätze, und kann den Weg nach seiner Bequemlichkeit zurücklegen. Der Ueberfluß war jetzt auf unseren Schiffen so groß, als zuvor der Mangel. Der Scorbut verlor sich bey unseren Matrosen zusehends. Inzwischen zog die Veränderung der Nahrungsmittel eine andere Unbequemlichkeit nach sich, nemlich den Durchfall; dieser ist in den warmen Ländern gefährlich, weil er sich leicht in eine rothe Ruhr verwandelt, vorzüglich aber

in

in der Gegend der Molukkischen Inseln. Wer hier sowohl auf dem Lande, als auf der See, zumal bey heiterer Luft, unter freyem Himmel schläft, kann leicht den Tod davon nehmen.

Den 18ten September sahen wir mit Anbruche des Tages kein Land, weil uns die Ströme in der Nacht abwärts getrieben hatten. Um neun Uhr zeigten sich die Spitzen von Salayer. So wie wir uns näherten, sahen wir das Land gegen die nordliche Spitze niedriger werden. Ich ließ nunmehr gegen Nordwesten steuern, um die Durchfahrt recht im Gesichte zu haben. Sie geht zwischen den Inseln Celebes und Salayer durch, und wird durch ein paar in derselben liegende Inseln noch enger gemacht. Die Holländer heißen solche Bugeronen, und die Durchfahrt selbst Butsaron. Sie haben auf der Insel Saleyer einen Posten, darüber ein Buchhalter der Kompagnie gesetzt ist.

Ich entschloß mich, nachdem wir die verschiedenen Durchfahrten dieser Straße untersucht hatten, die mittelste zwischen den beyden jetzt gedachten kleinen Inseln zu wählen, weil sie zugleich die breiteste war. In der Straße selbst fanden wir auf fünf und zwanzig Faden keinen Grund. Gegen Abend giengen wir, nachdem wir die Etoile erwartet hatten, in die Straße, und kamen glücklich durch dieselbe.

Den 19ten fuhren wir mit Anbruche des Tages in der Entfernung einer Meile längst der Küste von Celebes. Man kann in der That nicht leicht ein schöneres Land in der Welt sehen. In einer großen Entfernung erheben sich hohe Berge, und vor denselben liegt eine unermeßliche Ebene, die allenthalben angebaut und mit Häusern besetzt ist. Die ganze Küste

stellt gleichsam einen Garten von Cocusbäumen dar, unter welchen unzählbare Heerden von Rindvieh weiden, und den an gesalzene Speisen gewöhnten Matrosen ein reizender Anblick sind. Die hin und wieder liegenden kleinen Lustwäldchen verschönern die Landschaft noch mehr. Diese Gegend scheint ansehnlich bevölkert zu seyn. Um Mittag fuhren wir einem großen Dorfe vorbey, dessen Hütten eine lange Strecke der Küste einnehmen, und unter lauter Cocusbäumen angelegt sind.

Nachmittags machten wir auf ein Malayisches Fahrzeug Jagd, in der Hoffnung einen dieser Meere kundigen Indianer darauf zu finden. Es eilte aber nach der Küste, und als wir noch einen Musketenschuß davon waren, hatten wir nur sieben Faden Tiefe mehr. Ich ließ ein paar Kanonenschüsse aber vergebens darauf thun. Vermuthlich sahen sie uns für ein Holländisches Kompagnieschiff an, und befürchteten in die Sklaverey geführt zu werden. Die Indianer auf dieser Küste sind fast alle Seeräuber, welche die Holländer zu Sklaven machen, wenn sie solche habhaft werden können. Als meine Absicht hier fehl schlug, schickte ich das Boot der Etoile vorher, um den Grund unserer Fahrt mit dem Bleywurfe zu untersuchen.

Wir waren nunmehr vor der Spitze von Celebes, welche Tanakeka heißt. Nicht weit davon liegen vier Inseln, darunter die größte eben so genannt wird. Es kam nunmehro darauf an, die gefährliche Untiefe, die Brille genannt, vorbey zu passiren, welche wie ich vermuthe, zwischen zwey und drey Meilen Nord- und Südwärts von Tanakeka liegt. Ich hatte nunmehr zwey Durchfahrten vor mir, eine zwischen der Spitze Tanakeka und den Inseln,

und

und die andere zwischen der Insel Tanakeka und der Brille. Die letztere schien mir die breiteste und beste zu seyn. Ich ließ das Boot eine Meile von der Küste voraus fahren, und den Grund untersuchen. Anfangs hatten wir acht bis zwölf Faden, nachgehends nahm die Tiefe bis auf sechzehen, und um zehen Uhr Abends bis auf siebenzig Faden zu; bald darauf fand man mit hundert und zwanzig keinen Grund mehr. Um Mitternacht gab ich der Etoile ein Zeichen das Boot einzunehmen, und mehr Seegel aufzuziehen. Wir steuerten gegen Südwesten, um mitten durch die Straße zwischen der Brille und der Bank Saras durchzufahren. Wenn der Wind nicht stark und gut genug ist, um der Brille vorbey zu passiren, muß man so lange in einer Bay an der Küste von Celebes ankern, sonst würden die Ströme das Schiff unfehlbar auf die gefährliche Bank treiben, ohne es retten zu können.

Den 21sten September hatten wir zu Mittage sechs Grad sechs Minuten südlicher Breite. Ich glaubte die Bank Saras nunmehr passiret, oder wenigstens weit genug in Süden davon zu seyn. Wir fuhren zwischen Sesterbank auf der Nordseite, und dem Pater noster und Tangayang auf der Südseite durch. Wir suchten den ganzen Tag die Inseln Alambai, und glaubten Abends ohngefähr in ihrer Breite zu seyn. Wir behielten die ganze Nacht vierzig Faden Tiefe. Um Mitternacht wurden wir ein Fahrzeug gewahr, das uns entgegen kam, aber sich sobald es uns gewahr ward, drehte, und ob ich gleich ein paar Schüsse that, gleichwohl nicht am Bord kam. Die Indianer fürchten sich mehr für die Holländer, als für die Kanonen. Des Morgens sahen wir abermals ein Seegel, das aber eben so wenig zu uns kommen wollte.

Wir befanden uns nunmehr außer allen den gefährlichen Stellen, welche die Schiffahrt zwischen den Molukkischen Inseln und Batavia so bedenklich machen. Die Holländer sind sehr vorsichtig, um die Charten, derer sie sich auf diesen Fahrten bedienen, geheim zu halten. Vermuthlich machen sie die Sache weit ärger, als sie in der That ist; wenigstens habe ich in den drey Kanälen, von Button, Salayer, und der letzten nicht so viel gefunden, ob man uns gleich in Buro die Gefahr nicht arg genug beschreiben konnte. Das vornehmste ist, alle Tage gute Bemerkungen von der Breite zu haben, in Ermangelung derselben, kann man Fehler von traurigen Folgen begehen.

Ich muß bey dieser Gelegenheit die Anmerkung machen, daß es sehr gefährlich ist auf dieser Reise Französische Charten zu gebrauchen. Sie sind alle höchst unrichtig, nicht nur in Abzeichnung der Lage der Küsten und Inseln, sondern auch in den hauptsächlichen Breiten. Die Meerengen von Button und Salayer sind sehr fehlerhaft angegeben. Man findet auch nicht einmal die drey Inseln, welche die letzte Durchfahrt enger machen, und eben so wenig diejenigen, welche in Nordnordwesten von Tanakeka liegen. D'Apres erinnert wenigstens, daß er für die Richtigkeit seiner Charte von den Philippinischen und Molukkischen Inseln nicht stehe, weil es ihm an hinlänglichen Nachrichten gefehlet. Es wäre für die Sicherheit der Schiffahrt zu wünschen, daß alle diejenigen, welche Charten verfertigten, so gewissenhaft wären. Die beste Charte von dieser Gegend ist des d'Anville seine von Asien, die er im Jahre 1752. herausgegeben. Insonderheit ist sie von der Insel Ceram bis an die Inseln Alambai gut zu gebrauchen.

Ich

Ich habe auf diesem Wege die Lage der wichtigsten Küsten und Inseln, die man auf dieser beschwerlichen Fahrt antrifft, richtig befunden. Neuguinea und die Inseln der Papus sind bey ihm richtiger und der Wahrscheinlichkeit gemäßer bezeichnet, als auf allen Charten, die mir noch bisher zu Händen gekommen.

Den 22sten und 23sten September seegelten wir Westsüdwest, und hatten sowohl hier als längst der ganzen Küste von Java, beständig eine Tiefe von etlichen vierzig Faden, in einem schönen weichen Schlammgrunde. Um Mittag fanden wir die Breite sechs Grad vier und zwanzig Minuten. Nachmittags drehten wir uns mehr gegen Süden, und sahen um zwey Uhr vom Mastkorbe die Insel Madure. Der Horizont war aber nicht helle genug, um zu bestimmen, wie weit sie vor uns lag. Wir bemerkten eine große Menge Fischerseegel, die zum Theil vor Anker lagen, und die Netze in der See hatten.

In der Nacht wechselten die Winde zwischen Südost und Südwest ab. Die Tiefe der See verminderte sich allmählig, und den 24sten frühe um neun Uhr hatten wir nur noch siebenzehn Faden, als wir nahe am Lande waren. Die Spitze Alang auf Java lag uns in Südosten, und in Südwesten die Insel Mandali. Zu Mittage fanden wir die südliche Breite sechs Grad zwey und zwanzig Minuten dreyßig Secunden, welche mit der geschätzten Breite meist einerley war. Als ich diesen Punkt auf der Charte des d'Apres festgesetzt, fand ich:

1) Daß er die Küste von Java, neun bis zwölf Minuten weiter gegen Süden setzt, als sie in der That liegt.

2) Daß die Spitze Alang unrichtig gezeichnet ist. Er läßt solche zu weit gegen Westsüdwesten laufen, da sie von der Insel Mandali nur funfzehen Meilen gegen Westsüdwesten läuft, sich darauf südwärts dreht, und einen großen Meerbusen formiret.

3) Daß er diesen Theil der Küste zu kurz angiebt. Nach seiner Charte hatten wir von einem Mittage bis zum andern dreyzehen Meilen weniger gegen Westen zurückgelegt. Die Küste mag nun so viel länger seyn, oder die Ströme mögen uns gegen Osten getrieben haben.

Wir hatten diesen Morgen außer den vielen Fischerfahrzeugen vier Seegel gesehen, wovon ein paar denselben Weg nahmen, wie wir, und Holländische Flaggen führten. Um drey Uhr kamen wir dem einen so nahe, daß wir mit ihm reden konnten. Es war eine Schnaue, die von Malacca nach Japara gieng. Das andere dreymastige Schiff kam auch von Malacca und gieng nach Saramang. Sie legten sich an der Küste vor Anker. Wir fuhren bis um vier Uhr Nachmittags in der Entfernung einer halben Meile längst derselben hin, und drehten uns darauf gegen Nordwesten, um nicht in den großen Meerbusen von Java, und auf eine Bank, welche drey Meilen vom Lande liegt, zu gerathen. Bisher war die Küste nicht hoch, aber tiefer im Lande zeigten sich hohe Berge. Um fünf Uhr waren wir den Inseln Carimon und Java gleich.

Den 25sten mit Anbruche des Tages sahen wir kein Land, sondern nur einige Seegel, und, wie gewöhnlich, eine Menge Fischerfahrzeuge. Unglücklicher Weise fehlte der Wind den ganzen Tag, und gleichwohl war uns daran gelegen, vor Einbruche der

Nacht

Nacht Kenntniß von der Küste zu haben, und zwischen der Spitze Indermaye und den Inseln Rachit durchzuseegeln; die Sonne gieng aber unter, ohne daß wir unseren Wunsch erreichten. Einige vermeynten die so genannten blauen Berge zu sehen, welche ostwärts, zwanzig Meilen von Batavia, liegen, es waren aber ungewisse Muthmaßungen. Ich vermuthete um ein Uhr des Morgens in der Hälfte des Kanales zwischen den Inseln Rachit und dem festen Lande von Java zu seyn.

Es war aber weit gefehlt, denn bey Aufgange der Sonnen, den 26sten September, sahen wir die Küste zwischen Südsüdwesten und Westen, und um sieben Uhr zeigten sich die Inseln Rachit drey Meilen weit in Nordnordwesten. Zu Mittage hatten wir die Spitze Indermaye bereits zwo Meilen hinter uns in Südosten, und die Inseln Rachit in Nordosten, und befanden uns, nach der Beobachtung, unter der Breite von sechs Grad zwölf Minuten.

Um zwey Uhr fuhren wir einem Holländischen Schiffe vorbey, dessen Kapitän der einzige Weiße und die anderen Mulatten zu seyn schienen. Er segelte, wie wir von ihm erfuhren, von Batavia, welches noch funfzehn Meilen entfernt war, nach Amboina und Ternate. Nachdem wir die Durchfahrt bey den Inseln Rachit zurückgelegt hatten, wollte ich gegen Nordwesten steuern, um den Sandbänken, welche die gefährlichen heißen, und zwischen den Spitzen Indermaye und Sidari ziemlich weit in die See gehen, vorbey zu kommen; allein der Wind verließ uns.

Den 27sten giengen wir früh um zwey Uhr unter Seegel, um acht Uhr sahen wir die Küste von Java

wieder, welche sehr niedrig war, und kaum über der See hervorragte. Zu Mittage hatten wir fünf Grad acht und vierzig Minuten Breite, konnten aber, wegen der niedrigen Küste, solche auf dem Verdecke nicht erkennen. Der ganze Tag war schön und der Wind günstig. Ich lief des Nachmittags etwas gegen Norden, um die Bänke an der Spitze von Sidari zu vermeiden. Wie ich glaubte vorbey zu seyn, richtete ich den Lauf wieder gegen Südwesten. Den folgenden Morgen um drey Uhr entdeckte man anderthalb Meilen in Nordwesten eine Insel.

Nunmehr war ich überzeugt, daß wir weiter vorwärts waren, als ich vermuthete; um also Batavia nicht gar vorbey zu seegeln, ließ ich die Seegel bis zu Anbruche des Tages fallen. Sobald die Sonne aufgieng, zeigten sich alle Inseln in der Bay von Batavia, und unter andern auch die Insel Edam, wo eine Holländische Flagge aufgesteckt ist. Aus Mangel des Windes konnten wir erst gegen Mittag die Seegel wieder aufziehen. Wir fuhren bis auf eine halbe Meile gegen Edam, und ließen die Kuppel der Hauptkirche von Batavia in Süden, darauf wandten wir uns gerade gegen dieselbe, und fuhren zwischen den Tonnen durch, welche den Kanal anzeigen.

Um sechs Uhr kamen wir auf der Rhede in sechs Faden Tiefe vor Anker, warfen aber nur einen, weil die Schiffe hier so sicher liegen, daß es genug ist, den zweyten Anker im Nothfall in Bereitschaft zu halten. Wir kamen also den 28sten September 1768. in einer der schönsten Kolonien in der Welt an, nachdem wir zehn und einen halben Monat die See gehalten hatten. Wir sahen Batavia alle gleichsam als das Ende unserer Reise an, nachdem wir so viel ausgestanden

standen hatten. Diese Stadt liegt, nach meiner Schätzung, unter sechs Grad eilf Minuten südlicher Breite, und hundert und vier Grad zwey und funfzig Minuten östlicher Länge vom Meridiane der Stadt Paris.

Achtes Kapitel.

Aufenthalt zu Batavia. Nachrichten von den Molukkischen Juseln.

Die meisten Krankheiten in Batavia stellen sich gemeiniglich zu Ende des östlichen Mousson oder Strichwindes ein, und die Herannäherung des westlichen Strichwindes ließ uns vielen Regen befürchten; es war also rathsam, so kurze Zeit, als möglich, hier zu bleiben. Gleichwohl sahen wir uns bey aller unserer Ungeduld weiter zu gehen, genöthigt, eine gewisse Zeit stille zu liegen, und mußten uns, weil wir keinen vorräthigen Zwieback fanden, noch länger aufhalten, als wir anfangs vermutheten. Bey unserer Ankunft lagen dreyzehn bis vierzehn Holländische Kompagnieschiffe auf der Rhede, deren eines die Admiralsflagge führte. Es ist ein altes Schiff, das man in dieser Absicht hier läßt; es muß zugleich auf das Salutiren der ankommenden Kauffardeyschiffe antworten.

Ich hatte bereits einen Officier abgeschickt, um dem Generalstatthalter von unserer Ankunft Nachricht zu geben, als ein Boot von gedachtem Admiralschiffe am Bord kam, und ein Papier in Holländischer Sprache brachte, das ich aber nicht verstund. Es war kein Officier in dem Boote, und der Patron, welcher vermuthlich einen vorstellen sollte, verlangte, daß ich einen schriftlichen Aufsatz geben

möchte, wer wir wären. Ich fertigte ihn mit der Antwort ab, daß ich bereits meine Erklärung ans Land geschickt hätte. Er kam bald darauf wieder, und that dieselbe Frage; ich schickte ihn aber mit derselben Antwort wieder zurück. Mein Officier kam erst Abends um neun Uhr wieder. Er hatte den Generalstatthalter nicht gesehen, weil er auf dem Lande gewesen, man hatte ihn aber zu dem Sabandar, welcher die Fremden vorführen muß, gebracht. Dieser bestellte ihn auf den folgenden Morgen, und setzte hinzu, daß er mich, wenn ich ans Land kommen wollte, zu dem Generale führen wollte.

Die Besuche werden hier, wegen der großen Hitze, sehr frühzeitig gegeben. Wir fuhren also Morgens um sechs Uhr, in Begleitung des Sabandars, zu dem Herrn van der Para, General von Ostindien, der sich auf einem seiner Landhäuser, eine Meile vor der Stadt, aufhielt. Wir trafen in ihm einen Mann an, der nicht viel Umstände machte, aber höflich war, uns ungemein gut aufnahm, und alle mögliche Hülfe versprach. Er schien sich nicht zu verwundern, und es auch nicht übel zu nehmen, daß wir auf einer der Molukkischen Inseln eingelaufen waren, er billigte vielmehr das gute Betragen des Residenten zu Burro.

Er erlaubte, daß wir unsere Kranken in das Hospital der Kompagnie bringen durften, und stellte sogleich Befehl sie aufzunehmen. In Ansehung der Bedürfnisse der königlichen Schiffe wurde verabredet, daß dem Sabandar ein Aufsatz von allem übergeben werden, und daß solcher Sorge dafür tragen sollte. Vermöge seiner Stelle ist er berechtigt, von uns und den Lieferanten einen Vortheil zu ziehen. Als alles verabredet war, fragte mich der General,

ob ich den Holländischen Pavillon nicht salutiren wollte? Ich erklärte mich dazu, jedoch mit der Bedingung, daß die Stadt antworten sollte, und zwar Schuß für Schuß. Nichts ist billiger, versetzte er, und die Citadelle hat bereits Befehl dazu. Sobald ich wieder am Bord kam, ließ ich funfzehn Schüsse thun, und die Citadelle antwortete mit eben der Anzahl.

Ich ließ die Kranken von beyden Schiffen sogleich in das Hospital schaffen. Es waren acht und zwanzig an der Zahl, welche zum Theil mit dem Scharbocke, die meisten aber mit dem Durchfalle, behaftet waren. Wir arbeiteten auch an dem Aufsatze unserer Bedürfnisse an Zwieback, Wein, Mehl, frischem Fleische und Gemüse u. s. w. um ihn dem Sabandar zu übergeben. Zugleich bat ich ihn, unsere Wassertonnen durch Leute im Dienste der Kompagnie füllen zu lassen.

Wir suchten nunmehr, während der Zeit unseres Aufenthaltes, Wohnungen in der Stadt, und wählten ein großes schönes Haus dazu, welches das Heeren Logement heißt; man bezahlt darinn für Zimmer und Essen täglich ein paar Reichsthaler. Die Kompagnie vermiethet dieß Haus einem Privatmanne, und alle Fremden müssen, vermöge seines Privilegiums, bey ihm wohnen; Kriegsschiffe sind aber nicht daran gebunden, weswegen sich auch die Oberofficiers von der Etoile in ein Bürgerhaus einmietheten. Wir mietheten auch einige Wagen, deren man in dieser großen Stadt gar nicht entbehren kann, zumal wenn man die umliegenden Gegenden besehen will, die weit schöner als das Innere von Batavia sind. Diese Miethwagen sind auf zween

Plätze eingerichtet, mit zwey Pferden bespannt, und kosten täglich ohngefähr einen Dukaten.

Den dritten Tag nach unserer Ankunft statteten wir Officiers insgesammt einen Staatsbesuch bey dem Generale ab, nachdem er durch den Sabandar zuvor davon unterrichtet war. Er empfieng uns auf einem zweyten Landhause, Jacatra genannt, welches um Zweydrittel näher bey der Stadt liegt, als das erste. Ich kann den Weg, der dahin führt, mit nichts besser vergleichen, als mit den hohen Alleen, oder den Boulevards der Stadt Paris, wo sie am schönsten sind, nur mit dem Unterschiede, daß jene durch die zu beyden Seiten fließenden Kanäle ungleich schöner sind. Wir hätten auch in Begleitung des Sabandar noch andere Besuche nach der Etiquette machen sollen, zum Exempel bey dem Gerichtspräsidenten, bey dem Generaldirector, und bey dem Vorsteher des Seewesens; der Sabandar sagte uns aber nichts davon, also giengen wir nur zu dem letzteren, Namens Van der Luys.

Er führt den Titel Schout by Nacht, und hat zwar bey der Kompagnie nur den Rang eines Contreadmirals, ist aber durch die Gnade des Statthalters Viceadmiral der Generalstaaten. Der Statthalter hat auf diese Weise einem um den Staat verdienten Manne von Stande, der um sein Vermögen gekommen war, einen anständigen Unterhalt verschafft. Der Schout by Nacht ist ein Mitglied des obersten Rathes, und hat, in so weit es Seesachen betrifft, Sitz darinn, und das Recht seine Meynung zu sagen. Der jetzige lebt auf einen großen Fuß, giebt viele Mahlzeiten, wohnt in einem angenehmen Hause außerhalb der Stadt, und hält sich, in Ansehung der

traurigen

traurigen und langweiligen Augenblicke, die er sonst auf der See zugebracht, schadlos.

So lange als wir hier blieben, suchten uns die Vornehmsten von Batavia den Aufenthalt so angenehm zu machen, als möglich. Sie gaben uns große Tractemente in der Stadt und auf dem Lande, und Koncerte. Die reizenden Spatziergänge, die Abwechselung unzählicher für uns ganz neuer Gegenstände, der Anblick des Stapels von der reichsten Handlung in der Welt, das Getümmel verschiedener Völker, deren jedes seine besonderen Sitten, Gebräuche und Religion hat, und welche hier gesellschaftlich bey einander wohnen, alles trug dazu bey, uns die angenehmste Abwechselung zu verschaffen. Wir konnten hier zugleich als Seeleute etwas lernen, und als Philosophen Betrachtungen anstellen.

Die hiesige Komödie soll gut seyn, das Theater schien artig; weil wir die Sprache aber nicht verstanden, so giengen wir nur einmal hinein. Wir waren weit neugieriger auf die Chinesischen Komödien, ob wir gleich eben so wenig wußten, was gesagt ward. Es wäre nicht angenehm sie täglich zu besuchen, man muß aber von jeder Art eine gesehen haben. Außer den großen Stücken, die man auf einem ordentlichen Theater vorstellt, werden alle Abende so zu sagen in allen Winkeln des Theiles von Batavia, wo die Chineser wohnen, kleine Stücke und Pantominen aufgeführt. Das Römische Volk forderte ehemals Brod und Schauspiele; von den Chinesern könnte man sagen, daß sie nicht ohne Handlung und Schauspiele leben können. Die Deklamation ihrer Schauspiele ist erbärmlich, sie reden unter Anstimmung gewisser Töne auf besonderen Instrumenten, nach Art unserer Recitative. Es klingt

sehr gezwungen, und ihre Action ist noch viel lächerlicher; sie haben eigentlich keine Schauspieler, die männlichen Rollen werden von nichts als Weibern vorgestellt. Von dem Innhalte ihrer Stücke kann man sich einen Begriff machen, wenn ich sage, daß alles, wie bey den schlechtesten Marionetten, auf unzähliche Prügel hinausläuft.

Wir konnten es gar nicht überdrüßig werden, in der Gegend um Batavia spatzieren zu gehen. Ein Europäer, der auch die größten Städte besucht hat, muß sich über die Pracht derselben verwundern. Die Häuser und Gärten sind ungemein kostbar, allenthalben steht man den Geschmack und die Reinlichkeit, die den Holländern eigen ist. Die hiesigen Gegenden sind schöner und prächtiger, als die von den meisten Französischen Städten, und ich getraue mir sie fast der Gegend um Paris an die Seite zu setzen.

Ich kann ein Denkmal, welches ein Privatmann den Wissenschaften errichtet hat, nicht mit Stillschweigen übergehen. Der erste Prediger in Batavia, Namens Mohr, ein Mann, der ein unsägliches Vermögen besitzt, aber in Ansehung seiner Kenntnisse und Liebe zu den Wissenschaften eine weit größere Hochachtung verdient, hat in einem seiner Landhäuser eine Sternwarte bauen lassen, deren sich kein königlicher Garten schämen darf. Das Gebäude ist erst fertig geworden, und hat ihm sehr große Summen gekostet. Er stellt hier selbst Beobachtungen an, und hat zu dem Ende die besten Instrumente aus Europa kommen lassen. Er besitzt auch wirklich Geschicklichkeit genug, um die schwersten Handgriffe dabey auszuüben.

Herr Mohr ist unstreitig der reichste unter allen Söhnen der Urania. Er hatte eine große Freude

unseren

unseren Herrn Verron kennen zu lernen, und both ihm seine Sternwarte an, um ganze Nächte darauf zuzubringen; unglücklicher Weise war ihm keine einzige Nacht günstig. Herr Mohr hat den letzten Durchgang der Venus durch die Sonne beobachtet, und der gelehrten Gesellschaft zu Harlem seine Bemerkungen überschickt. Man wird dadurch die Länge von Batavia mit Gewißheit bestimmen können.

Die Stadt Batavia ist an sich selbst zwar ein schöner Ort, es fehlt aber sehr viel daran, daß das Innere dem Auswendigen gleich kommt. Man trifft nicht viel große Gebäude, aber breite Gassen an. Die Häuser sind bequem und artig. Mitten durch die meisten Straßen fließt ein mit Bäumen besetzter Kanal, der zur Reinlichkeit und Bequemlichkeit viel beyträgt; inzwischen machen die aus diesen Kanälen aufsteigenden Dünste die Luft für die Europäer feucht und ungesund. Eine Ursache, warum diesen der Aufenthalt in Batavia nicht bekömmt, ist auch das schlechte Wasser. Die Reichen trinken daher Selzerwasser, welches sie mit großen Kosten über Holland aus Deutschland kommen lassen. Die Gassen sind zwar nicht gepflastert, aber auf beyden Seiten ist ein Weg für die Fußgänger von Quader- und Mauersteinen, welche sehr reinlich und gut unterhalten werden.

Ich will hier keine Beschreibung von Batavia einschalten, welche man in so vielen Büchern findet. Man kann sich einen Begriff davon machen, wenn ich sage, daß sie im Geschmacke der schönsten Holländischen Städte angelegt ist, nur mit dem Unterschiede, daß man die Häuser, wegen des Erdbebens, nicht über ein Stockwerk hoch bauen darf. Ich übergehe auch den Ort außerhalb der Stadt mit Stillschweigen,

schweigen, wo sich die Chineser aufhalten, ferner ihre Sitten und Gebräuche, die Polizey, unter welcher sie hier stehen, und andere dergleichen Dinge, welche unzählige mal gesagt und geschrieben sind.

Man erstaunt über die in Batavia herrschende Ueppigkeit. Der Geschmack und die Pracht, welche in den Häusern herrscht, ist ein Beweis von dem Reichthume der Einwohner. Gleichwohl hat man uns versichert, daß Batavia lange das nicht mehr ist, was es sonst gewesen, weil die Kompagnie seit einigen Jahren den Privathandelsleuten die Handlung von einem Orte zum andern untersagt hat, wodurch sonst ein unglaublicher Umlauf des Geldes und die Erwerbung großer Reichthümer befördert wird. Ich kann über dieses neue Verbot nicht urtheilen, und weis auch nicht, was die Kompagnie für Vortheil davon hat. So viel weis ich aber, daß diejenigen, welche mit einem Gehalte von vierhundert, achthundert und funfzehnhundert Thalern im Dienste der Kompagnie stehen, Mittel und Wege wissen, über dieses noch wohl sechstausend, zehntausend, ja wohl gar fünf und zwanzig bis funfzigtausend Thaler dadurch zu gewinnnen.

Der größte Theil der Einwohner von Batavia steht in Diensten der Kompagnie. Dem ohngeachtet ist der Preiß der Häuser in der Stadt und der Landhäuser um Zweydrittel, im Vergleiche was sie sonst gekostet, gefallen. Inzwischen wird Batavia allemal eine reiche Stadt bleiben, wenn der Zufluß der Schätze auch etwas abnehmen sollte, nicht nur wegen des jetzt erwähnten großen Verdienstes der Kompagniebedienten, sondern auch weil es schwer hält, sein Vermögen nach Europa zu ziehen. Es kann solches nicht anders als durch den Kanal der Kompagnie

pagnie geschehen, welche acht Procent dafür abzieht, und von einer jeden Privatverson nicht viel auf einmal nimmt. Das Geld heimlich nach Europa zu schaffen, wird sich niemand einfallen lassen, weil es acht und zwanzig Procent gegen alles Europäische verliert. Die Kompagnie läßt die hier in ihren Ländern im Umlaufe üblichen Münzen durch den Kayser von Java schlagen.

An keinem Orte wird ein Stand mit dem anderen weniger verwechselt, als hier. Ein jeder hat seinen angewiesenen Rang, der ihm durch äußerliche Kennzeichen bestimmt ist, und man sucht solchen hier so genau zu behaupten, als die Gesandten auf einem Friedenscongresse kaum thun können. Der Rang der Stände folgt auf diese Weise: Erstlich kommt der oberste Rath, alsdenn das Justizcollegium, die Geistlichkeit, die Bedienten der Kompagnie, die Officiers von der Marine, und zuletzt die von der Armee.

Der oberste Rath besteht aus dem Generale, welcher den Vorsitz führt, aus den Indischen Räthen, welche Edele Heeren heißen, aus dem Präsidenten des Justizcollegiums, und dem Schout by Nacht; er versammlet sich wöchentlich ein paarmal. Der Indischen Räthe sind sechzehn an der Zahl, sie halten sich aber nicht alle in Batavia auf. Einige sind Statthalter auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, auf Ceylon, auf der Küste von Koromandel, in dem östlichen Theile von Java, in Macassar und Amboina, wo sie ihren Sitz haben. Die Edelen Heeren haben das Vorrecht ihre Kutschen ganz vergolden zu lassen, und zween Läufer zu halten, da andere mit einem Läufer zufrieden seyn müssen. Wenn einer von ihnen durch die Gassen fährt, müssen alle

andere

andere Kutschen stille; haiten, und jedermann, auch Personen vom anderen Geschlechte, müssen aufstehen.

Der General hat allein das Vorrecht, mit sechs Pferden und in Begleitung seiner Garde, oder deren Officiers und einiger Ordonanzen zu fahren. Wem er begegnet, es mag ein Herr oder eine Dame seyn, der muß aus dem Wagen steigen, und nur die Kutschen der Edelen Heeren dürfen bis an die Treppe seines Pallastes fahren. Sie haben allein das Vorrecht sich in seiner Gegenwart zu setzen. Einige waren klug genug, um, wenn wir allein bey ihnen waren, über alle diese in die Augen fallenden Vorrechte zu lachen.

Das Justizcollegium richtet alle Civil- und Criminalsachen in der obersten Instanz, so daß kein Appelliren an ein anderes Statt findet. Es verurtheilte vor ohngefähr zwanzig Jahren den Statthalter von Ceylon, welcher viele Betrügereyen bey seinem Amte ausgeübt hatte, und deswegen auf dem Platze vor der Citadelle von Batavia hingerichtet ward.

Die Ernennung des Generals von Indien und der Edelen Heeren geschieht in Europa; zu den anderen Bedienungen schlagen der General und die Beysitzer des obersten Rathes Personen vor, deren Wahl allemal in Holland bekräftigt wird. Die Militärstellen besetzt der General ganz allein. Eine der ansehnlichsten und einträglichsten Ehrenstellen nach den Statthalterschaften ist die von dem Landcommissare. Dieser hat die Aufsicht über alle Ländereyen der Kompagnie in Java, sogar auch über die Länder der Könige der Wilden und ihre Aufführung, desgleichen

über

über die Javaner, welche Unterthanen der Kompagnie sind.

Die Standhaftigkeit der Javaner, die größten Martern auszustehen, ist unglaublich. Wenn sie hingerichtet werden, muß man ihnen weiße Hosen lassen, und nicht den Kopf herunterschlagen. Die Kompagnie würde sich in Gefahr setzen die Insulaner zum Aufruhre zu bringen, wenn sie diese Nachsicht nicht hätte, weil es ein Glaubenspunkt in ihrer Religion ist, daß man sie in jener Welt nicht wohl aufnehmen würde, wenn sie ohne Kopf und ohne weiße Hosen anlangten; sie glauben, daß der Despotismus über sie nur in dieser Welt Statt hat.

Eine andere sehr einträgliche Stelle, und darum man sich sehr bewirbt, ist die von dem Sabandar, oder Minister der Fremden. Es sind ihrer zweene, einer für die Christen, und der andere für die Heyden. Der erste hat alles zu besorgen, was die Fremden aus Europa betrifft, und für den andern gehört alles, was die Völker von Indien und die Chineser angeht. Die letzteren sind die Mäkler des ganzen innereu Handels von Batavia; man zählt ihrer gegenwärtig über hundert tausend. Der Sorgfalt dieser Nation hat man es zu danken, daß die Märkte von dieser großen Stadt seit einigen Jahren mit allem sehr reichlich versehen sind.

Die Bedienten der Ostindischen Kompagnie folgen in nachstehender Ordnung auf einander: Die untersten sind die Gehülfen oder Assistenten, darauf folgen die Buchhalter, Unterkaufleute, Kaufleute, Oberkaufleute und der Oberaufseher. Alle diese bürgerlichen Bedienungen tragen ihre Uniform, und haben eine Aehnlichkeit mit den Militärstellen, welche

ihnen

ihnen am Range gleich sind, z. E. der Oberkaufmann hat Majorsrang, der Unterkaufmann Kapitänsrang u. s. w. Die Officiers können niemals bürgerliche Stellen erhalten, sie müßten denn gänzlich von dem Kriegswesen abgehen wollen. In eine Handlungsgesellschaft kann das Militärwesen freylich keinen sonderlichen Einfluß haben. Man betrachtet die Soldaten hier nicht anders, als gedungene Leute in Diensten der Kompagnie, und dieser Begriff ist um desto richtiger, da alle Soldaten wirklich aus Fremden bestehen, welche die Kompagnie in ihrem Solde hat.

Die Kompagnie besitzt einen beträchtlichen Theil der Insel Java als ihr Eigenthum. Ihr gehört die ganze nördliche Küste auf der Ostseite von Batavia. Seit einigen Jahren hat sie auch die Insel Madure unter ihre Herrschaft gebracht, weil sich der König dieser Insel gegen die Kompagnie empört hatte. Der Sohn ist jetzt Statthalter über dieselbe Insel, welche sein Vater als König beherrschte. Die Kompagnie hat auch die Empörung des Königes von Balimburu zu nutzen gewußt, und sich bey dieser Gelegenheit die ganze östliche Spitze der Insel Java zugeeignet.

Dieser König war ein Bruder des Kayfers, und schämte sich unter einer Gesellschaft von Kaufleuten zu stehen. Er wollte also das Joch abschütteln, nachdem ihn die Engländer, wie man sagt, mit Waffen und Pulver versorgt, ja so gar ein Fort für ihn angelegt hatten. Die Kompagnie hat zwey Jahre zugebracht, und große Kosten darauf verwendet, um ihn zu bezwingen. Der Krieg war erst ein paar Monate vor unserer Ankunft geendiget worden. Die Holländer verloren die erste Schlacht, aber in der

anderen

anderen ward dieser Indianische Fürst mit seiner ganzen Familie gefangen, und nach der Citadelle von Batavia geführt, wo er in wenigen Tagen starb. Sein Sohn und die übrige Familie sollten mit den ersten Schiffen nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung gebracht werden, um ihr Leben auf der Insel Roben zuzubringen.

Das übrige von der Insel Java ist in verschiedene Königreiche abgetheilt. Der Kayser von Java, welcher auf dem südlichen Theile der Insel wohnt, hat den obersten Rang, darauf folgen der Sultan von Mataran und der König von Bantam. Tseribon steht unter drey Königen, welche Vasallen der Kompagnie sind. Die anderen Könige müssen ebenfalls die Einwilligung der Kompagnie erhalten, um auf den Thron zu steigen. Alle diese Könige haben eine Europäische Wache, welche für ihre Person stehen muß. Ueberdieses unterhält die Kompagnie vier befestigte Comptoirs bey dem Kayser, eines bey dem Sultan, viere in Bantam und zwey in Tseribon.

Diese Könige sind verbunden der Kompagnie ihre Waaren nach einer gewissen Taxe zu liefern. Sie bekommt von ihnen Reis, Zucker, Kaffee, Zinn, Arrack, und liefert ihnen dafür Opium, dessen sich die Javaner stark bedienen, und wodurch die Kompagnie im Verkaufe ein ansehnliches gewinnt.

Batavia ist der Stapel alles dessen, was die Molukkischen Inseln hervorbringen. Alles Gewürze wird hieher gebracht, und so viel davon zum Absatze nöthig ist, nach Europa versendet, das übrige aber verbrannt. Dieser Handel macht die Kompagnie reich, und sichert sie vor dem Falle. Sie ist dadurch im Stande die erstaunlichen Kosten zu bestreiten,

ten, und den Unterschleif der Bedienten, welcher sich eben so hoch als jener Aufwand beläuft, auszuhalten. Sie richtet daher auch ihre vornehmste Sorgfalt auf diesen ausschließenden Handel, und den von der Insel Ceylon.

Ich will nichts von Ceylon sagen, weil ich diese Insel nicht kenne. Die Kompagnie hat hier einen kostbaren Krieg mit mehrerem Glücke ausgeführt, als in dem Persischen Meerbusen, wo ihre sämmtlichen Comptoirs oder Niederlagen zerstört sind. Weil unsere Schiffe aber fast die einzigen Französischen Schiffe sind, welche die Molukkischen Inseln besucht haben, so wird man mir erlauben, einige Nachrichten von dem gegenwärtigen Zustande dieses wichtigen Theiles von Asien hinzu zu setzen, zumal da man von den Inseln, wegen ihrer Entfernung und des geheimnißvollen Wesens der Holländer, nicht viel hinlängliche Kenntnisse hat.

Sonst wurden unter dem Namen der Molukkischen Inseln nur diejenigen kleinen Inseln begriffen, welche zwischen funfzehn Minuten südlicher Breite und funfzig Minuten nordlicher Breite längst der westlichen Küste von Gilolo liegen, darunter Ternate, Tidor, Mothir, Machian und Bachion die vornehmsten sind. Nach und nach hat man diesen Namen allen Inseln beygelegt, welche Gewürze hervorbringen, dergestalt, daß Banda, Amboina, Ceram, Buro und alle benachbarte Inseln jetzt darunter begriffen werden. Einige haben sogar, wiewohl ohne daß man ihnen gefolgt, Celebes und Buton dazu rechnen wollen.

Die Holländer theilen diese Inseln, welche sie die Morgenländer nennen, in vier Hauptstatthalterschaften,

schaften, von welchen die übrigen Niederlagen oder Comptoirs abhängen, die aber gleichwohl unter dem obersten Rathe von Batavia stehen. Die Namen dieser vier Statthalterschaften sind: Amboina, Banda, Ternate und Macassar.

Unter Amboina, darüber einer der Edelen Heeren zum Statthalter gesetzt ist, gehören sechs Comptoirs oder Niederlagen. Auf Amboina selbst sind deren zwey, zu Hila und Larike; der Vorsteher von jener ist ein Kaufmann, und von dieser ein Unterkaufmann. Westwärts von Amboina liegen die Inseln Manipa und Burro; auf der ersten ist nur ein bloßer Buchhalter, und auf der anderen ein Unterkaufmann, nämlich Heinrich Oumann, der uns so viel Freundschaft erwies. Auf der kleinen Insel Haröko in Südosten von Amboina hält die Kompagnie einen Unterkaufmann; hingegen auf dem letzten Comptoir in der Insel Saparöa einen Kaufmann. Diese Insel liegt nur acht Meilen von Amboina. Unter dem letzten steht auch die kleine Insel Neeslaw, wo er einen Korporal mit funfzehn Mann hält. Zu Saparöa liegt ein kleines Fort auf einem Felsen. Diese Insel nebst Neeslaw können eine Schiffsladung Gewürznägelein liefern. Die ganze Kriegsmacht des Statthalters von Amboina besteht aus hundert und funfzig Mann, die einen Kapitän und Unterofficiers haben, aus ein paar Artillerieofficiers und einem Ingenieur.

Die Statthalterschaft von Banda ist in Ansehung der Forts wichtiger, und hat auch mehr Mannschaft. Sie besteht aus dreyhundert Mann mit ihren Officiers, und einem Artillerieofficiere. Diese Besatzung muß, so wie auch die Besatzungen in den übrigen Residenzen der Statthalter, alle übrige Po-

sten mit Mannschaft besetzen. Die Einfahrt in den Hafen von Banda ist für diejenigen, welche solche nicht kennen, gefährlich. Der Kanal, durch den man fahren muß, ist kaum einer Viertelmeile breit. Unter dem Forte des Hafens können ohngefähr fünf bis sechs Schiffe vor Anker liegen.

Von der Statthalterschaft in Banda hängen drey Posten oder Niederlagen ab; die eine zu Ourien, wo ein Buchhalter steht, zu Wayer, wo ein Unterkaufmann ist, und auf der Insel Pulo Ry en Rhun, wo die Kompagnie einen Unterkaufmann hält. Diese Insel liegt nahe bey Banda, und bringt sehr viel Muskat hervor; sie hat ein kleines Fort, bey dem aber nur kleine Schiffe auf einer Bank ankern können, die allen großen Schiffen den Eingang in den Hafen verbietet. Man müßte das Fort, im Falle einer Belagerung, mit aufgespannten Seegeln kanoniren, denn gleich vor der Bank hat man keinen Ankergrund.

Wenn ich nicht irre, so gehört die Insel Aroco auch unter diese Statthalterschaft. Die Kompagnie hält hier einen Korporal mit funfzehn Mann, und hat einen Perlenfang bey derselben. Die Inseln Timor und Salor liegen zwar nahe bey derselben, stehen aber unmittelbar unter Batavia. Diese Inseln liefern viel Sendelholz. Es ist sonderbar, daß die Portugiesen auf Timor einen Posten behalten haben, und noch sonderbarer, daß sie solchen so schlecht nutzen.

Die Statthalterschaft Ternate hat vier Niederlagen unter sich, nämlich Gorontalo, Manada, Limbotto und Sullabessie. Die Vorsteher der beyden ersten sind Unterkaufleute, und der beyden letzten nur Buch-

Buchhalter. Ueberdieses hängen noch einige kleinere Posten davon ab, wo nur Korporals stehen. Zu dieser Statthalterschaft gehören zweyhundert und funfzig Mann nebst ihren Officiers.

Die Statthalterschaft Macassar auf der Insel Celebes steht unter einem Edelen Heeren, welcher vier Comptoirs unter sich hat, nämlich Bölacomba en Bonhain und Bima, wo sich zween Unterkaufleute aufhalten, und Saleyer und Moros, wo die Kompagnie nur ein paar Buchhalter hinsetzt. Macassar oder Jonpandam ist unter allen Orten der Holländer auf den Molukkischen Inseln am besten befestigt. Die Insulaner geben aber genau Acht, daß die Holländer die Gränzen ihres Postens nicht erweitern.

Die Besatzung in Macassar besteht aus dreyhundert Mann. An allen zu dieser Statthalterschaft gehörigen Orten trifft man keine Gewürzbäume an, es müßte denn, wie einige sagen, auf Button seyn, welches ich aber nicht gewiß erfahren können. Man hat diesen Posten angelegt, um sich eines Passes, welcher der Schlüssel zu den Molukkischen Inseln ist, zu versichern, und mit Celebes und Borneo einen vortheilhaften Handel zu eröffnen. Die Holländer ziehen aus diesen beyden wichtigen und großen Inseln Gold, Seide, Baumwolle, allerley kostbares Holz, und auch Diamanten, dagegen sie Eisen, Tücher, und andere Europäische und Indianische Waaren vertauschen.

Diese Nachricht von den Posten, welche die Holländer auf den Molukkischen Inseln haben, ist ziemlich richtig. Die ganze Einrichtung und die allenthalben beobachtete Polizey macht den ehemaligen Vorstehern der Kompagnie, welche die Urheber da-

von sind, wahre Ehre. Als die Holländer die Spanier und Portugiesen aus den Molukkischen Inseln verjagt hatten, ein Unternehmen, das eben so viel Klugheit, als Muth und Geduld erforderte, sahen sie wohl ein, daß es zur Erreichung ihres Endzweckes, nämlich einen ausschließenden Gewürzhandel zu treiben, nicht genug wäre, alle Europäer aus diesen Gegenden verbannt zu haben.

Die große Anzahl der Inseln machte es fast unmöglich, sie alle zu besetzen und zu bewachen, folglich war den Einwohnern derselben der Schleichhandel mit den Chinesern, mit den Philippinischen Inseln, mit Macassar und mit einzelnen Schiffen anderer Nationen, die einen solchen Schleichhandel wagen wollten, nicht zu wehren. Noch weit mehr hatte sich die Kompagnie dafür zu fürchten, daß man suchen möchte junge Gewürzbäume heimlich auszuführen, und an anderen Orten anzupflanzen. Man gerieth daher auf den Einfall, die Gewürzbäume auf allen übrigen Inseln auszurotten, und nur auf einigen kleinen zu lassen, welche leicht zu besetzen sind, und wo man den Schatz des Gewürzes, welchen sie einschließen, recht bewachen kann.

Um diesen Zweck desto eher zu erreichen, suchten die Holländer die kleinen Könige dieser Inseln, deren Einkünfte auf dem Nutzen von dem Gewürze bestunden, zu bestechen, daß sie sich die Verstopfung der Quellen ihrer Einkünfte gefallen ließen. Die Kompagnie bezahlt daher noch jetzo alle Jahre zwanzigtausend Reichsthaler an den König von Ternate und einigen anderen Königen auf den Molukkischen Inseln. Wenn einige Könige nicht in der Güte in die Verbrennung ihrer Gewürzbäume willigen wollten, so thaten die Holländer es an den Orten, wo

sie die Obermacht hatten, mit Gewalt, oder sie kauften ihnen die Blätter dieser Bäume alle grün ab, weil sie voraus sahen, daß die Bäume dadurch nach Verlauf von drey Jahren eingehen und verdorren mußten. Die unwissenden Indianer sahen diesen Schaden vorher nicht ein.

Durch diese Kunstgriffe haben es die Holländer dahin gebracht, daß die Insel Ceylon heutiges Tages nur allein Zimmet, Banda Muskat, Amboina und Uleaster, welches gleich daran liegt, Nägelein liefern. Hingegen dürfen weder in Banda Nägelein, noch in Amboina Muskatennüsse erbauet werden. Diese Inseln bringen mehr hervor, als zum Absatze in der ganzen Welt nöthig ist.

Die übrigen Posten, welche die Holländer auf den Molukkischen Inseln angelegt haben, dienen theils dazu, um anderen Nationen zu wehren, daß sie sich nicht daselbst niederlassen, theils um genau Acht zu geben, ob auch noch Gewürzbäume angetroffen werden, und solche zu vertilgen, theils den Inseln, wo sie gezogen werden, den Unterhalt zu verschaffen. Alle Ingenieurs und Schiffer, welche in diesen Gegenden gebraucht werden, müssen, wenn sie keine Verrichtungen mehr haben, oder von ihren Posten abgehen, alle Charten und Plans ausliefern, und einen Eid ablegen, daß sie nichts zurück behalten. Vor einiger Zeit bekam ein Einwohner von Batavia den Staubbesen, und ward auf eine beynahe wüste Insel verwiesen, weil er einem Engländer einen Plan von den Molukkischen Inseln gezeigt hatte.

Das Einsammlen des Gewürzes geschieht im Monate December, und die Schiffe, welche es abho-

len, kommen im Monate Januar zu Amboina und Banda an, und gehen im Aprille und May nach Batavia ab. Alle Jahre gehen auch zwey Schiffe nach Ternate, welche sich mit ihrer Fahrt nach den Passatwinden richten müssen. Ueberdieses hält die Kompagnie einige Schnauen von dreyzehn bis vierzehn Kanonen, welche in diesen Gewässern kreuzen müssen.

Die Statthalter von Amboina und Banda versammlen jährlich im September alle Orencaies, oder die Häupter der unter ihrer Statthalterschaft stehenden Wilden. Anfangs geben sie ihnen einige Tage lang Mahlzeiten und allerley Lustbarkeiten, und reisen darauf mit ihnen in einer Art von großen Fahrzeugen, die Coracores heißen, zu ihrer Nation, und lassen alle Gegenden durchsuchen, und was sie von überflüßigen Pflanzen von Gewürzbäumen finden, verbrennen. Die Residenten der besonderen Niederlagen oder Comptoirs müssen sich zu ihren Statthaltern begeben, und sie auf dieser Reise begleiten. Dergleichen Reisen endigen sich insgemein zu Ende des Octobers oder zu Anfange des Novembers, und werden abermals bey der Zuhausekunft mit Mahlzeiten und Feyerlichkeiten beschlossen. Als wir zu Burro waren, machte der dasige Resident der Kompagnie Anstalt, sich mit den Orencaies dieser Insel nach Amboina zu begeben.

Die Holländer führen jetzo mit den Einwohnern der Insel Ceram, wo viele Gewürznägelein wachsen, Krieg. Diese wollen nicht zugeben, daß die Holländer ihnen solche Anpflanzung verwüsten sollen, und haben sie deswegen aus allen ihren Comptoirs und von der ganzen Insel verjagt, bis auf einen kleinen Posten Savai, an der Nordseite der Insel, wo

die

die Kompagnie einen Korporal mit funfzehn Mann hält. Die Einwohner von Ceram haben Feuergewehr und Pulver, und reden außer ihrem eigenthümlichen Dialekte alle sehr gut Malayisch.

Die Einwohner der Papusinseln sind auch beständig mit den Holländern und ihren Vasallen im Krieg verwickelt. Sie führen bewaffnete Fahrzeuge, die oft gegen zweyhundert Mann enthalten. Der König von Salviati, einer ihrer größten Inseln, ist vor einiger Zeit, als er zu dem Könige von Ternate, dessen Vasall er ist, reisen wollte, von den Holländern überfallen worden, und noch jetzt in ihrer Gewalt.

Man kann sich fast keinen klügeren und der Politik gemäßeren Plan vorstellen, als den wir jetzt ganz kurz angezeigt haben. Die Holländer konnten keine besseren und wirksameren Maaßregeln ergreifen, um eine Handlung, mit Ausschließung aller anderen Europäer, anzulegen und zu behaupten. Die Kompagnie ist nunmehr schon seit langer Zeit im ruhigen Besitze derselben, und wird dadurch in den Stand gesetzt, mehr eine mächtige Republik, als eine Gesellschaft von Kaufleuten vorzustellen. Aber ich müßte mich sehr irren, wenn der Zeitpunkt nicht nahe ist, da dieser blühende und unermeßliche Handel einen unersetzlichen Stoß bekommen wird. Ich getraue es mir zu behaupten, andere Mächte dürfen nur im Ernste wollen, so sind die Holländer um ihren ganzen ausschließenden Handel.

Der beste Schutz für die Holländer ist die Unwissenheit der Europäer, welche den Zustand dieser Inseln nicht recht kennen, und nicht durch die dunkelen Wolken, welche so zu sagen diese hesperischen Gärten umgeben, dringen. Es giebt aber Schwierigkeiten,

welche der Mensch mit aller Klugheit und mit allen dagegen angewandten Hülfsmitteln nicht übersteigen kann. Die Holländer mögen noch so fürchterliche Befestigungswerke in Amboina und Banda anlegen, und sie mit den zahlreichsten Besatzungen versehen, so stellen sich in gewissen Jahren, und beynahe allemal nach einer gewissen dazwischen verflossenen Zeit Erdbeben ein, welche alle Festungswerke über den Haufen werfen, und der heiße gefährliche Himmelsstrich rafft jährlich fast Zweydrittel von den Soldaten, Matrosen und Handwerksleuten hin, welche die Holländer hieher schicken; dieses sind Uebel, welche man nicht heben kann. Vor drey Jahren wurden die Befestigungen von Banda über den Haufen geworfen, und sind noch kaum wieder hergestellt; die von Amboina sind es eben so wenig. Ueberdieses hat es die Kompagnie zwar an einigen Orten dahin gebracht, daß das Gewürz größtentheils vertilgt worden; es giebt aber andere, die sie nicht kennt, und an manchen setzen sich die Einwohner mit Gewalt dagegen.

Die Engländer finden sich heutiges Tages oft in diesen Gewässern ein, und dieses geschieht gewiß nicht ohne Ursachen. Vor einigen Jahren liefen kleine Fahrzeuge von Bancul aus, und untersuchten alle Durchfahrten und gefährliche Stellen in dieser Gegend. Ich habe oben erwähnt, daß die Engländer, nach dem Berichte der Einwohner von Button, seit drey Jahren verschiedene mal die Straße bey der Insel passirt sind, desgleichen, daß sie dem Könige von Valimbuam Beystand geleistet haben. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Einwohner von Ceram durch ihren Vorschub Gewehr und Pulver erhalten; die Engländer errichteten ein Fort für sie, welches

der

der Kapitän Klerk, nach seinem eigenen Geständnisse gegen mich zerstört, und darinn zween Kanonen gefunden hat.

Im Jahre 1764. kam Kapitän Welson, welcher den Kingsberg, eine Fregatte von sechs und zwanzig Kanonen commandirte, bey der Einfahrt von Sarai an, ließ sich mit Gewalt, und unter dem Feuer von Musketen einen Lotsen geben, der ihn an den Ankerplatz führen mußte, und übte noch sonst allerley Gewaltthätigkeiten in diesem sonst schwachen Holländischen Comptoir aus. Er machte auch verschiedene Versuche, die ihm nicht gelungen bey den Insulanern der Papus, ich kann aber nicht sagen, was für eine Absicht er dabey gehabt. Die Indianer nahmen ihm seine Schaluppe weg, und alle Personen, welche sich darinne befanden, unter andern einen Sohn des Lords Sandwich, welcher sie kommandirte, wurden gefangen, an Pfähle gebunden, beschnitten, und auf verschiedene Weise zu Tode gemartert.

Es scheint als ob die Engländer ihre Absichten, der Holländischen Kompagnie nicht sehr zu verbergen suchen. Vor vier Jahren legten sie einen Posten, auf einer der Papusinseln, Soloc oder Tafaro genannt, an. Dalrimple welcher den Anschlag ausführte, ward auch der erste Statthalter daselbst. Die Engländer verließen aber ihre neue Kolonie nach dreyen Jahren. Dalrimple ist im Jahre 1768. wieder über Batavia nach Bancul gegangen, wo sein Schiff auf der Rheede versank. Die Engländer erhielten durch diese Niederlage Vogelnester, Perlemutter, Helfenbein, Perlen und Tripans oder Swallows, eine Art von Gummi, dessen sich die Chineser sehr stark bedienen.

Es war sonderbar, daß sie mit diesen Sachen nach Batavia kamen, und solche daselbst absetzten, wie mich der Kaufmann, der sie gekauft, selbst versichert hat. Von eben diesem Manne habe ich auch erfahren, daß die Engländer auch Gewürze hatten, die ihnen vielleicht die Einwohner von Ceram brachten. Warum die Engländer diesen wichtigen Posten verlassen, kann ich nicht sagen. Es kann seyn, daß sie eine hinlängliche Menge von Gewürzpflanzen von hier in ihre anderen Indischen Kolonien gebracht, und nachdem sie versichert sind, daß solche dort fortkommen, einen Ort verlassen haben, der ihnen vielleicht viel zu unterhalten kostete, und die Holländer eifersüchtig machen, oder vielleicht andere Nationen auf einen ähnlichen Einfall bringen konnte.

Wir erfuhren in Batavia die ersten Nachrichten von den Englischen Schiffen, wovon wir auf unsrer bisherigen Reise hin und wieder Spuren angetroffen hatten. Wallace war hier im Monat Januar 1768. angekommen, aber auch fast gleich wieder abgesegelt. Kapitän Carteret, der von jenen bald nach der Ausfahrt aus Magellans Meerenge wider Willen getrennet ward, hat eine viel langweiligere Reise gemacht, und wie ich vermuthe, auch weit mehrere Begebenheiten gehabt. Er ist im Merz desselben Jahres zu Macassar angekommen, nachdem er fast sein ganzes Volk eingebüßt hatte, und sein Schiff sehr baufällig geworden war.

Die Holländer wollten ihn nicht zu Jompandam leiden, sondern schickten ihn nach Boutain, und ließen kaum zu, daß er statt der verlornen Matrosen Mohren annehmen durfte. Nachdem er sich zwey Monate auf der Insel Celebes aufgehalten, gieng er den 3ten Junius nach Batavia, wo er sein Schiff

kalfatern

kalfatern lassen, und reiste erst den 15ten September, das ist zwölf Tage vor unserer Ankunft, ab. Carteret hat sich in Batavia nicht viel von seiner Reise verlauten lassen, aber doch so viel, daß er in einer engen Durchfahrt, welcher er den Namen der St. Georgsstraße gegeben, mit den Indianern ins Handgemenge gerathen. Er hat auch einige Pfeile vorgezeigt, wodurch einige von seinen Leuten unter andern ein Lieutenant verwundet worden, der bey der Abreise von Batavia noch nicht wieder hergestellt gewesen.

Wir waren kaum zehen Tage in Batavia, als sich Krankheiten äußerten. Personen, welche dem Anscheine nach ganz gesund waren, lagen in drey Tagen auf der Baare. Verschiedene von uns fielen in heftige Fieber und unsere Kranken fanden keine Erleichterung im Hospital. Ich suchte deswegen so bald möglich alles zur Abreise benöthigte in Stand zu setzen, aber unser Sabandar ward auch krank, und da er nicht mehr selbst alles besorgen konnte, gieng es auch langsamer, und fand weit mehr Schwierigkeiten.

Den 16ten October war ich endlich im Stande mich auf der Rheede zu legen, und die Etoile folgte uns, nachdem sie allen Zwieback eingenommen, in der Nacht nach. Die meisten unsrer Officiers waren bereits etwas krank, oder hatten Empfindungen, welche es nächstens befürchten ließen, und die Zahl derjenigen, welche mit dem Durchfalle behaftet waren, hatte nicht abgenommen. Ein längerer Aufenthalt in Batavia hätte uns gewiß mehr Menschen gekostet, als alle Mühseeligkeiten unserer bisherigen Reise. Unser Aoturu von Taiti, der über alles neue das er sahe, in einer Art von Taumel lebte,

empfand

empfand anfangs nichts von den Wirkungen des gefährlichen Himmelsstriches von Batavia: ward aber in den letzten Tagen auch krank, und brachte lange zu, ehe er sich erholen konnte, ob er gleich alle Hülfsmittel so willig gebrauchte, als wenn er an die Heilungsart der Europäischen Aerzte von Jugend auf gewohnt gewesen wäre. Wenn er von Batavia redet, so nennt er es nicht anders, als das Land, welches tödtet.

Neuntes Kapitel.

Abreise von Batavia. Landung in Isle de France, und Zurückkunft in Frankreich.

Nachdem wir uns den 16ten October auf die Rheede von Batavia gelegt hatten, giengen wir den 17ten frühe unter Seegel, und fuhren zwischen den verschiedenen kleinen Inseln durch, welche vor der Rheede von Batavia liegen, z. E. Rotterdam, Horn, und Harlem. Den 15ten mußten wir in Ermangelung des Windes gegen Abend die Seegel fallen lassen. Den 19sten Nachmittags kamen wir erst aus der Straße der Sonde, und fuhren der nördlichen Spitze der Prinzeninsel vorbey. Ich setzte hier den Punkt zur Bestimmung meiner ferneren Reise auf der Charte des Dapres unter sechs Graden, ein und zwanzig Minuten südlicher Breite, und hundert und zween Grade östlicher Länge vom Meridiane von Paris fest.

Uebrigens kann man längst der ganzen Küste der Insel Java ankern. Die Holländer haben hin und wieder derselben kleine Posten, welche einen Soldaten am Bord der vorbey passirenden Schiffe schicken müssen, um

um sich zu erkundigen, wie solche heißen, wo sie hingehen und wo sie herkommen. Dieses wird sorgfältig aufgeschrieben, und ob man gleich aufschreibt was man will, so ist diese Gewohnheit doch nicht zu tadeln, weil man dadurch oft Nachrichten von Schiffen erhält, derentwegen man lange bekümmert gewesen. Ueber dieses bringt der Soldat welcher am Bord kommt, einen guten Vorrath von Hünern, Schildkröten, und andern Erfrischungen mit, die sehr wohlfeil sind. Dem äußerlichen Scheine nach, war keiner von dem Schiffsvolke auf beyden Schiffen mehr mit dem Skorbute behaftet, aber sehr viele waren noch mit dem Durchfalle geplagt. Ich faßte den Entschluß, ohne auf die Etoile zu warten, allein nach der Isle de France zu seegeln, und gab ihr dieses am 20sten durch ein Signal zu erkennen.

Auf diesem ganzen Wege ist nichts merkwürdiges vorgefallen, das schöne Wetter und ein beständiger frischer Wind kürzte ihn sehr ab. Dieses war um so nöthiger, da sich die Zahl unserer Kranken täglich mehrete, und die Wiederherstellung langsam erfolgte. Der Durchfall verwandelte sich bey vielen in ein hitziges Fieber. Meine Masten machten mir auch viele Sorgen, insonderheit war der große Mast sehr schadhaft: ich mußte deswegen in Regierung der Seegel viele Behutsamkeit gebrauchen, wodurch unsere Reise verzögert ward. Nichts desto weniger bekamen wir den sechszehenten Tag die Insel Rodrigo, und zween Tage darauf die Isle de France zu Gesichte.

Den 7ten zu Mittage sahen wir die sogenannte runde Insel. Bey einbrechender Nacht that ich einen Kanonenschuß, in der Hoffnung, daß man auf der Spitze der Kanonierer Feuer anzünden würde,

welches

welches nach der Nachricht des Herrn Dapres gewöhnlich ist. Allein dies geschieht nicht mehr. Ich fand mich also in einer großen Verlegenheit, um nicht auf eine von gedachten in die See gehenden Spitzen zu gerathen. Ich lavirte um den Wind zum Einlaufen in den Hafen zu behalten, und that dann und wann einen Kanonenschuß. Endlich kam um eilf Uhr einer von den Lotsen, welche auf Königliche Kosten unterhalten werden. Ich glaubte nunmehr außer Gefahr zu seyn, und überließ ihm die Regierung des Schiffs: allein nach Verlauf von ein paar Stunden, stießen wir auf eine Bank, zu unserm Glücke gieng die See nicht hoch, und wir konnten das Schiff durch eine geschwinde Bewegung wieder davon bringen. Man stelle sich den Verdruß vor, nach so vielen glücklich überstandenen unvermeidlichen Gefahren wären wir beynahe vor dem Hafen gescheitert, und zwar durch die Unwissenheit eines Lotsen, dem wir uns gleichwohl vermöge Königlichen Befehls überlassen mußten. Wir verloren bey diesem Schrecken weiter nichts als fünf und vierzig Fuß von dem falschen Kiele des Schiffs.

Den 8ten frühe liefen wir in den Hafen ein, und ließen die Anker fallen, und den folgenden Tag langte auch die Etoile an. Weil wir nach unserer Rechnung der Tage einen zu wenig zählten, so nahmen wir hier wieder den Tag nach dem wahren Kalender an.

Meine erste Sorgfalt war, die Kranken ins Hospital zu schicken, und ein Verzeichniß aufzusetzen, was wir an Lebensmitteln, Masten und Tauen gebrauchten, und die Fregatte zum Kalfatern zu bereiten. Ich nahm so viele Handwerker an, als ich in dem Hafen bekommen konnte, nebst dem von der

Etoile

Etoile, in der Absicht so bald alles im Stande seyn würde wieder abzureisen. Ich ließ einen neuen grossen Mast und zwey große Maststangen aufsetzen, neue Anker und viele Tauen am Bord bringen. Unsere alten Lebensmittel wurden in die königlichen Magazine geliefert, und an deren Stelle auf fünf Monate frische angeschaffet. Ich überließ dem Königlichen Aufseher auch vieles Eisen, Nägel, und allerley Werkzeuge, die wir nicht mehr gebrauchten, und für diese Kolonie sehr nöthig waren. Drey und zwanzig von meinen Soldaten baten sich aus unter die hiesigen vertheilt zu werden.

Die Herren Commerson und Verron entschlossen sich noch eine Zeitlang hier zu bleiben, der erste um die Naturgeschichte dieser und der Insel Madagascar zu untersuchen, und letzterer um den Durchgang der Venus durch die Sonne zu beobachten. Man bat mich auch den Ingenieur Romainville, und einige Lotsen hier zu lassen, um mit deren Beyhülfe von einem Orte zum anderen in Indien zu fahren. Wir hatten bisher auf unserer ganzen beschwerlichen Reise keinen Officier verloren, ein Glück, worüber wir uns freuen konnten. Hier büßten wir aber zweene ein, von denen der bisher oft erwähnte Ritter du Bouchage wegen seiner Geschicklichkeit und Kenntniß des Seewesens durchgängig bedauert ward. Uebrigens hatte ich ein wahres Vergnügen, daß wir nach einer so langen Fahrt dennoch im Stande waren, dieser neuen Kolonie, Menschen und allerley Bedürfnisse abzugeben.

Ich bewunderte die auf dieser Insel von Rossing und Hermans angelegte Eisenfabricke. Man trifft wenige in Europa an, die so schön sind. Das darinn verfertigte Eisen ist von der besten Güte; es hat

aber unglaubliche Kosten und Mühe verursacht, ehe man es dahin gebracht. Es arbeiten jetzt neunhundert Schwarze dabey, von denen Hermans zweyhundert in den Waffen geübt, und ein ordentliches eingerichtetes Bataillon daraus gemacht hat. Sie sind unter sich in Ansehung der Wahl ihrer Kameraden sehr eigensinnig, und nehmen keinen auf, der die geringste Untreue oder Diebstahl begangen. Man hat hier also die Ehre mit der Sklaverey zu verbinden gewußt.

So lange wir im Hafen von Isle de France lagen, war das Wetter beständig schön. Den 5ten December zeigten sich finstre Wolken, und die Berge wurden im Nebel verhüllet, welches Vorboten der regnichten Jahreszeit und des großen Sturmes waren, den man jährlich in dieser Gegend ausstehen muß. Als alles in Stand gesetzt worden, gieng ich den 12ten December unter Seegel. Die Etoile war noch nicht fertig, und wir hatten nun nicht mehr Ursache bey ihr zu bleiben. Sie fuhr vierzehn Tage später ab, und langte einen Monat nach uns in Frankreich an. Zu Mittage setzte ich meinen Punkt auf der Charte unter zwanzig Grad zwey und zwanzig Minuten südlicher Breite und vier und funfzig Grad vierzig Minuten östlicher Länge von Paris fest.

Anfangs hatten wir viele Nebel, Regen und Stoßwinde, je mehr wir uns aber entfernten, desto mehr besserte sich das Wetter, der Wind war günstig und frisch. Der neue große Mast machte uns wieder viel Hindernisse, weil er oben krumm war, und nicht zuließ, daß wir die obern Seegel aufziehen konnten.

Vom 22sten December bis zum 8ten Januar 1769. hatten wir entweder widrigen Wind, oder gar keinen.

keinen. Die Westwinde waren, wie man mich versicherte, um diese Jahreszeit ohne Exempel. Vierzehn Tage vergiengen unter beständigem Laviren bey einer sehr hohen See. Wir entdeckten die Küste von Afrika ehe wir Grund hatten, und hielten das Land für das Kap des Basses. Vom 30sten an behielten wir fast beständig die Küste im Gesichte. Uns begegneten darauf einige Holländische Schiffe von der Flotte von Batavia, welche den 6ten November abgegangen waren. Die Holländer wunderten sich noch mehr als wir, über den ungewöhnlichen Westwind.

Den 8ten entdeckten wir das Vorgebürge der guten Hoffnung, und liefen den 9ten frühe in dem Hafen ein, nachdem wir die Stadt mit funfzehn Schüssen begrüßet hatten, welche sie auch erwiederte. Hier lagen vierzehn Schiffe von allerley Nationen vor Anker, welche Zahl während unsers Hierseyns noch vermehrt ward. Das Englische Schiff unter Kapitän Carteret, war am heiligen drey Königsfeste wieder abgesegelt.

Wir haben Ursache das Betragen des Statthalters und der Einwohner während unseres Aufenthaltes zu rühmen. Sie suchten uns wirkliche Dienste und allerley Gefälligkeiten zu erweisen. Der Ort ist zu bekannt, als daß ich mich mit einer weitläuftigen Beschreibung einlassen sollte. Das Kap steht nicht unter Batavia, sondern unmittelbar unter Holland, sowohl was die Ernennung der verschiedenen Ehrenstellen als die Verwaltung der Civil- und Militärsachen betrifft. Wer hier eine Bedienung gehabt hat, kann keine in Batavia erlangen. Inzwischen stehet der hiesige Rath, mit dem in Batavia wegen der Handlungssachen in Verbindung. Die Zahl der Mittglieder beläuft sich auf achte, darunter der Statt-

halter den Vorsitz führt. Der Statthalter hat im Justitzcollegium keine Stimme, sondern unterschreibt nur bloß die Todesurtheile.

Es liegt eine Besatzung in Falsebay und eine andere in der Bay von Saldagna. Die letztere giebt einen herrlichen Hafen, der für alle Winde gesichert ist, ab, es fehlt aber an Wasser, und daher hat man hier den Hauptort nicht anlegen können. Man sucht den Ort von der Falsebay in bessern Stand zu setzen, weil die Schiffe hier im Winter vor Anker liegen, wenn es in der Bay des Kaps nicht angeht. Man findet hier alles und zu eben den Preisen als auf dem Kap. Beyde Orte sind vier Meilen zu Lande von einander entfernt, der Weg ist aber sehr schlecht.

Auf dem halben Wege befindet sich die Gegend von Constanz, welche den herrlichen Wein hervorbringt. Er ist aus Stöcken von Spanischen Muscatwein entstanden, und wird nur auf einem kleinen Stücklandes gebauet. Er gehört der Kompagnie nicht, und der Platz ist auch nicht, wie manche vorgeben, mit Mauern eingefaßt, und mit Soldaten besetzt. Der Weinberg wird in den obern und untern Constanz abgetheilt, jeder Theil gehört einer besondern Privatperson; zwischen beyde geht eine Hecke, welche die Grenzen ausmacht. Der Wein ist fast von einerley Güte, doch sind einige mehr für die eine, andere hingegen für die andere Art eingenommen. Man macht in gemeinen Jahren hundert und zwanzig bis hundert und dreyßig Eimer, jeden zu siebenzig Kannen oder Bouteillen gerechnet, wovon die Kompagnie den dritten Theil zu einem festgesetzten Preise erhält, das übrige wird von den Eigenthümern an diejenigen, welche sich einfinden, verkauft. Der Eimer von dem weißen Kapweine gilt jetzo dreyßig

und

und von dem rothen fünf und dreyßig Piaster. Wir speißten bey dem Eigenthümer des obern Antheils von den Weinbergen, welcher uns herrlich bewirthete, und uns die verschiedenen Fässer von diesem Weine auskosten ließ.

Der Boden, wo der Kapwein wächst, ist etwas abhängig, und besteht aus kiesigtem Sande. Man bedient sich keiner Weinpfähle, sondern der Stock wird sehr niedrig gehalten. Die ausgedrückten Trauben werden in die Kufen gethan, und so wird der Wein gut gemacht. Die Fässer werden in Kellern oder Gewölbern über der Erde aufgehoben, wo der Wind frey durchstreichen kann.

Auf dem Rückwege besuchten wir zwey Landhäuser, welche dem Statthalter gehören. Das größte heißt Nieuwe Land, und ist mit einem Garten versehen, welcher den hiesigen Garten der Kompagnie übertrifft. Der letztere verdient das Lob nicht, welches man ihm beylegt. Die langen Gänge mit hohen Hecken geben ihm das Ansehen eines Klostergartens. Es stehen viele Eichbäume darinne, welche nicht gut wachsen.

Die Pflanzstädte der Holländer haben sich längst der ganzen Küste sehr weit ausgebreitet. Der allenthalben herrschende Ueberfluß ist eine Frucht des Fleisses der Anbauer, die zwar den Gesetzen unterworfen sind, übrigens aber frey leben, und was sie erbauen, als ihr Eigenthum besitzen. Die Einwohner haben sich bis auf fünf und siebenzig Meilen von der Hauptstadt ausgebreitet, und nichts als die wilden Thiere zu fürchten, denn die Hottentotten fallen ihnen nicht zur Last.

Einer der artigsten Pflanzorte dieser Kolonie ist Klein Rochelle, wo sich einige Französische Familien,

welche die Aufhebung des Edicts von Nantes aus ihrem Vaterlande vertrieben, niedergelassen haben. Es ist wegen des Fleisses der Kolonisten, und des herrlichen Bodens, die blühendste unter allen. Sie legen ihrem jetzigen Aufenthalte den Namen ihres ehemaligen Vaterlandes bey, behalten aber noch allemal eine Liebe zu demselben.

Die Regierung schickt zuweilen Karavanen um das Innerste des Landes zu untersuchen. Im Jahre 1763. blieb eine solche Karavane acht Monate aus; sie kam weit gegen Norden, und machte, wie man mich versichert, wichtige Entdeckungen. Inzwischen konnte man den gehoften Nutzen nicht völlig davon ziehen, weil die Karavane unter sich uneinig ward, und den Anführer nöthigte zurück zu kehren, ehe er seine Entdeckungen noch vollendet hatte. Die Holländer errichteten bey dieser Gelegenheit mit einer sehr wilden Nation Bekanntschaft, die gelb war und sehr lange Haare hatte.

Auf dieser Reise fand man ein vierfüßiges Thier von siebenzehn Fuß hoch, davon ich die Zeichnung an Herrn Buffon überliefert habe. Es war ein Weibchen, welches ein Junges das erst sieben Fuß hoch war, säugte. Man fieng letzteres nachdem die Mutter getödtet war, es starb aber nach einigen Tagen. Herr Buffon hat mich versichert, daß es das Thier wäre, welches die Französischen Naturalisten la Giroffe nennen. Man hat seit Cäsars Zeiten, da eines im Theater zu Rom gezeiget wurde, keines wieder gesehen.

Vor drey Jahren entdeckte man in dieser Gegend ein vierfüßiges Thier von einer ganz neuen Art und brachte es nach dem Kap, wo es noch zwey Monate lebete.

lebete. Es soll von schönem Ansehen und gleichsam aus einem Stiere, einem Pferde und einem Hirschen zusammengesetzt gewesen seyn. Ich habe davon dem Herrn Buffon gleichfalls eine zuverläßige Zeichnung überliefert, und vermuthe, daß es eben so stark und hurtig als schön ist. Man nennt Afrika nicht ohne Ursache eine Mutter der Ungeheuer.

Nachdem wir uns mit Lebensmitteln, Wein und allerley Erfrischungen hinlänglich versorgt hatten, giengen wir den 17ten Jenner 1769. unter Seegel, und ich setzte meinen Punkt auf der Charte unter drey und dreyßig Grad vierzig Minuten südlicher Breite, und funfzehn Grad acht und vierzig Minuten östlicher Länge von Paris fest. Ich wünschte den Kapitän Carteret einzuholen, der zwar eilf Tage voraus hatte, dessen Schiff aber weit schlechter seegelte.

Ich richtete meinen Lauf nach der Insel St. Helena, um die Ascensionsinsel nachher desto gewisser zu erreichen, als wovon die Wohlfahrt meines ganzen Schiffvolks abhieng. Wir entdeckten solche auch den 29sten Jenner Nachmittags und es zeigte sich daß wir uns nur um vier bis fünf Meilen in der Schätzung unseres Weges geirret hatten. In der Nacht vom 3ten bis zum 4ten Februar waren wir in der Breite der Ascensionsinsel, ich zog also die meisten Seegel ein, und erwartete den Tag, da sich solche in einer Entfernung von vier Meilen zeigete. Um Mittag ließen wir die Anker in der Bay fallen, welche nach des Abts la Caille Beobachtung unter sieben Grad vier und funfzig Minuten südlicher Breite, und sechszehn Grad neunzehn Minuten westlicher Länge von Paris liegt.

Sobald die Anker geworfen waren, ließ ich die Böte ins Wasser, und schickte an drey Orten verschiedene Parteyen aus, um Schildkröten zu fangen. Alle Umstände ließen uns einen reichlichen Fang hoffen. Unser Schiff lag allein hier, die Jahrszeit war vortheilhaft, und wir befanden uns im neuen Monde. Während der Zeit ließ ich einige Verbesserung an den Masten vornehmen, zumal da der Fockmast gespalten war.

Des Nachmittags brachte man mir die Flasche, darinn ein Papier aufbewahrt wird, darauf sich insgemein alle Schiffe schreiben die hier einlaufen. Man legt solche nachgehends in einen gewissen hohlen Felsen in der Bay, wo sie vor Regen und den Wellen sicher ist. Ich fand den Swallow unter dem Kapitän Carteret darauf, welcher den 31sten Januar hier eingelaufen, und den folgenden Tag wieder abgesegelt war. Wir hatten ihm also seit der Abreise vom Kap der guten Hoffnung schon sechs Tage abgewonnen. Ich schrieb den Namen der Boudeuse auf, und schickte die Flasche wieder an ihren gewöhnlichen Ort.

Der Fang war glücklich, man bekam in einer Nacht siebenzig Schildkröten. Weil wir aber nur sechs und funfzig am Bord nehmen konnten, schenkten wir den übrigen die Freyheit. Den 6ten in der frühe waren die Schildkröten und Böte am Bord, und wir spannten sehr vergnügt über unsern reichen Fang und in der Hoffnung daß unser erster Ankerplatz nunmehro Brest seyn sollte, die Seegel auf.

Den 11ten passirten wir die Linie zum sechsten und letzten mal, nach unserer Schätzung unter dem zwanzigsten Grade der Länge. Den 25sten Abends sahen wir ein Schiff vor dem Winde, und nahmen

uns

uns in Acht es in der Nacht nicht zu überseegeln. Frühe holten wir es ein; Es war der Swallow. Ich bot dem Kapitän Carteret meine Hülfe an, wenn er etwas nöthig hätte, er war aber mit allem versehen. Er hatte Französische Briefe vom Kap mitgebracht, welche ich von seinem Borde abholen ließ. Er machte mir ein Geschenk mit einem Pfeile der wilden Insulaner, die er auf seiner Reise um die Welt angetroffen hatte, weil er sich gar nicht vorstellte, daß wir dieselbe Reise gemacht hätten. Sein Schiff war klein und seegelte schlecht, daher es schien, nachdem wir Abschied von ihm genommen hatten, als wenn er vor Anker liegen bliebe. Wie viel muß er nicht mit einem so schlechten Schiffe ausgestanden haben!

Wir vermutheten den Azorischen Inseln auf der Ostseite vorbey zu fahren, als wir den 4ten März frühe die Insel Tercera entdeckten, und ihr nahe vorbey seegelten. Wenn diese Insel auf Bellins Charte recht liegt, so hatten wir uns in unserer Schätzung um fünf und dreyßig Meilen gegen Westen geirret, welches auf einer so kurzen Fahrt als von der Ascensionsinsel bis hieher allerdings zu viel ist. Allein die Länge der Azorischen Inseln ist noch nicht genau genug bestimmt. Ueberdieses glaube ich, daß die Ströme in der Gegend des grünen Vorgebirges sehr heftig seyn mögen.

Es wäre für die Schifffahrt sehr wichtig, die Länge der Azorischen Inseln durch astronomische Beobachtungen genau zu bestimmen, und sowohl ihre Entfernungen von einander, als die Lage der Küste richtig zu verzeichnen. Keine Charte, sie mag von einer Nation seyn, von welcher sie will, ist in diesem Stücke zuverläßig. Einige sind nur weniger fehlerhaft als die anderen. Diesen Dienst hat Herr Fleurieu, ein

Seeofficier des Königes in Frankreich, vor kurzer Zeit den Schiffern geleistet.

Ich verbesserte meine Meereslänge bey Tercera nach Bellins Charte. Den 14ten in der frühe bekamen wir die Insel Quessant ins Gesichte. Den Tag hatten wir einen heftigen Sturm auszustehen, der uns an Masten, Tauen und Seegeln vielen Schaden that. Die Absicht war in Brest einzulaufen, als man mir aber den 15ten frühe Nachricht brachte, daß der Fockmast zu brechen drohte, und das Schiff auch sonst sehr schlecht zugerichtet war, so mußte ich mich entschließen, den Hafen von St. Malo, als den nächsten zu suchen. Wir langten glücklich den 16ten März daselbst an, nachdem wir seit zwey Jahren und vier Monaten, da wir von Nantes abgiengen, nicht mehr als sieben Menschen von der Fregatte verloren hatten.

Puppibus et laeti nautae imposuere coronas
Virg. Aen. IV.

Fortsetzung des Verzeichnisses von Büchern, so die Caspar Fritschische Handlung in Leipzig auf eigene Kosten hat drucken lassen, und allda und beygesetzte Preise in Menge zu finden sind.

Abhandlungen arztneykundige, herausgegeben von dem Collegio der Aerzte in London, aus dem Englischen übersetzt von Dr. Krausen, erster Band gr. 8. 1768. à 20 Gr.

Backers, D. George, Untersuchung, was von der jetzt in England üblichen Methode, die Kinderblattern einzupfropfen, zu halten sey, aus dem Englischen, 8. 1767. à 3 Gr.

Baretti, Joseph, Reisen von London nach Genua durch England, Portugal, Spanien und Frankreich, aus dem Englischen, zwey Bände, 8. 1772. à 1 Thl. 8 Gr.

von Bennigsen, Rudolph Christian, ökonomisch-juristische Abhandlung vom Anschlag der Güther, vermehrte Auflage, 8. 1771. à 12 Gr.

— vom Pacht und Verpacht der Güther, vermehrte Auflage, 8. 1771. à 12 Gr.

Beytrag zur Geschichte der allgemeinen Viehseuche in der Mark Brandenburg, 8. 1767. à 3 Gr.

Bos, Lamberti, antiquitatum graecarum praecipue atticarum, descriptio breuis cum notis et emendationibus Io. Fr. Leisneri, editio noua et auctior, 8. Lipsiae 1767. à 10 Gr.

Boswells, Jakob, Beschreibung von Corsika, nebst vielen wichtigen Nachrichten und Anecdoten von Pascal Paoli, aus dem Englischen, gr. 8. 1769. à 22 Gr.

Bougainville Reise um die Welt, welche mit der Fregatte la Boudeuse in den Jahren 1766, 1767, 1768. und 1769. gemacht worden, aus dem Französischen, gr. 8. 1772. à 1 Thl.

Commedie di P. Terenzio, tradotte in verſi ſciolti da Nicolo Fortiguerri col commentario tedeſco, 8. 1772. à 14 Gr.

Dimsdales, D. Thomas, Unterricht von der gegenwärtigen Methode die Kinderblattern einzupfropfen, nebſt einigen Verſuchen, die natürlichen Blattern auf eine ähnliche Art zu behandeln, aus dem Engliſchen, 8. 1768. à 6 Gr.

Erneſti, Ioh. Aug. Initia doctrinae ſolidioris, editio quinta inſigniter aucta c. fig. 8. 1770. à 1 Thl.

—— Initia rhetorica, auctior et emendatior, 8. 1772. à 6 Gr.

—— archäeologia litteraria, maj. 8. 1768. à 8 Gr.

Der Feldzug, eine Geſchichte, aus dem Engliſchen, zwey Theile 8. 1768. à 18 Gr.

Frorieps, J. F. Predigten, gr. 8. 1770. à 1 Thl.

Gellerts, C. F. ſämmtliche Schriften, ſieben Theile, 8. 1769. à 3 Thl. 12 Gr.

—— ſämmtlicher Schriften, Anhang, 8. 1770. à 8 Gr.

—— vermiſchte Gedichte, gr. 8. 1770. à 12 Gr.

Gellerts, C. E. Anfangsgründe zur Probierkunſt, neue mit Zuſätzen von dem Verfaſſer vermehrte Auflage, mit Kupfern, 8. 1772. à 16 Gr.

Geſchichte luſtige und ſinnreiche des Ritters Don Quixotte von Mancha, neue mit Kupfern gezierte Auflage, vier Theile, 8. 1767. à 2 Thl. 16 Gr.

Herodiani hiſtoriarum libri VIII. cum verſione Bergleri et notis Leisneri ſuisque animaduerſionibus edidis M. Irmiſch, maj. 8. ſub praelo.

Hommelii, Car. Ferd. Corpus juris ciuilis cnm notis variorum, maj. 8. 1768. à 1 Thl. 16 Gr.

—— Sceleton juris ciuilis, editio quarto et aucta, fol. 1767. à 6 Gr.

—— Erklärung des goldnen Horns aus der Nordiſchen Theologie, mit Kupfern, 8. 1769. à 4 Gr.

Horatii Flacci Opera ex recenſione W. Baxteri et animaduerſionibus Ioh. Matth. Gesneri, editio noue, correctior, maj. 8. 1772. à 1 Thl. 8 Gr.

Krebſii, Ioh. Tob. Decreta Romanorum pro Iudaeis facta e Ioſepho collecta et Commentario hiſtor. gram. critico illuſtrata, maj. 8. 1768. à 1 Thl.

Lamberts, J. H. neues Organon, oder Gedanken über die Erforschung und Bezeichnung des Wahren und dessen Unterscheidung vom Irrthum und Schein, zwey Bände gr. 8. 1764. à 2 Thl.

Millars, Johann, Bemerkungen über die Engbrüstigkeit und das Hühnerweh, nebst einem Anhange von der stinkenden Asa, aus dem Englischen, gr. 8. 1769. à 10 Gr.

Nachrichten, neue ökonomische, 1—48stes Stück, 8. 1763—1769. à 4 Thl.

Platners, Joh. Zach. gründliche Einleitung in die Chirurgie, mit Kupfern, neue Auflage, gr. 8. 1770. à 1 Thl. 16 Gr.

Platners, D. Ernst, Briefe eines Arztes an seinen Freund über den menschlichen Körper, zwey Theile, 8. 1770. und 1771. à 1 Thl. 4 Gr.

Plinii, Caii Caecilii Sec. Epistolae et Panegyricus, cum annotationibus perpetuis Ioh. Matth. Gesneri, editio noua auctior, maj. 8. 1770. à 1 Thl. 8 Gr.

Reflexions sur la Peinture par Mr. de Hagedorn, traduits de l'allemand par Mr. Huber, 2 Vol. maj. 8. sous presse.

Saintfoix, Herrn von, theatralische Werke, aus dem Französischen, vier Theile, gr. 8. 1750—1768. à 1 Thl.

Sallustius, Caj. Crisp. Geschichte vom Katilinarischen und Jugurthinischen Kriege, aus dem Lateinischen übersetzt von Gottfried Conrad Böttger, gr. 8. 1771. à 10 Gr.

Senac, Joh. Baptista, über die verborgene Natur und Heilung der Wechselfieber, mit verschiedenen Erfahrungen und Beobachtungen erläutert, aus dem Lateinischen, gr. 8. 1772.

Silberschlags, Joh. Esa. vollständigere Abhandlung vom Wasserbau an Strömen, mit vielen Erfahrungen vermehrt und ganz neuen Kupfertafeln versehen, gr. 8. 1772.

Sterne, Laurentz, (oder Yorik) neue Sammlung von Predigten, aus dem Englischen, gr. 8. 1770. à 12 Gr.

Stosch, Ferdinandi, Compendium archaeologiae oeconomicae noui Testamenti, ducentis thesibus comprehensum et notis illustratum, 8. 1769. à 8 Gr.

Virgilii,

Virgilii, Publ. Maronis Opera varietate lectionis et perpetua adnotatione illuſtrata a Chr. Gottl. Heyne, II. Tomi maj. 8. 1767—1771. à 2 Thl. 16 Gr.

Virgilii, Publ. Maronis Opera Tomus III. et IV. ſub praelo.

Volkmann, D. J. J. hiſtoriſch-kritiſche Nachrichten von Italien, drey Bände, gr. 8. 1770. und 1771. à 4 Thl. 20 Gr.

Whytts, Robert, ſämmtliche zur praktiſchen Arzneykunſt gehörige Schriften, aus dem Engliſchen, gr. 8. 1771. à 1 Thl. 12 Gr.

— Beobachtungen über die Natur, Urſachen und Heilung der Krankheiten, die man gemeiniglich Nerven, hypochondriſche und hyſteriſche Zufälle nennt, aus dem Engliſchen, gr. 8. 1766. à 20 Gr.

Xenophontis Memorabilia Socratis dictorum libri quatuor cum emendationibus et indice locupletiſſimo Ioh. Aug. Erneſti, editio quinta longe auctior et emendatior, maj. 8. 1772.

Youngs, Arthur, Reiſen durch den nördlichen Theil von England, in Abſicht auf die Oekonomie, Manufakturen und die Sammlung der Werke der Kunſt, zwey Bände, gr. 8. 1772.

Bayerische
Staatsbibliothek
MUNCHEN

REISE
DER KOENIGLICHEN SCHIFFE
DIE BOUDEUSE UND ETOILE UM DIE WELT
EUROPA
ASIA
AFRICA
NORD AMERICA
SÜD AMERICA
AFRICA
DER WENDECIRCUL DES KREBS
DIE LINIE
DER WENDECIRCUL DES STEINBOCKS
SÜD ODER STILLES MEER
DAS ATLANTISCHE MEER
DAS ATLANTISCHE MEER
OSTL: LÆNGE VOM MERIDIAN VON PARIS
WESTL: LÆNGE VOM MERIDIAN VON PARIS
Irland
England
Spanien
Paris
Brest
S. Malo
Nantes
Azorische Inseln
Canarien Inseln
Ins. des Grünen Vorgebürg
Ascensions Insel
J. St. Helena
J. der H. Dreieinigkeit
J. Tristan d'Acugna
Vorgeb. d. guten Hofnung
Madagascar
I. de Bourbon
J. Rodrigo
J. de France
Strasse der Sonde
Cocus Inseln
Batavia
Java
Philippinische Inseln
Gilolo
Durchfahrt der Franzosen
Neu England
Bay Choiseul
Salomons Inseln deren Daseyn u. Lage noch ungewiss ist
l'enfant perdu
Schiffer Inseln
Archipel der grossen Cycladen
Papara
Tauti
Neu Holland
Neu Zeeland
Land Diemen
Linie der Antipoden von Paris
vorgebliches Land Davis
Juan Fernandez
Buenos Aires
Rio de la Plata
Rio Janeno
Missionen der Jesuiten
Montevideo
Sebalds Insel
Malouinische Ins.
Strasse Magellans
Feuer Insel
Kap Horn
J. der H. Dreieinigkeit
J. St. Helena
J. Tristan d'Acugna
Ascensions Insel
Ins. des Grünen Vorgebürg
Canarien Inseln
Azorische Inseln
J. D. Philippin geb. Sysangen sc.

XXXX

XII 92

ALOIS
Buch
Schreib
MÜNCH

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bougainville, Louis-Antoine <<de>>,

Reise um die Welt welche mit der Fregatte la Boudeuse in den Jahren, 1766, 1767, 1768 und 1769 gemacht worden ; aus dem Französischen

Leipzig 1772

It.coll. 221 c
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10465904-7
VD18 14644479-001